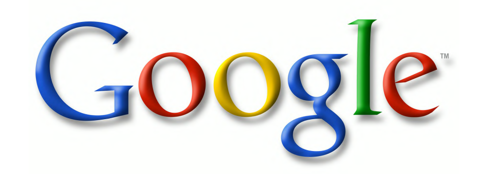






1409 JUBILÄUMSGABE 1909
LEIPZIGER VERLEGER
JOHANN AMBROSIUS BARTH · BREITKOPF u. HÄRTEL
A. DEICHERT'SCHE VERLAGSB. NACHF. GEORG BÖHME · S. HIRZEL
DUNCKER u. HUMBLOT · WILHELM ENGELMANN · J. C. HINRICHS'SCHE
BUCHH. · O. R. REISLAND · B. G. TEUBNER · VEIT u. COMP. · F. C. W. VOGEL



Die

Kaiserwahl Karl's V.

Von

Robert Roesler.

Wien.
Verlag von Tendler & Comp.
(Julius Grosser.)
1868.

Maximilian I. und das deutsche Reich.

Die Geschichte Deutschlands vom dreizehnten Jahrhundert an ist die eines fortwährenden Rückganges und Verfalls seiner Kraft und Ordnung im Innern, seines Ansehens nach Außen; vom Schauplatz der großen Weltereignisse hat es sich mehr und mehr auf sich zurückgezogen. Den königlichen Häusern Habsburg, Luxemburg und Wittelsbach fiel es leichter, neue Reiche zu begründen, als das alte Reich wieder herzustellen. Im fünfzehnten Jahrhundert nahm der Zerfall des großen Staatskörpers noch zu, überall war sociale Zerrüttung, Anarchie und eine unheimliche Gährung. Damals bestieg das Haus Habsburg den Thron Rudolfs von neuem; aber das halbe Jahrhundert der Regierung Friedrichs bewies Jedem in der Welt die völlige Ohnmacht eines römischen Kaisers; das Reich und sein Oberhaupt wurden in Italien und Frankreich zum Gespötte. Ein dumpfer Unmut ging durch alle deutschen Lande hin, die alten unerträglich gewordenen Zustände abzuschütteln, wurde allgemeiner Wunsch. Zu dem Rufe nach kirchlichen Reformen, wie er seit dem vierzehnten Jahrhundert lauter und lauter geworden, gesellte sich jetzt der nach politischen. Doch die Reichstage bewirkten so wenig die letzteren, als die Concilien die ersteren. So lange Friedrich III. das Alte mit unnachgiebiger Ausdauer schützte, mußte man die Last des morschen Staatswesens weiter schleppen; aber die muthigen Herzen blickten

mit fester Hoffnung in die Zukunft. Der neue König Maximilian, den man gegen alten Brauch noch bei Lebzeiten seines Vaters aufgestellt, sollte die ersehnte Reform bringen; schien er sie doch selbst zu wünschen, hatte er sie doch, als er die Stufen des Thrones emporschritt, versprochen. Noch gab es politische Sanguiniker, begeisterte Profeten der Zukunft in Menge. Ein halbes Menschenalter nach Friedrichs Tode und die Lage ist anders. Man ist durch eine Leidensschule zahlreicher Enttäuschungen hindurchgegangen, der frische Enthusiasmus ist abgekühlt, das Hoffen müde geworden, der patriotische Schwung der Besten erlahmt.

Was hat Maximilian gethan, was hat seine Regierung aus Deutschland gemacht? Ist es stärker und kräftiger geworden, hat es den alten Ruhm seines Namens wieder erlangt? Alles nicht; das Reich ist noch mehr gesunken und zurückgegangen, der Verlust langgenährter Hoffnungen war nicht die einzige Einbuße, die es unter Maximilian erlitt. Er liebte es in Kraftworten von der Würde seiner Stellung, von dem Glanze der römischen Krone zu reden, aber er offenbarte nur seine und des Reiches Schwäche. Was Maximilian nach Außen auch thun mochte, er spielte beinahe nur Nebenrollen. Die Fürsten Europas fürchteten ihn nicht sonderlich als Gegner und schätzten ihn nicht sehr als Bundesgenossen. Aller Wechsel der Allianzen machte ihn nicht stark, seiner hitzigen Rührigkeit spotteten die geringen Resultate. Das beständige Ziel seiner Anstrengungen, Italien, blieb ihm entzogen, während es wiederholt die Beute Frankreichs wurde, und sein Ansehen war so gering, daß es ihm nicht einmal gelang, den Boden Roms zu betreten, um das Gepränge einer Kaiserkrönung in den alten herkömmlichen Formen zu genießen.

In Augenblicken des Nachdenkens trat dem Kaiser Maximilian die Ohnmacht seines politischen Wirkens selbst vor Augen, doch die Reflexion drang nicht tief ein, ein frischer Humor, ein beißendes Witzwort gegen seine Gegner half ihm schnell über das Bittere solcher Betrachtungen hinüber und hinderte ihn an der Er-

fassung der wahren Ursachen. Für den ruhigen Beobachter liegen sie nicht so tief.

Maximilian hatte bei Antritt seiner Regierung die durch Theilungen und Stürme der Zwietracht lange Zeit geschwächte österreichische Hausmacht vereinigt; es war das compacteste, wol abgerundetste, geschlossenste Territorium Deutschlands, bedeutend genug, seinem Besitzer unter den Fürsten ein großes Gewicht zu verleihen. Es genügte auch völlig, die Grundlage eines nationalen Königtums zu bilden, das fern von mittelalterlicher Kaiserpolitik im engeren Kreise der Ordnung und Stärkung des Innern sich beschied, wie die Stimmführer der Reform wünschten. Doch einem Herrscher, der in dieser Beschränkung seine Aufgabe nicht zu erkennen vermochte, der einzig und allein äußere, große Politik machen wollte, genügte die Hausmacht doch lange nicht. Namentlich mit Frankreich konnte sie sich nimmer vergleichen. Die Hilfsmittel des österreichischen Ländercomplexes waren überdies nicht entwickelt, die Geldquellen der im Ganzen geldarmen Länder durften sich mit den materiellen Kräften Frankreichs oder Aragoniens oder italienischer Fürsten nicht messen. Zu der Hausmacht trat nun freilich die königliche Würde. Wol gingen von dieser wie aus einem unerschöpflichen Borne zahllose Gnaden, Titel und Ehren aus, die ältesten und ehrwürdigsten Privilegien leiteten von da die Verjüngung ihrer Rechtskraft ab, doch stand seit jeher zu diesem Prunke der äußeren Erscheinung die Macht des deutschen Königthums in auffallend scharfem Gegensatz. Das Sonderleben der einzelnen Gebiete kräftigte sich immer mehr. Es gebrach an gemeinsamen Einrichtungen, an einer allgemeinen Besteuerung und Wehrverfassung, und vor allem an einem allen Reichsangehörigen zu Theil werdenden unparteiischen Rechtsschutze. Der großen Ländermasse, die man das deutsche Reich nannte, fehlten alle Manifestationen eines geordneten Staatswesens, die Antriebe zum Patriotismus waren darum gering, jede Regung stieß sogleich auf hemmende Schranken. Wol gab es Fürsten und Bürger, welche diese Lage erkannten und beklagten, ja es

ging eine nicht geringe Aufregung durch das Reich, der tiefe Drang nach Reformen äußerte sich in massenhaften Vorschlägen und Berathungen. Aber die Pläne hielten sich in den Bahnen, welche die bisherige Geschichte mit ihrem Zuge zum Particularismus unverkennbar vorgezeichnet hatte. Durch die Reformen sollte die Executivgewalt aus den Händen des seit Generationen machtlosen Oberhauptes völlig in die der aristokratischen Föderation, welche einmal das Reich vorstellte, übergehen. Nicht nur, daß Maximilian daraus eine Schwächung der ihm überlieferten Machtgewalt mit Recht befürchtete, so benahm ihm überdies die aus den Reformtendenzen unmittelbar hervorgehende Richtung der Reichstage, alle politische Thätigkeit vom Auslande abzuziehen und mit größtem Nachdruck nach innen zu wenden, die lockende Aussicht auf energische Förderung seiner Lieblingsprojecte, die durchaus eine nach außen gerichtete Politik im Auge hatten. Niemals hat es im deutschen Reiche eine Generation gegeben, welcher mehr die administrative Ordnung des zerrütteten Staates am Herzen lag und niemals zugleich einen König, dem alles theurer war, als diese und welcher so ganz in auswärtiger Politik aufging.

Da hätte nur die aufopferndste Hingabe von Geld und Blut dem Reiche gegen des Königs mächtige Abneigung zur ersehnten Reform verhelfen können. Aber diesen großen Preis zu zahlen entschloß man sich nicht. Das Reich wollte des Königs Kriege, welche doch nur persönlich dynastische Zwecke fördern und der habsburgischen Hausmacht allein dienen sollten, nicht mit Aufgebot aller seiner Kräfte führen; der König wollte, ohne reich entschädigt zu werden, die ihm eine widerwärtige Fessel dünkende Reform nicht zu Stande kommen lassen. Das Reich legte seinem Könige Pflichten auf, dieser wollte nur Rechte. Aus dieser Verschiedenheit der Bedürfnisse und Bestrebungen bei Ständen und König sind ärgerliche Conflicte entsprungen, die nach manchen wolmeinenden Versuchen der Transaction, endlich die Wirksamkeit beider Parteien lähmten: das Fehlschlagen der Reform hatte die Anarchie zur Folge. Man hatte, als sein Vater Friedrich die

Reform von sich wies, auf den Sohn geharrt, nun täuschte auch dieser die Nation. Es mußte einsichtigen Patrioten klar werden, daß für Deutschland eine bessere Aera von diesem Hause, dem andere Ziele vorleuchteten, nimmermehr ausgehen könne.

Doch sind es nicht einzig und allein die dynastischen Ziele, welche Maximilian unfähig machten, irgend einen von Deutschlands heißen Wünschen zu erfüllen. Einen nicht geringen Theil der Schuld trägt auch seine Persönlichkeit. Es wäre wol jedem Anderen sehr schwer geworden, die Hoffnungen zu erfüllen, welche man in den Jahren 1486—1493 auf seine Regierung gesetzt hat. Denn wenn in der Regel an jeden Thronfolger oder jungen Regenten große Erwartungen geknüpft werden, so ist dies in noch höherem Grade der Fall, wenn die Regieruug des Vorgängers von ungewöhnlicher Dauer ist. Von Jahr zu Jahr steigert sich die Spannung in der Atmosphäre der Wünsche, je länger die Thätigkeit brachliegen muß, desto schrankenloser spielt die Phantasie, die eingreifendsten Reformen können nicht mehr zufrieden stellen. Die ungemeine Zähigkeit des greisen Friedrich III. trug das Ihrige dazu bei, den Sohn, der hierin so ganz das Gegentheil desselben war, populär zu machen.

Hundert Anlässe und Proben bezeugen es nun, daß Maximilian keine gewöhnliche Erscheinung war. Ein reicher Verein von glänzenden Vorzügen bereitete seinem Auftreten allenthalben ein günstiges Vorurtheil. So muß man zugestehen, daß er durch seine unermüdliche körperliche Abhärtung, beständige Waffenübung, unausgesetzte Aufmerksamkeit auf militärische Verbesserungen und Erfindungen, hauptsächlich der Geschützkunst, sowie durch unerschrockensten Mut, soldatische Haltung, feurige Kampflust, auf Freunde und Gegner einen bedeutenden Eindruck gemacht hat. Seit hundert Jahren, sagte man, sei kein König ihm darin gleichgekommen und es ist wahr. Türken und Schweizer, Franzosen und Pfälzer, Ungarn und Italiener haben gelegentlich harte Schlachthiebe von ihm hinnehmen müssen. Wie hing der Landsknechte Herz an ihm; er war ihnen das Vorbild aller

Tapferkeit und theilte jede Gefahr, dabei war seine Hand immer offen und mild[1]. Aber im Hintergrunde dieser Vorzüge und von eingreifenderer Wirkung als diese, treten uns seine Fehler entgegen. Und man darf es nicht übersehen, seine Vorzüge brachten ihm allein Vortheil, seine Fehler hingegen waren alle dem Reiche schädlich.

Wer weiß es nicht, wie die Herzen des Volkes einem Monarchen zufliegen, der durch Leutseligkeit den Zugang zu sich leicht macht, und wie Viele durch eine zwanglose oder zwanglos scheinende Herablassung an einen Fürsten gekettet werden. Selbst schlechte Regenten bedienen sich dieses bequemen Mittels mit dem größten Glück und gewinnen durch ein huldreiches Lächeln, ein heiteres Scherzwort, populäre Manifestationen Verzeihung für Laster und Missethaten. Wie hat der gemeine Mann Neapels den Rè Bomba vergöttert. Was auf solche Weise durch persönlich liebenswürdiges Auftreten gewirkt werden kann, das hat Maximilian wol gewußt. Er scherzte mit dem schlichtesten Manne, trank und tanzte mit den Bürgern, behandelte die Reichsfürsten als seines Gleichen, nichts war ihm fremder als die steife Gravität, die später durch seinen Enkel Mode wurde. Er hatte etwas von der Art seines einfachen Ahnherrn Rudolf und theilte mit ihm die Popularität in weiten Kreisen. Aber die großen Angelegenheiten des Staates werden nicht durch einen frischen Trinkspruch bei einem Armbrustschießen oder ein Tänzchen mit einer schönen Patriciermaid entschieden. In jeder ernsten, schwierigen, rein politischen Angelegenheit war dem König sein überbewegliches, abspringendes, unnachhaltiges Wesen im Wege; selten sieht man umsichtige Vorbereitung, kaltblütiges Zuwarten, zähe unerschütterte Ausdauer. Und wie er sich hitzig und stürmisch gleich einem Wetter auf jedes

[1]) Vergl. Quirini's Bericht in Schmidt's Zeitschrift 2, 334. Ha un credito inestimabile tra tutte le sorti de' soldati Tedeschi havendo a tutti per molte esperientie dimostrato di non fuggir alcun pericolo, ne mai abbandonar li suoi nella battaglia. E ancora amato et tenuto perche el dona quello che l'ha et tal'hora quello chel non ha.

Unternehmen wirft, die großen Anläufe mit eben so großen oder noch größeren Worten verkündet und begleitet, dann bei dem ersten entschiedenen Widerstand, den er trifft, das Vorhaben rasch wieder fahren läßt, so kann es nicht ausbleiben, daß er unbeständig, großsprecherich klein erscheint und genannt wird. Wenn er nun überdies aller anscheinenden und häufig proclamirten Offenheit und Biederkeit zum Trotze immer in Intriguen und zweideutiges Spiel verflochten ist, wie irgend einer des ränkevollen Zeitalters, so darf man sich gar nicht wundern, daß man ihn in den höheren Kreisen allgemein für unverläßlich und falsch hielt. Mit der „welschen Practik", die er an Andern so oft mit Tadel belegte, war er selber doch meisterlich vertraut, er hat ihr durch vielseitige Ausübung bei den deutschen Fürsten ziemlich allgemeinen Eingang verschafft. In der Haltung eines schlichten Biedermannes übte er mit hoher Virtuosität die Kunst der berechnetsten Schmeichelei. Unter der Glätte einfacher Manieren verbarg sich in hundert Falten die lauerndste Arglist.

Man hat ihn später den „letzten Ritter" genannt, aber dieser Ausspruch, so populär er geworden ist, verkennt den Kern von Maximilians Wesen durchaus, das nicht so einfach und ritterlich ist, als es Manchem schon schien. Sollte er schon in etwas der Letzte heißen, so hätte man ihn den letzten deutschen Habsburger nennen können. Er ist der Letzte dieses Hauses, der seiner Erziehung und dem Grundzug seines Wesens nach deutsch war. Die Nachfolger von Karl an sind nicht mehr Deutsche, als Spanier und Italiener. Die Tendenzen nach außerdeutscher Herrschaft, nach einer europäischen Stellung, die bereits Maximilians kräftigste politische Antriebe bilden, haben, nachdem die Ziele erreicht waren, das deutschnationale Element in diesem Hause notwendig zurückgedrängt.

Da die Vermehrung des Hausbesitzes Maximilian unausgesetzt am Herzen lag, so kann man sich nicht wundern, daß er in Deutschland, welches ein Depot der reichsten Mittel zu diesem Zwecke besaß, eine rein persönliche, von Moment zu Moment nach zu-

fälligen Interessen wechselnde, jedes höheren Principes entbehrende Politik führte. Die öffentliche Moral in Deutschland wurde dadurch nicht strenger, die Begeisterung für allgemeine Angelegenheiten nicht inniger und reiner.

Wenn man von diesem Gesichtspunkte aus Maximilian den Namen eines großen Politikers nicht beilegen darf, so kann man ihn auch trotz eminenter militärischer Eigenschaften nicht einen Feldherrn nennen. Maximilians unaufhörliche Kriege sind insgesammt glückliche oder unglückliche Fehden. Eine seiner glücklichsten ist jener Pfälzer Krieg mit der in Liedern gefeierten böhmischen Schlacht. Und doch sind keine Lorbeern leichter erstritten worden. Auf dieselbe Art, wie damals der Pfalzgraf Ruprecht erlag, so war es neunzig Jahre früher dem Herzog Friedrich von Tirol, Maximilians Verwandten, ergangen; jeder ländergierige Nachbar nahm sich den nächsten Länderfetzen. Gab es damals einen König, der zu solchem Beginne aufforderte und es von Reichswegen gut hieß, so war Maximilian nun selbst Partei und hat als solche zugegriffen.

Ihm gebrach für den Krieg die richtige Voraussicht der Schwierigkeiten einer Unternehmung; immer unterschätzt er sie und sie wachsen ihm dann über den Kopf; immer von neuem täuscht er sich über den Umfang seiner Mittel, die er stets verzettelt, nie zu concentriren versteht. So zeigt sich nach jedem Unfalle, den er erleidet, daß seine Rüstungen durchaus unzulänglich gewesen: er hat eine Schlappe erfahren, sogleich ist auch die Basis aller Operationen und Pläne erschüttert. Derart war denn der Ausgang seiner Unternehmungen selten schwer vorherzusagen, besonders Frankreich gegenüber, welches der Kaiser so oft bekämpft hat, gegen das er so leidenschaftliche Philippiken hielt, dem jetzt im Cabinete, dann im Felde, und am Tische der Conferenzen er etwas abzuringen strebte, und vor dem er endlich immer zurückweichen mußte. Ist es nötig an einiges zu erinnern?

Mit wie ungemessenen Vorstellungen war er in den Krieg gegen Venedig gezogen, einen Krieg, der so unpolitisch

war und diesen ihm ungefährlichen Freistaat so sehr schädigte. Wie war es ihm nicht genug erschienen, weite Eroberungen zu erwerben, er hatte die Einnahme und Zerstörung der Lagunenstadt geträumt. Und wie wenig hat er dann erreicht! Und als es dem heiligen Bunde gelungen war, die mächtigen Franzosen, die Herren von Mailand und Genua aus Italien wieder zu vertreiben, so hatte sein Glück doch keine Dauer. Mit Franz I. bestieg den Thron Frankreichs eine Persönlichkeit, in vielem der seinen verwandt, aber gewaltiger durch den Besitz eines großen kräftiger organisirten Reiches, in welchem die Tendenzen des Herrschers und des Volkes nicht so diametral auseinanderliefen wie in Deutschland. Dieser Franz I. mit seinem Heldenfeuer, getragen durch die kriegerische Begeisterung seines Adels entriß Maximilian jede fernere Aussicht auf Erfolg. Die tödtlichen Donner von Marignano machten die hitzigen Sporen von Guinegate mehr als quitt.

Sogleich nach dieser Schlacht zeigte Maximilian den schwankenden, unnachhaltigen Charakter seiner Politik zugleich mit der Vorliebe für krumme Wege und trügerisches Spiel. Indessen er das alliirte England zu Subsidien veranlaßte, damit ein neues Schweizerheer sich auf die Lombardei stürze, welches er selbst gegen Mailand zu führen versprach, unterhandelte er in der Stille bereits mit Frankreich und war wegen des Abschlusses eines Friedens mit dem burgundischen Cabinete in inniger Verständigung. Heinich VIII. wendet eine und eine halbe Million Kronen auf, die ungemessenen Ansprüche der Söldner zu befriedigen, 17000 Schweizer marschiren nach dem Herzogthum Mailand, das Land erhebt sich zu ihren Gunsten, die Schweizer im französischen Heere bieten den Abfall an, und es sind alle Anzeichen vorhanden, daß Mailand sich nicht halten werde; die Situation war so glückverheißend, um nach einem kräftigen zeitgenössischen Ausdruck nicht nur einen Kaiser, sondern einen Esel vorwärts zu treiben[1], da

[1]) Brewer, Letters and papers of the reign of Henry VIII, London 1864 pr. 1754. The country is ready to rise, which should not only

läßt Maximilian unter lächerlichen Vorwänden sein kampfmutiges Heer im Stich, nimmt das Pulver der Geschütze mit sich und begibt sich aller Ueberredung zum Trotz nach Tirol. Die Schweizer schreien über den „Verrat desjenigen, der wie Judas an Christus handle“ und [1] kehren in die Heimat zurück. Es ist kaum ein Zweifel möglich, daß geheime Verabredungen mit den Franzosen den Kaiser zu einem eben so unpolitischen als schimpflichen Betragen verführt haben. Dem Gelde gegenüber, das er nur zu verschleudern wußte, hat er immer die größte Schwäche bewiesen; welche Reihe unwürdiger Künste zieht sich durch die nächsten Jahre [2].

Der Kaiser hat das zweizüngige Spiel noch an zwei Jahre lang fortgesetzt. England hatte sich mit dem Ausgange des Feldzuges von 1516 nicht zufrieden geben wollen, ihm lag an der Forterhaltung einer Liga gegen Frankreich; noch hoffte Heinrich VIII. eine vortheilhafte Wendung zu bewirken. Diese kriegerische Stimmung des Towercabinets bot Maximilian ein willkommenes Mittel englische Subventionen zu gewinnen. Er forderte immer neue Summen zur Aufbietung von Truppen gegen Frankreich, von dem er sich nur aller Treulosigkeit und allen Treubruches zu versehen vorgab; er warnte vor dem Ehrgeiz eines Staates, welcher nach der Herrschaft über die gesammte Christenheit verlange; insgeheim ließ er durch den Herzog von Savoyen einen Frieden mit Franz I. einleiten. Mit seinem Enkel Karl, über den er gegen Heinrich VIII. Klage führte, lebte er im besten Einvernehmen und war weit entfernt jenen Vertrag von Noyon zu misbilligen, dem beizutreten

---

move an Emperor, but an ass. He has left them artillery, and no gunpowder.

1) Brewer nr. 1721. Galias says if the Emperor runs away he will commit greater treason against all princes than ever did Judas against Christ.

2) Wertvolle Enthüllungen über diese Zeit geben die erwähnten Letters and papers von Brewer. Nach ihnen und der vortrefflichen sehr lesenswerten Preface des Herausgebers hat Reinhold Pauli die interessante Skizze „Diplomatie im Jahre 1516“ (Sybel's Zeitschrift Bd. 14. S. 269—294) gezeichnet.

er scheinbar sich so lange gesträubt hat. Und diesen Schein pflegte er nur Englands wegen. Gegenüber der vermehrten Vorsicht des Londoner Cabinets, welches das letzte Beispiel rücksichtsloser Verschleuderung und Uebervortheilung noch lebhaft vor Augen hatte, mußte er neue Mittel der Ueberredung anwenden. Damals warf Maximilian als einen Köder, den er für ungemein lockend halten mochte, den überraschenden Antrag hin, daß er Heinrich VIII. an Sohnesstatt annehmen, ihn mit Mailand belehnen und zu seinem Nachfolger im Reiche machen wolle.

Hat er es vielleicht mit diesem Antrage ernst gemeint?

Die Wahl eines römischen Königs.

In ununterbrochener Folge von drei Regierungen besaß das Habsburg'sche Haus den Kaiserthron des deutschen Volkes. Wird es denselben von neuem begehren, denselben von neuem erlangen? Die Erörterung dieser Frage soll uns jetzt beschäftigen.

Der deutsche Thron war längst der schwächste und ärmste der Christenheit geworden, die überraschende Entwickelung der großen Monarchien Frankreich und Spanien hatten ihn mehr und mehr in Schatten gestellt. Albrecht II. von Oesterreich hatte ihn nicht gesucht, Friedrich III. an drei Monate gezögert, die angebotene Krone anzunehmen, Maximilian I. wiederholt in Unmut ausgerufen, sie den Kurfürsten des Reiches vor die Füße setzen zu wollen. Aber man hat allen Grund anzunehmen, daß es diesem dabei nicht rechter Ernst gewesen, denn gerade unter ihm vollzieht sich eine bedeutsame Wendung. Der lange verworfene Stein wird mit einemmal zum Eckstein. So lange Habsburg auf den getheilten Besitz einiger deutscher Herzogtümer eingeschränkt geblieben war, hatte es die deutsche Kaiserwürde zuweilen wenig beneidenswert gefunden. Seit es zum Rang einer europäischen Macht sich zu erheben anfing, hat es den großen Wert derselben sogleich erkannt. Die römische Kaiserwürde gewährte wie keine andere Krone dem starken Besitzer ein kostbares Archiv alter Ansprüche, sie eröffnete zugleich zu ihrer Durchsetzung eine

Rüstkammer vortrefflichster Waffen. Die factische Macht, die man mit ihr überkam, mochte noch so gering sein, die Rechte, welche der mittelalterliche Kaisermantel in sich schloß, der alte Nimbus, der ihn umstrahlte, boten dem Ehrgeize eines Mächtigen unschätzbare Handhaben.

Nun hatte das habsburgische Haus während Maximilians Regierung durch eine Reihe außerordentlicher Glücksfälle, wie sie keiner anderen Dynastie zu Theil geworden sind, einen ungeheuren Länderzuwachs erworben. Im Besitze einer so vermehrten Hausmacht durfte man hoffen, das Erbe Karls des Großen, der Ottonen und Heinriche desto erfolgreicher ausbeuten und die Größe und das Ansehen des Hauses über alle Nachbarn und Gegner erheben zu können. Maximilian, dessen Blick so gerne auf dem Bilde der Zukunft seines Hauses weilte, konnte die große Bedeutung der kaiserlichen Traditionen nicht übersehen. Daß die Nachfolge im deutschen Reiche daher seinem Stamme verbleiben müsse, daß sie für diesen als ein Fundament noch höherer Macht dienen solle, konnte für ihn keinen Augenblick in Frage kommen. Dankte die Familie doch selbst jene vortheilhaften burgundischen und spanischen Heiraten, welche die Anfänge so bedeutender Entwickelung geworden sind, allein dem Glanze des kaiserlichen Titels. In keiner noch so demütigen und erniedrigenden Lage hat das Haus Habsburg den Glauben an seine große Zukunft verloren, keine Schläge haben je seine feste Zuversicht erschüttern können. Sollte es jetzt, wo das Glück seine kühnsten Hoffnungen überboten hatte, die Ansprüche herabstimmen und vergessen, wie es emporgestiegen, daß ihm das Kaisertum seine Länder, seinen Namen in der Welt, seine glänzenden Aussichten verliehen?

Maximilian hat, so oft man es hören wollte, versichert, daß ihm der Besitz des Reichs nur Opfer auferlege. Aber er war ein zu guter Hauspolitiker, als daß er bei sich selbst die Bilanz nicht anders gezogen hätte. Er hat auch nicht in Zweifel sein können, wie viel größern Nutzen, als er selbst, die vermehrte Macht seines Nachfolgers aus dem Kaisertum ziehen müsse. Es

steht darum fest, daß Maximilian zu keiner Zeit an die Succession eines andern als eines Mitgliedes seiner Familie gedacht hat. Dennoch ist er sehr spät an die Ausführung seiner Absichten geschritten. Wir werden die Ursache solcher Verzögerung sowol in dem Gefühle hoher Rüstigkeit und Kraft erkennen, das ihn bis in die letzten Jahre seines Lebens erfüllt hat, als und vor allem in dem unreifen Alter der jungen Sprößlinge seines Hauses.

Seit dem Tode seines einzigen Sohnes Philipp ruhte die Hoffnung Maximilians auf den beiden Enkeln Karl und Ferdinand. Mit verschwenderischer Laune hatte das Glück den ersteren überschüttet. Tod auf Tod warf ihm ein reiches Erbe zu. So trat er nach und nach in den Besitz der burgundischen Niederlande, Castiliens, Aragoniens, der beiden Sicilien; das ausgedehnte Gebiet der österreichischen Stammländer erwartete ihn, wenn sein väterlicher Großvater Maximilian starb. 1500 geboren, erbte er 1506 die Niederlande, 1514 mündig gesprochen begann er die Regierung dieses seines Geburtslandes. Der Tod seines mütterlichen Großvaters Ferdinand 1516 setzte ihn in den Besitz der spanischen Krone und der damit verbundenen italienischen Reiche. Erst von dieser Zeit an war er der mächtige König, der Beherrscher des größten europäischen Ländercomplexes. Erst von da wurde es eine für Europa wichtige Frage, ob Karl auch die römische Kaiserwürde erlangen werde. Von diesem Augenblicke an hat auch Frankreich, dessen Interessen in besonderem Grade davon berührt wurden, diese Eventualität in das Auge gefaßt und die Gefahr erkannt, welche seinem politischen Aufschwung von daher drohte. Einem Kaiser wie Maximilian gegenüber durfte Franz I. nicht bangen, den ersten Rang in Europa zu behaupten, wenn aber zum alten ehrwürdigen Kaisertitel eine der seinen gleiche oder gar überlegene Macht hinzutrat, sank sein Ansehen unfehlbar um eine Stufe tiefer. Und ein Vasall der französischen Krone, ein Herzog von Burgund sollte es sein, der ihn erniedrigte. Politische Erwägungen drängten Franz I. zur Opposition gegen eine Erhebung Karls auf den deutschen Thron, persönlicher

Ehrgeiz reizte ihn, denselben für sich selber anzusprechen. Wenn es ihm gelang, so war das Uebergewicht Frankreichs über Europa kaum zu erschüttern. Dann hoffte er der burgundisch-spanisch-italienischen Monarchie Karls gegenüber wol der Stärkere zu sein und die Welt eröffnete ihm weite Felder des Ruhmes. Ehe noch die Wahl eines römischen Königs ernstlich in Vorschlag gekommen ist, hat Franz bereits seine Agitation begonnen; er ist der erste auf dem Platze. Denn noch anderthalb Jahre, nachdem Karl durch die spanische Erbschaft in die Reihe der großen Monarchen Europas eingetreten war, vergehen, ohne daß weder Karl noch Maximilian Anstalt treffen, ihrem Hause die Nachfolge in Deutschland zu sichern. In die Zwischenzeit fällt das erwähnte Spiel des Kaisers mit England. Man urtheile nun, ob wir hier an ein aufrichtiges Angebot denken können. Sehen wir auch, wie Englands Staatsmänner sich dazu verhielten.

Sir Robert Wingfield, Englands Vertreter am kaiserlichen Hofe, ein Mann von schwachem Verstande und durch die blinde Bewunderung für Maximilians einnehmende Persönlichkeit durchaus befangen, war der erste, der von dem Entwurfe Kenntniß erhielt. Bald aber erfuhr davon auch Dr. Richard Pace, der einer besonderen Mission wegen damals in Trient verweilte. Pace war ein klarer Kopf und gerader Charakter; Talent, Scharfblick, Bildung zeichneten ihn nicht nur vor dem ergrauten Wingfield, sondern vor allen andern englischen Diplomaten der Zeit aus und machten ihn dem Könige wie dem Cardinal Wolsey sehr schätzbar. Dieser erkannte das Trugbild, das man England anbot, sogleich als solches. Wie schwer müßte es werden, wandte er ein, die Zustimmung des Reiches zu einer Uebertragung der Kaiserwürde an einen Ausländer zu erlangen. Der Kaisertitel sei der Stolz Deutschlands. Auch der Zusammenhang, in dem dieser Antrag zugleich mit der Belehnung über Mailand hervortrat, mußte dazu dienen ein grelles Licht auf ihn zu werfen. Vom Herzogtum Mailand besaß der Kaiser seit dem Tage von Marignano nicht nur nichts, sondern er hatte überdies und auch das wußte Pace,

die Belehnung damit an Franz Sforza, Herzog von Bari, ganz kürzlich ertheilt. Es ist den Versprechungen des Kaisers nicht zu trauen, schrieb Pace daher mit vollem Rechte [1].

Einige Tage später sandte Sir Robert Wingfield seinen Bericht ein; er war von sehr verschiedener Färbung. Der Gesandte sprach den Wunsch aus, daß er bei Empfang der Depesche anwesend sein könnte, um jedem Mißverständnis vorzubeugen; er wollte gestraft werden, wenn er Heinrich VIII. dann nicht zufrieden stellte. Der Kaiser habe ihn rufen lassen, um ihm, dessen Einfluß am englischen Hofe er kenne, eine Mittheilung zu machen, die er sonst Niemand anvertrauen würde. Nach einer Einleitung voll Gefühl, wie der Kaiser es liebte, in welcher er die Freude aussprach, daß Heinrich VIII. ihn Vater nenne, während er ihn Sohn heiße und wie dieses Verhältnis so zärtlich und echt kindlich sei, legte Maximilian dem Gesandten die Notwendigkeit eines innigen Bündnisses an das Herz. Heinrich VIII., sagte er im Verlaufe, solle mit einem Heere von 2000 Reitern und 4000 Bogenschützen auf das Festland herüberkommen und über Ypern, Tournay, Mons, Namur, Luxemburg nach Trier ziehen, wo der Kaiser auf ihn warten würde. Von da solle es dann nach Frankfurt gehen und an diesem Orte die Verzichtleistung Maximilians auf die Krone, die Wahl Heinrichs zum Nachfolger und dessen Belehnung mit Mailand erfolgen. Sodann würde Maximilian ihn über Chur und Como nach Rom begleiten, um hier die Krönung vollziehen zu lassen. Ein Friede mit Frankreich, so ehrenvoll wie er niemals noch zu Stande gekommen, werde den würdigen Abschluß bilden [2].

Pace, der den Brief las, kann sich nicht genug wundern und warnt von neuem. Der König von England dürfe nicht so lange von Hause abwesend sein; während man nach der deutschen

---

[1]) Brief Rich. Pace's an Wolsey, Trient, 12. Mai 1516 bei Brewer, Letters and papers, foreign and domestic of the reign of Henry VIII. Vol. II. Part 1. nr. 1878.

[2]) A. a. O. 17. Mai 1516. Nr. 1902.

Krone aussehe, werde man die englische verlieren und diese gelte heutigen Tages doch mehr als die Krone des Kaisers und sein ganzes Reich. Er endete damit: „das ist ein Luftschloß, um vom Könige Geld zu bekommen.“ [1] Da Pace das ganze Project nicht ernst nahm, machte er davon anderen Personen wie Galeazzo Visconti und Francesco Sforza Mittheilung, worüber der Cardinal von Sion, der sich anstellte, als glaube er daran, sich stark ereiferte. [2] Wir erfahren nicht, wie Heinrich VIII. und Wolsey darüber dachten; sie scheinen für gut befunden zu haben, diesmal mit Stillschweigen darüber hinweg zu gehen.

Im October 1516 ließ Maximilian dasselbe Anerbieten durch den Cardinal Matthäus Schiner erneuern, der nach London gegangen war, um Subsidien flott zu machen. Der König von England sollte bestimmt werden, die angebotene Krone anzunehmen und der Kaiser versprach alles, was in seiner Macht stand, aufzubieten, um sie ihm zu verschaffen; vor allem wollte er die ernsten Bedenken des englischen Königs zerstreut wissen [3].

Noch einmal, zum letzten Mal taucht der abenteuerliche Plan im Frühling 1517 auf. Man hatte englischerseits es nicht zugelassen, daß der Kaiser das Vorhaben persönlich nach England zu kommen, ausführte, und eiligst eine feierliche Gesandtschaft, an deren Spitze der Graf Karl von Worcester stand, nach den Niederlanden abgehen lassen. Da schreibt nun Dr. Cuthbert Tunstall am 12. Februar aus Mecheln, daß ihm der Cardinal von Sitten in einer langen Unterredung Mittheilung gemacht habe über des Kaisers Plan die Krone zu Gunsten Englands niederzulegen und diesem die Anerkennung im Reiche zu verschaffen. Tunstall ist entgegen, bemerkt, daß es einige Vorbedingungen gebe, die nicht zu erfüllen seien. Zunächst müßte Heinrich VIII. ein Deutscher sein, dann sei auch die englische Krone mehr wert als die deutsche, werde aber dann doch nur ein Anhängsel der letzteren

[1]) Brewer 21. Mai Nr. 1923.

[2]) Cardinal Sion to Henry VIII. 14. Juni. Brewer Nr. 2044 u. 2045.

[3]) Brewer Nr. 2463.

bilden, endlich könnte Heinrich bei Lebzeiten eines römischen Kaisers nur römischer König werden, selbst dies aber nur in dem Falle, als Maximilian erst seine eigene Krönung erlangt habe. Er findet auch, daß der seltsame Antrag nur darauf abziele, vom englischen Könige Geld zu gewinnen [1]. Wir sehen, der Gesandte drückt sich fast genau so aus, wie im vorigen Jahre Pace.

Am 23. April, dem St. Georgstage, welchen Maximilian zu Ehren des englischen Königs feiern ließ, kam der Kaiser persönlich darauf zu sprechen. Er erwähnte gegen den Grafen von Worcester die Umtriebe, welche Frankreich bereits anspinne, um die deutsche Krone zu erwerben. König Karl sein Enkel, zu dessen Gunsten er zuerst habe abdanken wollen, weigere sich aus Furcht vor einem Zerwürfnis mit Franz I., weil dieser selbst nach dem Titel strebe. Darum wünsche er nun, daß Heinrich die Würde erhalte. Die Kurfürsten würden zufrieden sein, seinen Enkel Ferdinand zum Könige von Oesterreich zu machen; und damit dieser den Kurfürsten im Range gleich stehe, solle er auch Marschall des Reiches werden. Die Einwendung Worcesters, daß er ja selbst noch nicht gekrönter Kaiser sei und davon alles weitere abhänge, beantwortete Maximilian mit der Aeußerung, er habe schon lange vor sich Kaiser von Konstantinopel zu nennen, ein Titel, zu dessen Führung er berechtigt sei; diesen wolle er auch seinen Enkeln hinterlassen. Die Unterredung endete mit der Bitte um Geld [2]; natürlich verspürte der englische König wenig Lust, nach dieser gleich von Anfang an kostspieligen Ehre zu greifen. Und wenn man dem Kaiser noch hätte trauen dürfen; aber ein Glaube an sein Wort bestand nirgends mehr, nicht am wenigsten in dem von ihm wiederholt dupirten englischen Cabinet. Zur Illustrirung

---

[1]) Brief an König Heinrich aus Mecheln bei Ellis, Original Letters I., 134—138. Brewer Nr. 2911. I am offerd lest the said offer beinge so speciouse at the fint heringe, was only made to get therby sum money of your Grace.

[2]) Worcester an den König. 29. April, bei Brewer a. a. O. Vgl. auch den Aufsatz R. Pauli's, Englands Verhältniß zu der Kaiserwahl des Jahres 1519. Deutsche Forschungen 1, S. 417.

der Aufrichtigkeit von Maximilians damaliger Haltung hatte Dr. William Knight, am Hofe der Erzherzogin Margareta beglaubigt, wenige Wochen früher noch folgendes nach London geschrieben: Zu Vilevorde, wo der Kaiser den französischen Gesandten Audienz gegeben hatte, sagte er zu König Karl, da dieser fortging: Mein Sohn, du willst die Franzosen betrügen, und ich bin darauf aus die Engländer zu betrügen; doch indem er sein Wort wieder zurücknahm, sprach er: Aber nein, ich werde sehen, was ich mit den Engländern machen kann [1])."

Da die Hoffnung auf Subsidien sich nicht erfüllte, ließ er den Handel, mit dem es ihm nie Ernst gewesen, wieder fallen [2]). Wie leicht übrigens dem Kaiser ein Versprechen der Art wurde, zeigt die Urkunde, die er ein Jahr früher dem Könige Ludwig von Ungarn ausgestellt hatte. In dieser wie in der Vorgeschichte derselben stellt sich der rein persönliche und ausschließlich dynastische Charakter der Politik Maximilians unter die grellste Beleuchtung. Der dauernde Besitz der Kronen Böhmen und Ungarn war eines der Hauptziele, welche Habsburg seit zwei Jahrhunderten beharrlich verfolgte. Vergeblich hatte Friedrich III. und ebenso vergeblich auch Maximilian bisher daran alle Kraft gewendet. Doch setzte dieser seine Bemühungen auf rastlose Weise fort. Die Schwäche Ludwigs, des einzigen Sohnes König Wladislaws schien neuerdings eine Aussicht zu eröffnen, wenn es gelang, die Prinzessin Anna, Ludwigs Schwester, für einen der Enkel Karl oder Ferdinand zu gewinnen. Wenn man auch noch die Schwester der beiden Infanten Maria dem Thronfolger Ludwig vermählte, so konnte man die Familienbande zwischen Habsburg und den Jagiellonen für fest genug erachten, um in dem Falle des vielleicht nicht fernen Todes Ludwigs den Besitz der großen Ländermasse als Erbe anzusprechen. Als dieser Plan des Kaisers eben reif war, trat ihm ein energischer Widerstand entgegen. Wladis-

---

[1]) Knight an Wolsey, 16. Febr. 1517 bei Brewer Nr. 2930.

[2]) Eine letzte Spur davon finde ich in einem Briefe des Cardinals von Sitten an Wolsey v. 15. September 1517. Brewer Nr. 3685.

laws Bruder Sigismund I., König von Polen, hielt das Interesse des jagiellonischen Hauses auf das schwerste geschädigt, wenn es Habsburg gelang, die Nachfolge in den böhmischen und ungarischen Ländern zu erwerben. Sollte Polen es zugeben, daß das ohnehin so mächtige Haus ein gefahrdrohendes Uebergewicht erlange, und über Polen hinüber seinem schlimmsten Feinde, dem moskowitischen Großfürsten die Hand reiche? Sigismunds antihabsburgische Politik begegnete sich mit den Wünschen und Zielen der nationalen Partei Ungarns, an deren Spitze der ehrgeizige Wojwode Johann Zápolya stand. Ueber die Notwendigkeit Oesterreich vom Throne Ungarns fern zu halten, herrschte bei beiden Männern eine Ansicht. Nur baute der Magnat auf den Ausgang der jagiellonischen Linie in Ungarn die Hoffnung seiner eigenen Erhebung zum König. Mochte dieses auch nicht völlig den Wünschen Sigismunds entsprechen, so zweifelte er doch keinen Augenblick, daß ein Königtum Zápolyas die Interessen Polens mehr fördern müsse als die Uebertragung der Kronen Böhmens und Ungarns auf Maximilian und dessen Enkel. Ohne Schwierigkeit vollzog sich daher eine innige Annäherung zwischen den beiden, und Sigismund heiratete Barbara, die Schwester des Wojwoden (1512).

Fruchtlos waren die Gegenbemühungen Maximilians gewesen. Nun kam es diesem darauf an, den Schlag, den seine Politik dadurch erlitten, zu vergelten und zugleich Polen in solche Schwierigkeiten zu verstricken, daß es von der Verfolgung seiner antiösterreichischen Absichten zurücktrete. Es kostete dem Kaiser wenig Mühe, die wunden Stellen Polens zu finden. Da war der deutsche Orden, seit dem unglücklichen Thorner Frieden von 1466 ein Vasallenstaat Polens. Wenn der Kaiser diese Mark des deutschen Reiches gegen Polens Ansprüche zu schützen die Miene annahm, so mußte er Sigismund empfindlich treffen. Noch hatte der neue Hochmeister Albrecht von Brandenburg den Huldigungseid nicht geleistet, aber schon stand er im Begriffe es zu thun. Sogleich gebot ihm Maximilian kraft kaiserlicher Macht, den ewigen Frieden nicht zu beschwören, sondern dem Kaiser und Reiche treu an-

zuhangen und sich zu demselben zu halten. Wie beeilte sich der Hochmeister solch einer erfreulichen Aufforderung zu folgen. Alsbald brach er die Zusage, die er Sigismund schon gemacht und erschien nicht auf dem Reichstage zu Petrikau. Daneben bemühte sich Maximilian zu Rom, den Pabst zur Revision des Thorner Vertrages zu bewegen; er behauptete überdies, Danzig und Elbing gehörten zum deutschen Reiche, wolle der König von Polen den Gegenbeweis antreten, so möge er seine Zeugnisse an den deutschen Reichstag bringen, der über das streitige Recht entscheiden werde. Endlich brachte er den Großfürsten von Moskau Wasilej Iwanowitsch gegen Sigismund in Waffen. Gestützt auf den Beistand, den ihm Maximilian und Albrecht von Preußen verhießen und zum Theil auch leisteten, brach er den Frieden und begann den Krieg in Lithauen. Nichts geringeres als eine Coalition des Nordens versuchte der Kaiser gegen seinen Widersacher aufzuregen. In Deutschland und Dänemark, Liefland und Preußen schürte er die Kriegsflammen; seine Büchsenmeister bedienten die Geschütze des Zaren vor Smoleńsk. Angesichts dieses Netzes von kaiserlichen Intriguen, das sich über ihm zusammenzog, verließ den Polenkönig der Mut; der Fall des starken Smoleńsk machte ihn so mürbe, als ihn der Kaiser wünschte, selbst ein folgender Sieg seiner Waffen über die Russen war nicht im Stande ihn umzustimmen. In vollständiger Aenderung seiner ungarischen Politik setzte er jetzt alles an die Anbahnung eines freundlichen Verhältnisses zu Maximilian und stimmte bei an einer Zusammenkunft mit diesem und Wladislaw theilzunehmen. So erntete Maximilian die Früchte geschickt combinirter Veranstaltungen, Polen fügte sich der Einleitung jener hochbedeutenden Doppelheirat der Prinzessinnen Anna und Maria. Ohne Verzug ließ nun auch der Kaiser den langgepflegten Schein fallen, als ob es ihm in der Sache des deutschen Ordens um eine deutsche und Reichspolitik angekommen wäre. Die Hebel, die ihm bisher geholfen, warf er jetzt als unnütz bei Seite. Der Hochmeister wurde ermahnt, daß er dem polnischen Könige zu leisten sich nicht weigern sollte, was seine

Vorfahren gethan, Maximilian wolle dem Orden weder mit Rat noch mit That helfen. So wurde auch Danzig und Elbing dem kaiserlichen Kammergericht entzogen. Die Auslieferung eines deutschen Landes an die Krone Polens war vollendet [1].

Unter der Menge der auf dem Congresse zu Preßburg und Wien ausgestellten Verträge findet sich nun einer von höchst auffallendem Inhalt. In diesem, der das Datum Wien, 20. Juli 1515 trägt, adoptirt der Kaiser den Prinzen Ludwig, Wladislaws Sohn aus kaiserlicher Machtvollkommenheit und nimmt ihn in das österreichische Haus auf. Und da seine beiden Enkel vielerlei Sorgen und Mühen mit den Regierungen ihrer Länder haben, für den Kaiser selbst aber die Last des Kaisertums zu groß sei, so erkläre er denselben König Ludwig zu seinem und des heiligen Reiches Generalvicar und Generalstatthalter. Wenn schon dieses gegen die Reichsgesetze auf das gröbste verstieß, so spricht die folgende Verfügung denselben geradezu Hohn. „Wenn wir aber mit Tod abgingen, so übertragen wir unsere Macht und Gewalt des Reiches auf König Ludwig, wie solche Gewalt durch unsere Vorfahren auch auf uns gebracht und übertragen worden ist.“ Er fordert endlich die Kurfürsten auf, daß sie diese kaiserliche Ernennung, Erwählung und Uebertragung bestätigen und nach seinem Tode seinen „Sohn“ Ludwig zum römischen König und Kaiser erwählen und krönen und ihm den Eid der Treue schwören. Dieses Pergament zeigt, welcher Mittel sich zuweilen die Staatskunst Maximilians zu bedienen wagte. Nie hätte er es unternommen, ein Aktenstück solchen Inhalts den deutschen Kurfürsten und Ständen vorzulegen, welche nicht gesäumt hätten, ihre höchste Entrüstung über so flagranten Bruch der Reichsgesetze zu bezeigen und die Lächerlichkeit zu rügen, die in der Ernennung eines schwächlichen neunjährigen Knaben zum Amte eines Statthalters und

[1]) Ich verweise hierüber auf die wertvolle Untersuchung X. Liske's: Der Congreß zu Wien im J. 1515. Forschungen zur deutschen Geschichte VII. Bd. 1867, und Jos. Neuhauser, Kaiser Maximilian's I. Beziehungen zu Ungarn. Wien 1865.

Mitregenten lag. Doch die Absicht, die hier waltete, auf eine wolfeile Weise das jagiellonische Haus an sich zu ketten, hat Maximilian vollständig erreicht. So lange er lebte, ist die Urkunde sorgfältig geheim gehalten worden, als man ihre Versprechungen nach seinem Tode einlösen wollte, fehlte es nicht an solchen, die sie nach ihrem Werte richtig zu schätzen wußten [1].

Während sich der englische Hof im Jahre 1517 gegen die Verlockungen Maximilians ablehnend verhielt, that die französische Regierung bereits active Schritte, um nach Maximilians Tode die deutsche Krone zu erwerben. Der Unterschied continentaler und insularer Politik und Tendenzen tritt hierin scharf hervor. England hat nicht selten die Anwandlung gezeigt, sich den Ereignissen auf dem Festlande gegenüber als Beobachter zu verhalten, bis wesentliche Interessen es zur Mitwirkung riefen. Frankreich hingegen glaubte seit dem fünzehnten Jahrhundert keiner der europäischen Angelegenheiten fremd bleiben zu können. Jede kleinste Aenderung der Gesammtlage, jede leiseste politische Bewegung wurde von ihm wie eine unmittelbare Berührung empfunden, überall sollte seine Macht thätig eingreifen, und indem sie eingriff, eine Stärkung und Vermehrung erfahren. Wie hätte die bedeutende Werthsteigerung des Kaisertitels nach dem eventuellen Tode Maximilians unbemerkt bleiben können, wie hätte sie in einem Könige, dessen Ziele mindestens nicht niedriger standen, als die irgend eines der Vorfahren, nicht die Lust erwecken sollen, dieses glänzenden Kaisernamens sich selbst zu bemächtigen. War es doch nicht so unerhört und neu, daß in einem französischen Könige die Lust nach der Krönung zu Aachen sich regte. So hatte König Philipp III. dafür einst große Anstrengungen bei der römischen Curie gemacht. Diese hat es damals für nützlicher erachtet, das Königtum bei den Deutschen zu

[1]) Lünig, Cod. Germ. dipl. 1, 599. J. J. Müller, Entdecktes Staatskabinet. Erste Eröffnung S. 2. Spalatins Nachlaß von Neudecker und Preller 1, 153 und sonst. Liske hat in dem erwähnten Aufsatze die Echtheit der Urkunde auf eine für mich durchaus überzeugende Weise verfochten gegen Firnhabers im Notizenblatt der Wiener Akademie v. J. 1855 geäußerte Bedenken.

lassen und dem französischen Könige einen Grafen von Habsburg vorgezogen [1]. So unterstützte auch Philipp IV. der Schöne nach dem Tode Albrechts von Oesterreich (1308) seinen Bruder Karl von Valois in der Bewerbung um das Reich. Doch auch jener Zeitpunkt war dem Projekte nicht günstig gewesen [2]. Wird es ihm diesmal besser ergehen?

Im deutschen Volke zwar erfreuten sich französische Bewerbungen durchaus keines Beifalls, dafür aber boten die Fürsten ein leichteres Spiel. Oeffentlich sprachen und schrieben sie wohl im altherkömmlichen Stile von deutscher Ehre und Wohlfahrt gemeiner Christenheit, aber wo man sich des Zwanges ledig wußte, den die Oeffentlichkeit auferlegte, berechneten die Meisten als kluge Rechner den vollen Gewinn, den eine Wahl bringen konnte und fragten sich allen Ernstes, ob sie nicht am besten für sich sorgten, wenn sie den Angeboten ihres linksrheinischen Nachbarn Gehör schenkten.

Man hat es meistens für unumgänglich gehalten, bei Erzählung dieser Wahlvorgänge eine tiefe Entrüstung über die Feilheit und Habgier der damaligen deutschen Fürsten an den Tag zu legen. Erst in neuerer Zeit glaubte Mignet [3] solche Verworfenheit wieder einmal an den Pranger stellen zu müssen, um seinen Landsleuten anschaulich zu machen, wie viel edler sie seien als ihre überrheinischen Nachbarn. Aber er wie andere Urtheiler [4] haben im Aufruhr moralischer Gefühlswallungen übersehen, daß die Feilheit der Kurfürsten doch nicht erst an diesem Punkte deutscher Geschichte auftritt, daß sie nicht ein Charakterzug des 16. Jahrhunderts ist, sondern damals schon eine ehrwürdige geschichtliche Vergangenheit besaß. Haben die Kurfürsten nicht mit beiden Händen zugegriffen, als Graf Richard von Cornwallis den Schmuck

---

[1]) Documens inédits I. 652—655.

[2]) Böhmer, Regesten von 1246—1313 S. 253.

[3]) Une élection à l'empire. Revue des deux mondes 1854. V. 209.

[4]) Sugenheim, Frankreichs Einfluß auf Deutschland 1. Bd. 1845. Wilh. Gottl. Soldan, deutsche Königswahlen in Raumer's histor. Taschenb. 1862.

der römischen Kaiserkrone einige Tonnen Goldes wert hielt? Voran der Erzbischof von Cöln, der zwölftausend Mark empfing [1], nahmen sie jeder seine „Handsalbe" nach dem witzigen Ausdrucke von Ottokars Reimchronik. Adolf von Nassau hat den wichtigsten Vertretern der antihabsburgischen Partei im Reiche die ausgedehntesten Bewilligungen urkundlich verbriefen müssen, bevor man ihm die Wahlversprechen gab. Seine Verträge mit Siegfried von Cöln, Gerhard von Mainz, Boemund von Trier, Wenzel von Böhmen [2] unterscheiden sich in nichts von den Capitulationen, welche im Namen Karls V. sind abgeschlossen worden. So blieb es in der folgenden Zeit, keine Wahl ohne vorhergehende Verbriefungen. Oder hat etwa die goldene Bulle hierin eine Aenderung geschaffen, als sie die an Bedingungen geknüpften Wahlversprechen verpönte und den Käuflichen mit Verlust seines Wahlrechts bedrohte? Derselbe Karl IV., welcher sie hatte publiciren lassen, hat, um die Wahl seines Sohnes Wenzel zum römischen Könige durchzusetzen, in mancherlei Formen, als Geldgeschenk, Bewilligung von Zöllen, Verpfändungen, den verbotenen „Lohn" an die Wähler entrichtet. Man würde also gegen die Wahlfürsten in der Zeit Karls V. allzuhart verfahren, wenn man sie allein um eines Verfahrens willen tadelte, in welchem sie durchaus auf dem Boden jahrhundertalter Ueberlieferungen standen.

Dann sollte man doch auch nicht vergessen, daß die Begehrlichkeit und Käuflichkeit der Wähler eine jedem Wahlreiche gemeinsame Erscheinung ist. Statt sie einzelnen Männern des 16. Jahrhunderts als besonderen Schandfleck des Charakters, als Kennzeichen einer nichtswürdigen Gesinnung anzuheften, würde man besser thun, sie als das Corollar einer fehlerhaften politischen Institution aufzufassen. Auch wird die Schädlichkeit solchen Stimmenhandels nur zu häufig übertrieben. Es ist doch aber ein großer Unterschied zu

---

[1]) O. Lorenz, Deutsche Geschichte im 13. und 14. Jahrhundert I., 147. 148.

[2]) Von O. Lorenz vortrefflich nachgewiesen in der Schrift: Ueber die Wahl des Königs Adolf von Nassau. Wien 1867.

machen zwischen einer Wahl, bei der man sich bezahlen läßt und einer die des Geldes wegen erfolgt. Nur Wahlen der letzten Art müssen dem Staat absolut verderblich werden; sie machen die Regierung zu einer Waare für den Meistbietenden; für diese sollte man die heftigen Auslassungen moralischen Tadels sparen. Wer wird aber den Nachweis führen können, daß eine einzige deutsche Königswahl in diese Classe feiler Erwählungen gehört? Alle fallen jener ersten Art zu, bei der nicht das Geld die Wahl bestimmt. Es sind durchaus Wahlen, bei denen politische Erwägungen die Hauptrolle spielen. Die Wahl erfolgt in Gemäßheit und in Folge dieser, aber die Wähler lassen sich zugleich von dem, auf welchen ihre Absicht sich richtet, die Anwendung ihres Stimmrechts vergüten und honoriren, soweit nur die Kräfte des Bewerbers es erlauben. Jene Geschenke mehr privater Natur, jene Begabungen mit Geld, Gut, Titeln an die Personen der Wähler, ihre Familien und Kanzleien, gerade das, wogegen man sich so entrüstet äußert, all dies ist nun politisch von sehr untergeordneter Bedeutung. Aber insoferne die Wähler bei jeder Wahl mehr Kronrechte in ihren Besitz bringen, das Königthum principiell fort und fort herabdrücken, wirken Königswahlen überhaupt verderblich. Daß Karl V. für seine Erwählung einige Millionen verausgabte, ist von keinem politischen Einfluß, es hat die Monarchie nicht im entferntesten geschwächt, daß er aber eine neue die Grundzüge der Reichsverfassung ändernde Wahlcapitulation unterzeichnen mußte, greift in die Zukunft entschieden ein. Doch ist hiebei alles Klagen fruchtlos. Wahlcapitulationen sind der nothwendige Entwicklungszug der Wahlmonarchie; Wahlmonarchien können nur eine absteigende Entwickelung haben; jede neue Wahl bezeichnet einen Schritt näher zu ihrem Untergange.

In tiefem Dunkel beginnen die ersten Anknüpfungen Frankreichs mit den deutschen Fürsten; manche Verflechtung der Fäden ist auch jetzt noch Geheimnis. Wir finden den Dr. Heinrich Dungin v. Vuitlich am Hofe Franz I., wo er im Auftrage seines

Herrn, des Erzbischofs von Trier thätig ist[1]. Wir erfahren nicht, von wem die Unterhandlung ausging und wie weit sie gedieh. Größere Bedeutung knüpft sich an die Besprechungen Frankreichs mit dem Kurfürsten Joachim von Brandenburg. Das hohenzollernsche Kurhaus hat in seinen umsichtigen, vergrößerungslustigen Vertretern manchen von größerer geistiger Kraft und von mehr Glück aufzuweisen, aber keinen, der eifriger für die Emporhebung des Hauses und die Vermehrung des Besitzes gearbeitet hätte als Joachim in seinen ersten Jahren. Auf allen Wegen, geraden und krummen, strebt er diesem Ziele zu. Niemand kennt besser als er den Wert des Geldes.

Im Frühling 1517 sind Joachims Gesandte Melchior Pful und Joachim Maltzan in Abbeville thätig, mit dem französischen Kanzler Du Prat zu pactiren. In einer am 26. Juni geschlossenen Convention kam man über die Bedingungen eines genauen Anschlusses überein. Frankreich versprach die Hand der achtjährigen Prinzessin Renata, einer Schwester Claudia's, der Gemahlin des Königs mit der Mitgift von 150.000 Sonnenthalern für den Kurprinzen von Brandenburg, überdies sollte sie ein Jahrgeld von viertausend Livres erhalten. Der Kurfürst aber übernahm für achttausend Livres jährlich die Veranstaltung von Werbungen auf Kosten und zu Nutzen des Königs von Frankreich auf deutschem Boden. Dafür sollte nun Franz I. bei dem Ableben Maximilians I. die Stimme Kurbrandenburgs zu Theil werden; dieses versprach sich der Wahl mit aller Kraft anzunehmen „zur Ehre Gottes und zum Besten des Reiches deutscher Nation[2].“

---

[1]) Mignet 215. Aus den Archives génér. de France.

[2]) Droysen Preuß. Politik II. 2. S. 102. Mignet S. 216. Die Form des Versprechens war wol in den Worten nicht so bestimmt, aber die franz. Diplomatie hoffte den Stein aus dem Wege zu räumen. Sie lautet im Französischen (bei Mignet): lorsque l'empire Romain vaquera et qu'avec . . . les princes électeurs nous nous réunirons dans le lieu ordinaire de notre libre élection et que nous pourrons comprendre que leur voix et la nôtre serviront à procurer l'empire au Seigneur François . . . non seulement nous ne l'empêcherons pas, mais nous y contribuerons de toutes nos for-

Zu derselben Zeit ließ sich der Kurfürst auch vom Kaiser, der dies gewiß nicht unabsichtlich that, mit Urkunden ausstatten, die ihm von altersher bestehende Aussichten in Pommern und Schleswig-Holstein in alle Zukunft sichern sollten [1].

Joachims Bruder war der prachtliebende Kurerzkanzler und Erzbischof von Mainz. Getragen durch die Gunst der Umstände, daß Maximilian es nützlich gefunden hatte, Jahre hindurch Brandenburg auf Kosten Sachsens zu heben, war Albrecht dazu gelangt die bedeutendsten geistlichen Stellen Norddeutschlands in seiner Hand zu vereinigen: Halberstadt, Magdeburg, Mainz. Auch seinen Unterhändler Ulrich von Hutten, sehen wir im Herbste desselben Jahres in Frankreich thätig, einen Vertrag mit Franz I. abzuschließen; auch Mainz gab ein schriftliches Wahlversprechen [2].

Nicht minder strebte man die Pfalz an sich zu ziehen. Zwar hatte Frankreich seinen Zusagen entgegen dieses Land hilflos gelassen in dem Kampfe, welchen es gegen alle benachbarten Fürsten und den Kaiser wegen des bairisch-landshutischen Erbes geführt hatte. Auch ein von Karl VIII. bezahltes Jahrgeld war von Ludwig XII. eingestellt worden. Aber wie die Dinge einmal lagen, war man am pfälzischen Hofe Habsburg noch minder geneigt als Frankreich. Hatte doch Maximilian jene verderblichen Urtheile gefällt, durch welche die hochgestimmten Hoffnungen der Pfalzgrafen zerstört, und sie überdies um manch schönes Stück alten Besitzes gebracht worden sind. In Groll, unter Protest gegen den

---

ces et par notre vote. Lateinisch bei Ranke, Deutsche G. im Zeitalter der Reformation I. (Dritte Ausg.) S. 282: promittimus quod adventante vacatione imperii ipse dominus eliget et vocem dabit christianissimo regi sicognoverit ex vocibus et votis aliorum electorum, vocem suam dicto chmo regi prodesse ad idem imperium obtinendum. Der Heiratstractat vom 15. August bei Riebel, N. Cod. diplom. Brandenburg. III. 3. S. 264.

[1]) Breda 10. Mai 1517, 1. Kaiserl. Privilegium den Anfall von Holstein betreffend. 2. Wegen des pommerschen Wappens. 3. Der Kaiser legt dem Kurfürsten die Wege- und Wassergerechtigkeit bei. Raumer, Cod. diplom. Brandenburg. II. 6. S. 247. 248.

[2]) Die Vollmacht für Hutten v. 12. Octob. aus dem Archives générales bei Mignet 216.

erlittenen Unglimpf und im Banne des Kaisers war Pfalzgraf Philipp gestorben (1508). Wenn sein Sohn Ludwig V. entgegen kommender sich bewies, den Schmerz verbarg, so that er dies nicht aus Sympathie zum kaiserlichen Hause. Der zerrüttete Zustand des vom Kriege furchtbar verheerten Landes, drückender Geldmangel, und der Hinblick auf seinen Bruder Friedrich bestimmten zu freundlicher Haltung. Dieser hatte nämlich auf die Theilung des väterlichen Erbes verzichtet, und führte an den großen Höfen der Fürsten, vor allem denen aus Habsburgs Stamme, ein abenteuerndes Leben. Frankreich versprach dem Kurfürsten nun die Zahlung eines neuen Jahrgeldes von zwölfhundert Livres und machte ihm Hoffnung, ihm zum Besitze von Hagenau und Ortenau zu helfen, die Maximilian der Pfalz abgerissen. Doch kam es zu keiner definitiven Abmachung; der Kurfürst beschränkte sich auf die Zusage seiner thätigen Mitwirkung.[1]

Günstige Stimmung konnte Frankreich auch in Baiern erwarten, wo Wilhelm und Ludwig, die Söhne Albrechts IV. gemeinschaftlich regierten. Sie waren in der nämlichen Lage als die Pfalzgrafen, auch ihre Linie hatte durch die kaiserliche Entscheidung des Landshuter Streites harte Einbußen erfahren, und man war hier noch weniger gewillt, dieselben so leicht hinzunehmen. Wol suchte seither Maximilian die Herzoge an sein Interesse zu fesseln; stets warf er den Köder glänzender Heiratsprojecte nach ihnen aus, wie denn diese Heiraten bereits zu den stabilen Recepten der kaiserlichen Politik gehörten, um politische Freunde neu zu beleben, oder Feinde zu beschwichtigen und in ihrer Action zu lähmen. Da war es 1511 die Schwester des Königs von Polen, die einen Schatz von 700.000 ungarischen Gulden und ebenso viel an Kleinodien mitbringen würde. Im J. 1513 sollte Wilhelm die verwitwete Königin von Schottland Katharina heiraten; man ließ die Perspective auf eine halbe Million Dukaten und den schottischen Thron nicht wenig glänzen. Vier Jahre später wollte

---

[1]) Mignet 216.

man ihm wieder die Königin von Neapel verschaffen mit einer Mitgift von 400.000 Dukaten, und 1515 bot der Kaiser Blut aus der eigenen Verwandtschaft aus: „der kaiserlichen Majestät Enkelin Frau Lenora, vordem Königin von Portugal.“ Doch es entsprach die That niemals den glänzenden Worten, man begnügte sich damit, die Erwartungen rege zu machen. Kein Wunder daß die bairischen Fürsten besser für ihr Interesse zu sorgen meinten, wenn sie sich das Wort gaben, alles was dem bairischen Hause gewonnen worden, nach des Kaisers Tode diesem wieder zu verschaffen. Man kann nicht sagen, ob dieser 1515 geschlossene Vertrag[1]) der beiden Brüder nur auf die Verluste der letzten Jahre oder auf mehr, etwa auf den Besitz von Tirol zielte. So geheim diese Absicht gehalten wurde, der Kaiser scheint dennoch durch Verrat eines der in das Geheimnis gezogenen fürstlichen Räte Kunde gewonnen zu haben. Doch von directem Einfluße in der Wahlangelegenheit konnte diese üble Stimmung Baierns nicht sein, da es über keine Kurstimme verfügte.

Inzwischen hatte Maximilian es für geraten gefunden, allen Schein fallen zu lassen, und mit höchstem Eifer die Zeit zu Gunsten seines Enkels Karl zu nützen. Dieser war wol sein erster Gedanke gewesen, wie es in der Natur der Sache liegt. Zu bestätigen scheint dies eine Erzählung, die der Pfalzgraf Friedrich über eine seiner Unterredungen mit dem Kaiser gegeben hat. Er hatte diesen, welcher eben gegen die Franzosen zu Felde wollte, im J. 1513 bis Wesel begleitet; über Tisch begann der Kaiser einmal von seinem hohen Alter zu reden und wie er das Vermögen Oesterreichs für das Wol des Reiches angegriffen und so viele Kriege für dasselbe geführt habe, daß er beinahe arm ge-

[1]) A. Stumpf, politische Gesch. v. Baiern. Urk. I. Revers Ludwigs über den mit seinem Bruder Wilhelm geschlossenen Vertrag: ob Sich der vall mit dem Dott kayserlicher Maygestät begeb, das wir bayd gebrueder mit allem vnserm vermugen Leibs vnd guz vnd sunst in all ander weg, treulichen zusamen sezen sollen vnd wellen das so zum hauss zu Bairn gehörtt vnd anders so davon kumben ist wider zu understen solichs zu erobern . . .

worden. Er wünsche daher, daß man über die Wahl eines künftigen Königs und Kaisers nachdenke, er würde einem solchen, den man für wackerer hielte, und der zur Bestreitung so großen Aufwandes mehr als er Vermögen besäße, schon jetzt Platz zu machen geneigt sein. Da der Pfalzgraf versicherte, daß die Last des Alters weit entfernt sei, Maximilian zu drücken und ein langes Leben ihm gewiß sei, so ließ er dies nicht gelten und kam auf die Wahlfrage zurück, die man nicht so weit hinausschieben dürfe. Saget mir, sprach er, wen wollt ihr mir aus den deutschen Fürsten zum Nachfolger geben, der den Willen haben und im Stande sein wird, den kaiserlichen Aufwand zu tragen, weil wie ihr doch wisset, das Reich gar keinen Gewinn abwirft. Ich wenigstens weiß keinen, wenn nicht etwa Herzog Friedrich von Sachsen, oder Wilhelm von Baiern. Da antwortete ihm der Pfalzgraf, der sah, wohin die Rede ziele: Ich aber weiß einen Würdigeren, der noch größere Last auf sich zu nehmen vermag. Wer ist es denn? wer denn? wer doch? fiel der Kaiser mit rascher Wiederholung der Frage ein, wie es seine Art war, wenn etwas seine Neugierde recht sehr reizte. Nun nannte der Pfalzgraf den Erzherzog Karl; er ist, sagte er, würdig, daß ihm nicht nur das deutsche, sogenannte römische Reich, sondern auch die Herrschaft der gesammten Welt übertragen werde. Das weitere Lob, das er zu sagen gedachte, schnitt ihm der Kaiser ab. Mit finsterem Gesichte blickte er ihn an und erwiederte: Nun erkenne ich es recht, daß Ihr weder mir noch meinem Enkel Karl wol wollet, sondern wünschet, es ginge unser Haus gänzlich zu Grunde, wenn anders nämlich dies Eure wahre Meinung ist; Ihr ratet dazu, daß mein Enkel diese Last auf sich nehme, unter welcher ich beinahe erlegen bin, und worüber meine Ahnen fast in das Verderben sanken und das Haus mit solchen Schulden belastet haben, daß kaum Hoffnung ist, sie wieder abzuwälzen. Man hält die kaiserliche Majestät für ein erlesen Ding und sie hat doch nicht den Schein eines Reiches und bringt keinen Nutzen. Weiß ich doch nicht, warum man eine Würde begehren soll, die man nicht recht führen kann, und die

den Träger mehr dem Gespötte aussetzt, als sie ihm Ansehen schafft. Was glaubet ihr, wenn meine Ahnen und auch ich sich mit ihrem Erbgute begnügt hätten und würden ihre Gedanken auf anderes, als auf diesen kaiserlichen Dienst gerichtet haben, sollten wir nicht jetzt an Reichthum und Besitz weit blühender dastehen? Was glaubet ihr wol, daß uns der Krieg gekostet hat, den wir jüngst wegen des Reiches in Italien und gegen Venedig geführt haben? Wer hat uns, anderes unzählige nicht zu gedenken, davon einen Heller ersetzt? So redete sich der Kaiser in Eifer, weil, wie der Pfalzgraf, der ihn kannte, wol mit Recht meint, Maximilian es nicht liebte, daß man den Plan erriet, mit dem er eben umging.[1]

Hatte aber Maximilian vielleicht schon lange bei dem Gedanken einer Nachfolge Karls verweilt, für die Ausführung desselben hat er vor dem Jahre 1517 nichts gethan. Ja der Zusammenhang der Ereignisse gibt der Ansicht Raum, daß es erst die großen „Practiken" der Franzosen waren, die ihn aufregten. Bei seinem Aufenthalte in den Niederlanden im Frühling 1517 scheinen die ersten Festsetzungen zwischen ihm und Karl stattgefunden zu haben[2], seither verfolgten die beiden Cabinete unabläßig das eine Ziel. Hat er jemals ernstlich an den zweiten Enkel Ferdinand gedacht, wie man behauptet, so war jetzt nicht mehr weiter von ihm die Rede. Das ließ schon auch Erzherzog Karl nicht zu. Denn dieser hatte die außerordentliche Wichtigkeit der nächsten Kaiserwahl erkannt, und war fest entschlossen, sie auf keinen Andern und wäre es selbst sein Bruder übergehen zu lassen. Bevor er sich anschickte, den Boden seines Geburtslandes zu verlassen, um den dringenden Aufforderungen und Rufen seiner spanischen Königreiche zu folgen, wurden eingehende Instructionen

---

[1]) Hubert. Thom. Leodii, Annal. de vit. et reb. gestis Friderici II. Elector. Palat. Francof. 1624. S. 47. Deutsch als Spiegel des Humors großer Potentaten S. 66.

[2]) Auch Droysen (Berichte der sächsischen Gesellschaft S. 158) ist dieser Ansicht.

ausgefertigt, die seine Absichten auf die deutsche Krone, die Bedeutung derselben für sein Haus und dessen viele Länder klar aussprachen und einen Plan zeichneten, wie man mit Anwendung aller politischen Hebel zur Erreichung dieses Zieles arbeiten solle. Damit und einer Anweisung von hunderttausend Goldgulden auf das Haus Fugger ausgerüstet, ging der Kämmerer Jean de Courteville an den kaiserlichen Hof und legte die Vorschläge seines Herrn vor. Der politische Gesichtspunkt war darin unumwunden und scharf bezeichnet. Durch den Besitz des Kaisertums könne Karl alle seine Länder und Staaten in Deutschland, Italien, Spanien und anderwärts vor jeder Gefahr schützen und welcher Fürst auch immer ihn angriffe, er würde ihm gewachsen sein. Hingegen könne das Kaiserscepter in der Hand eines Andern ein Mittel werden, Karl's Herrschaft insbesondere in Italien zu gefährden. Gegenüber den großen Anstrengungen, welche von anderer Seite her, wie er sichere Kunde habe, gemacht würden, das Kaisertum zu gewinnen, sei nun durchaus kein Augenblick zu versäumen. Vor allem legt Karl Nachdruck auf völligen Einklang der Ansichten und Wünsche Maximilians mit den seinen; er will nichts ohne des Kaisers Zustimmung handeln, ertheilt dabei aber Zusagen, die zu erfüllen er nicht vermögend gewesen wäre. Einmal in Spanien angelangt, wolle er dem Kaiser mit aller Macht dazu helfen Ordnung und gute Polizei im deutschen Reiche zu stiften und die Fürsten desselben zu rechtem und schuldigem Gehorsam zu zwingen. Es ist Karl erst ein Menschenalter später gelungen und dann nur für eine kurze Zeitspanne, diese frühe Drohung zur Wahrheit zu machen.

Um aber das gegenwärtige Ziel zu erreichen, sollten im Gegensatze zu der rührigen Diplomatie Frankreichs nun auch von Seiten des Erzherzogs alle Fürsten und einflußreichen Persönlichkeiten Deutschlands in ein Netz von glänzenden Versprechungen eingefangen werden. Karl hoffte für Geschenke und Pensionen mit hunderttausend Goldgulden auszureichen und für diese gedachte er bis zum Termin der Auszahlung, den er nicht früher

als nach erfolgter Wahl ansetzen wollte, durch die Wechsel, die auf das Bankhaus Fugger in Augsburg lauteten, Sicherheit zu geben. Einigen vielvermögenden Fürsten wie Sachsen, Baiern, Brandenburg sollte Jean de Courteville auch den Orden des goldenen Vließes in Aussicht stellen [1]. Auf so leichte und billige Weise hoffte der junge König obzusiegen. Daß einige deutsche Fürsten von freien Stücken ihre Bereitwilligkeit in dieser Angelegenheit ihm zu dienen, hatten erklären lassen, mag vor allem ihn über die Schwierigkeiten getäuscht haben. Die kaiserlichen Räte Villinger und Renner unterließen es nicht, ihn bald darüber aufzuklären; vor allem aber führte Maximilian ihm eindringlich zu Gemüte, daß man nicht im entferntesten sparen dürfe, denn die Franzosen hätten sich in die Bewerbung so ernstlich eingelassen, daß die Verwandtschaft und das alte Ansehen des habsburgischen Geschlechtes, aus welchen Karl einen Anspruch abzuleiten Miene mache, dagegen durchaus nichts vermöchten [2]. Nur viel Geld, rief man ihm zu und vor allem bares Geld, nicht Wechsel, die mit französischer Münze nicht rivalisiren könnten; man müsse sich entschließen, im vorhinein Geld auszugeben, sonst würde alles scheitern. Dem Pfalzgrafen allein müsse er 80.000 Gulden anbieten, denn nur dies werde ihn für den schmerzlichen Verlust von Hagenau entschädigen, welches eine zu vortheilhafte Lage für Oesterreich habe, als daß man es opfern dürfte. Die Pensionen, mit welchen er die weltlichen wie die geistlichen Kurfürsten zu gewinnen meine, (2000 Goldgulden den ersteren, 3000 jedem der letzteren) seien sämmtlich viel zu karg. Ueberhaupt könne Karl in solcher Entfernung vom Schauplatze darüber nicht entscheiden, sondern werde die Austheilung am Besten dem Kaiser anheimgeben. Freilich wurde der Rat leichter

---

[1]) Die Instruction, Middelburg 1517 (August), zuerst in den Wiener Jahrbüch. d. Lit. 1845, Bd. 111, S. 189. Wieder abgedruckt in Monum. Habsburg. II. 1. S. 53.

[2]) Brief Maximilians an Karl v. 18. Mai 1518 in Négociat. II. 125, und Gachard, Rapport sur les Archives de Lille p. 146; der Brief desselben an Karl, Inspruck 24. Mai bei Mone, Anzeiger 1836, S. 14. 15.

gegeben als befolgt. Karl lebte damals in drückendstem Geldmangel und hatte eben erst zum Unterhalte seines Hofstaates bei einigen spanischen Granden ein Anlehen von siebenzigtausend Ducaten machen müssen[1]. Unumgänglich sei es auch, ließ man ihm sagen, daß man dem Kurfürsten von Brandenburg das Versprechen halte, seinem Sohne die Hand der Erzherzogin Katharina zu geben. In demselben Sinne wie Maximilian sich hier äußerte, sprach auch Karls Geschäftsträger Courteville; auch zögerte das kaiserliche Cabinet nicht in gleicher Weise dem allmächtigen Minister Chièvres Vorstellungen zu machen[2]. Einig war man darüber, daß man das Geld auch in der Schweiz nicht schonen dürfe, um in jedem Falle ernsterer Verwickelung ihrer Söldner versichert zu sein[3].

---

¹) Nach einem Briefe de la Roche-Beancourt's bei Mignet, 221.

²) Mone, Anzeiger 15. Gachard, Rapport sur les Archives de Lille, 150.

³) R. Pauli, Englands Antheil an der Kaiserwahl Karl V. in Forschungen zur deutschen Gesch. I. 419.

Der Reichstag in Augsburg.

Die Dinge waren nicht weiter gediehen, als der im Februar 1518 nach Augsburg berufene Reichstag zusammenzutreten begann. Neben der für die Größe seines Hauses wichtigen Wahl beschäftigten den Kaiser noch andere Pläne und Sorgen. Im Sommer 1516 hatte Leo X. eine jener bekannten Kreuzesbullen erlassen, die dazu bestimmt waren, die Völker Europas zu allarmiren und zum Kriege zu entflammen, aber durch ihre häufige Wiederkehr einen immer schwächeren Eindruck machten. Die Nachricht des großen Sieges, welchen die Türken über den alten Mamelukenstaat in Aegypten erfochten hatten, verbreitete großen Schrecken. Immer näher und unabwendbarer schien der Untergang auch über das christliche Europa hereinzubrechen, ja die Ausrüstung einer bedeutenden türkischen Flotte wurde bereits als die Vorbereitung zum wirklichen Angriffe gedeutet. Päbstliche Schreiben voll von Ermahnungen und grellen Schilderungen der drohenden Lage flogen über die Alpen nach Frankreich und Deutschland [1]. Noch unter dem Eindruck solcher beängstigenden Nachrichten war Maximilians Ausschreiben zum Reichstag erfolgt, man hatte der Gefahr in kräftigen Worten gedacht. Der Kaiser war in jugendlicher

---

[1]) Die Actenstücke darüber bei Charrière, Négociat. de la France dans le Levant I. 10—82.

Weise aufgeregt; sein Lieblingsplan während des Lebens war ein Kriegszug gegen „die Heiden“ gewesen, der Greis traute sich noch die Kraft zu, sein Dasein mit der Vertreibung der Türken aus Europa glänzend zu krönen. Nichts hätte darum den Kaiser dem päbstlichen Interesse mehr befreunden können, als diese seine Phantasie so belebende Aussicht. Leicht einigte man sich über die gemeinschaftlichen Zielpunkte. Der Kaiser hegte insbesondere noch den Wunsch, endlich die Krönung zu erlangen, auf welche, wie er voraussehen konnte, in dem Augenblicke, als er die Wahl seines Enkels zum Nachfolger begehrte, ein seinen Absichten nachtheiliger Wert und Nachdruck würde gelegt werden. Auch Hutten erhob seine kräftige Stimme für den Krieg, und rief bei Anblick der Blüthe des deutschen Adels, die sich in Augsburg sammelte aus, wer sie anschaue, dem könnten die Türken nicht sehr furchtbar erscheinen. Wenn heute die Deutschen soviel Hirn als Kraft haben, möchte er der Welt mit Unterdrückung drohen [1].

Aber man hätte für die Vereinigung der kaiserlichen mit der päbstlichen Macht nicht leicht einen ungünstigeren Moment erwählen können. Die Nation war gegen das Pabsttum in ihren Tiefen aufgeregt und gedachte die Ketten der Abhängigkeit zu sprengen. Namentlich die systematische finanzielle Ausbeutung Deutschlands durch Rom wurde überall mit dem lebhaftesten Verdruße empfunden; wie verschieden man auch sonst denken mochte, darüber gab es keinen Unterschied der Meinung. Ein großer Theil des allgemeinen Beifalls, welchen das erste Auftreten Luthers fand, erklärt sich daraus. Selbst der feurige Hutten sah seinen Enthusiasmus bald abgekühlt und theilte die Ansicht, daß das Geld zum Türkenkriege für die Taschen der römischen Höflinge bestimmt gewesen sei [2]. Und gerade jetzt vereinigten sich Kaiser

---

[1]) Brief an Julius Pflugk, Augsburg 24. Aug. 1518. Opp. ed Münch. 2, 527. Leider hatten sie in der That mehr Kraft als Hirn und mehr Rauffinn als Thatkraft.

[2]) Brief an Jakob de Banissis, 3. Id. Oktobr. 1518. Opp. ed. Münch. Aehnlich schrieb Luther, Wittenberg 2. Septemb. 1518 (Briefe ed. de Wette

und Pabst, um aus dem Seckel der Deutschen neue Opfer zu verlangen. Daß die Türken für den Pabst ein bloßer Vorwand zur Erpressung seien, war allgemeiner Glaube; aber auch dem Kaiser traute man hierin nicht, wir wissen mit wie gutem Grunde. So oft der Reichstag eine Türkenhilfe votirt hatte, nie waren die eingelaufenen Summen der verkündeten Verwendung zugeführt worden. Das Vertrauen war völlig erschüttert. Kühne Stimmen in der Publicistik gingen weiter und sagten, der wahre Türke, den man bekämpfen müsse, sei nicht in Konstantinopel, sondern in Rom, er heißt nicht Selim, sondern Leo X.

Die deutschen Stände versammelten sich mit herkömmlicher Langsamkeit seit dem Juli 1518. Kaiser und Pabst hatten sich vereinigt, dem Reichstag einen höheren Glanz zu geben durch die Erscheinung eines römischen Legaten; beide setzten großes Vertrauen auf die gewählte Persönlichkeit. An dem Prunke eines prätentiösen und hoffärtigen Auftretens ließ es der Dominikaner Thomas de Vio auch nicht fehlen. Ebenso sparte er die Kunstmittel geputzter Rede und scholastischen Bombastes mit nichten; doch errang seine Rede über die drohende türkische Gefahr und die Wichtigkeit gemeinsamen Handelns keinen Erfolg; eben so wenig konnten die polnischen Gesandten, die man in das Treffen führte, durch ihre Ansprache die kühlen Gemüther erwärmen. Das Widerstreben war allgemein, daß Mißtrauen unüberwindlich; das Zugeständnis, welches die Versammlung zuletzt machte, erschien durchaus unerheblich [1].

I. nr. 79. S. 140). Ed apud nos epistola quaedam ex urbe Roma satis erudita, vehementer acris in Romanas astutias, de decimis novis exigendis, pro bello adversus Turcas, quae evidenter excogitatae a Florentinis avarissimis omnium, quos coelum tegit, cognoscuntur. Ipsi enim Pontificis facilitate utuntur in omnem suae voraginis libidinem.

[1]) Nach der vom Legaten gehaltenen Rede (Oratio pro colligendis decimis habita a legato S. P. coram Imp. Maximiliano; Hutteni Opp. ed Münch. 2. 543) hatte der Pabst verlangt von geweihten Priestern den zehnten, von Laien den fünfzigsten, von Reichen den zwanzigsten Theil des Einkommens, von jedem Gotteshause den Sold für einen Soldaten. Der Reichsabschied

Dagegen nahm die Wahlangelegenheit einen weit besseren Fortgang. Man weiß, wie Pfalz, Brandenburg und Mainz im französischen Interesse bearbeitet waren; es gelang Maximilian sie zu sich herüberzuziehen. König Karl hatte freie Hand gegeben, in Bewilligungen reichlicher zu sein [1], und man benützte dies im kaiserlichen Cabinete ohne Reserve und mit bestem Erfolge. Der Kurfürst Joachim wurde von seinem Vetter Albrecht, dem Hochmeister in Preußen vergeblich gewarnt, mit dem schlauen Kaiser sich einzulassen, man tanze jetzt um ihn, aber sei man erst am Ziele, dann dürften seine Wünsche lange im Kasten liegen [2]. Der vorsichtige Mann hatte die Vortheile abgewogen und entschied sich für Oesterreich. Mit Recht durfte der Kaiser nach Spanien schreiben, „der Markgraf kostet viel". Aber es galt keine Zeit zu verlieren. Joachim war bereits schwankend gewesen, als er zum Tage nach Augsburg aufbrach; aber noch auf demselben war er mit dem anwesenden, alles scharf beobachtenden französischen Gesandten in Unterhandlung geblieben. Die Nachricht, welche Maximilian ihm zu insinuiren eilte, daß jene Prinzessin Renata, die Frankreich ihm im letzten Tractate versprochen, an einen anderen Fürsten, Navarra oder Savoyen würde gegeben werden, dürfte die Wandlung des ehrsüchtigen Kurfürsten entschieden haben. Er äußerte, daß er habe zu sich selbst trachten müssen, um nicht sammt seinem Sohne zwischen zweien Stühlen niederzusitzen.

Die Vermählung der Prinzessin Katharina mit dem Kurprinzen Joachim wurde per verba de praesenti am 22. August vollzogen, von der Mitgift im Werthe von 400.000 Gulden erhielt der Markgraf den vierten Theil und erlangte Sicherheit für

---

aber bestimmte, daß ein jeder Mensch im heil. Reich, männliches und fräuliches Geschlecht, so zum heil. Sacrament gehet und gehen soll, die nechstkünfftige drey Jahr lang, eines jeden Jahrs, zu angeregter Expedition und gemeinen Türken=Zug den zehenden Theil eines rheinischen Guldens geben und einlegen soll.

[1] Courteville à Marguerite d'Autriche 23. août. Augsb. Négoc. 2, 149. Seckendorf, hist. Luth. I. 42.

[2] Schreiben v. 15. Juli bei Droysen, Preuß. Politik II. 2, 107. Voigt IX. 549.

das andere[1]. Allein für seinen Unterhalt auf dem Reichstage ließ er sich sechstausend siebenhundert Gulden bezahlen. Daß nun auch der Mainzer Kurfürst, der Bruder Joachims in die Bahn der neuen Politik eintrat, ist bei dem guten Einvernehmen der Beiden zu erwarten. Der Cardinalshut, welchen die neue Freundschaft Maximilians mit Leo X. ihm verschaffte, mit Pomp auf dem Reichstage selbst aufgesetzt[2], war schon viel; das Uebrige thaten eine Summe von 52.000 und eine Pension von 8000 Goldgulden, kleinerer Geschenke als eines Silberservices, einer kostbaren Tapete zu geschweigen.

Der Kurfürst von Köln, Hermann von Wied, ließ sich unter etwas billigeren Bedingungen gewinnen; 20.000 Goldgulden auf einmal und eine Pension von 6000. Weil aber Erzbischof Hermann für wankelmütig galt, so erschien es notwendig auch seine einflußreiche Umgebung günstig zu stimmen. Beide Brüder Wilhelm und Johann von Wied, Kanzler und Räte, und der mächtige Graf Wilhelm von Nuenar erhielten Geschenke und Jahrgehalte, angemessen ihrem Amte und Einfluß. Alle Geschenke repräsentirten eine Gesammtsumme von 29.000, die Pensionen von 7600 Goldgulden.

Auch der Pfalz wurde man mächtig, wegen deren Maximilian in einiger Sorge gewesen. Zwar konnte man Ludwigs Aeußerung, daß Kaiser aus einem mächtigen Hause der deutschen Freiheit gefährlich seien, nicht so ernstlich nehmen, als sei der Pfalzgraf in der That von der kurfürstlichen Politik des 13. Jahrhunderts erfüllt und wolle sie vertreten. Aber der verjährte Groll und die fortspielenden Lockungen Franz I. hielten ihn vom Kaiser ferne; er wollte gar nicht auf den Reichstag kommen und hatte noch kurz vor dessen Zusammentritt Franz I. seiner unerschütter-

[1]) Schreiben Joachims an Albrecht 29. Aug. Märk. Forschg. IV. 275. Droysen, Preuß. Polit. II. 2, 110. Andere kleinere Concessionen Maximilians an Joachim bei Riedel, Nov. Codex dipl. Brandenb. II. 291—295.

[2]) Bartholin. de comitiis Augustan.

ten Gesinnung versichern lassen [1]. Ohne die Intervention seines Bruders, des Pfalzgrafen Friedrich wäre auch Maximilian nicht zum Ziele gelangt. Aber dieser mit seinem Fonds von Gutmüthigkeit und bedientenhafter Ergebenheit gegen das österreichische Haus, nahm sich der Aussöhnung mit Eifer an, freilich nicht ohne ein Geschenk von 20.000 Goldgulden und eine Pension vom Kaiser dafür zu nehmen. Er illustrirt es sehr gut, daß der ritterliche Charakter überhaupt kein Zug dieser Zeit und Gesellschaft war. Wie leicht hatte dieser junge Pfalzgraf den Schimpf hingenommen, welchen ihm der Ahnenstolz König Karl's im vorigen Jahre angethan. Am Hofe des Erzherzogs Philipp des Schönen erwachsen, hatte Friedrich für Karls Schwester Eleonora eine lebhafte Neigung gefaßt, die von der Prinzessin mit gleicher Zärtlichkeit erwiedert wurde. Ja die Liebenden hatten sich insgeheim verlobt. Eines Tages nun überraschte Karl seine Schwester bei einem Briefe voll feuriger Liebesbetheuerungen des Pfalzgrafen. Er schrieb „seinem Schätzchen": Mein einziger Wunsch ist, daß ich Euch angehöre und Ihr mir. Da ließ der König vor dem apostolischen Notar und den ersten Herren des Hofes das Ehegelöbnis der Beiden durch eine ihnen abgezwungene Gegenerklärung feierlich lösen und entfernte auf rauhe Weise den Beschämten vom Hofe. Dieser aber hatte wie ein Schulknabe nur Entschuldigungen zur Entgegnung und Versicherungen, daß er auch in Zukunft zu jedem Dienste mit Freuden bereit stehe. — Jetzt also eilte er von Amberg zum Kaiser, der ihn mit aller der Artigkeit empfing, welche Freund und Feind an ihm bewunderten. Indem er ihn als Ritter des goldenen Vließes begrüßte, bemerkte er, da sie nun Brüder desselben Ordens seien, so müßte ein festes Freundschaftsband in unauflöslicher Liebe sie umschlingen. So viel Huld entzückte den Pfalzgrafen. Auch der kaiserliche Hofstaat hatte Befehl, in Complimenten das möglichste zu leisten und

---

[1]) Lettre du remerciement de François I à l'électeur palatin du 13. août, bei Mignet 225.

die ausgesuchteste Zuvorkommenheit und Dienstbeflissenheit an den Tag zu legen. Der Geheimschreiber Renner bekam den Auftrag, im Namen des Kaisers das Leidwesen auszudrücken, das er über jene von König Karl dem Prinzen zugefügte Unbilde trage und ihn zu erinnern, welche treffliche Aussichten zu hohen Ehren emporzusteigen, sich jetzt vor ihm eröffneten. Maximilian gedenke noch der Stunde zu Wesel und räume ein, daß Friedrich wol Recht gehabt, Karl als den geeignetsten Thronfolger zu bezeichnen, so sehr dies damals den Kaiser erzürnt habe. Um Friedrichs Eitelkeit zu stacheln, stellte man die angebliche Sinneswendung des Kaisers als Frucht jener Unterredung dar, welche auf diesen eine immer tiefer eindringende Nachwirkung geübt habe. Ohne seine in Wesel ausgesprochene Ansicht über die Kaiserwürde fallen zu lassen, daß sie nur ein leerer kostspieliger Titel sei, habe der Kaiser erwogen, daß es Pflicht sei, sich wie Marcus Curtius, die Decier und Codrus für das Vaterland zu opfern, besonders im jetzigen Augenblicke, wo der französische König darauf zielte, Deutschland seiner Freiheit zu berauben und in dieselbe Sklaverei zu stürzen, in welcher die Völker Frankreichs schmachteten. Würde jetzt ein armer, machtloser Kaiser erwählt werden, so könnte nur Schmach über das Reich kommen; der Kaiser aber dürfe den Vorwurf nicht auf sich laden, daß er seines Vortheils wegen diese Unehre über das Reich habe kommen lassen [1].

Friedrich empfing also den Auftrag, den zürnenden Bruder zu versöhnen und auf den Reichstag zu führen. In Dilsberg, wo dieser der Jagd pflegte, überbrachte er ihm milde Worte des Kaisers und die Gewähr für Entschädigung der alten Verluste. So umgestimmt ging der Kurfürst Ludwig nach Augsburg, wo ihn der Kaiser mit aller ihm zu Gebote stehenden Freundlichkeit aufnahm, man gewährte ihm die Genugthuung, ihm zu sagen, daß seinem Hause einst zu hart geschehen. Man ertheilte ihm die bisher noch immer mangelnde bedingungslose Belehnung, enthob

---

[1]) Hub. Thom. Leodii Annal. S. 66; Humor S. 100.

ihn von jenen Forderungen, welche der schwäbische Bund wegen einiger durch Franz von Sickingen im pfälzischen Dienste beschädigten Städte gegen den Pfalzgrafen aufgestellt hatte. Für die Verzichtleistung auf Hagenau und Ortenau wurden ihm hunderttausend Goldgulden zugesichert, überdies eine Pension auf Lebenszeit jährlicher sechstausend Gulden versprochen. Im wachsenden Einvernehmen schritt man bis zu einer Erbeinigung zwischen Pfalz und Oesterreich [1], dafür versprach Ludwig den König Karl zum römischen König zu erwählen.

Da war auch noch die Kurstimme Böhmens; doch sein König, der minderjährige Ludwig, war seit dem Tode König Wladislaws von Böhmen und Ungarn (1516) unter der Vormundschaft seines Oheims des polnischen Königs Sigismund und Kaiser Maximilians. Im Falle der Minderjährigkeit verfügte das siebente Capitel der goldenen Bulle, daß der nächstälteste Bruder des Verstorbenen Vormund und Verweser sein solle. Es konnte also kein Zweifel walten, daß unbeschadet der Mitvormundschaft des Kaisers die Wahlstimme dem polnischen Könige zukam. Sigismund war seit dem Wiener Congresse dem österreichischen Interesse geneigt, und der kaiserliche Hof hatte leichtes Spiel. Doch ließ man noch das Geld wirken, am ungarischen und polnischen Hofe wurden 10.000 Goldgulden vertheilt, die Gesandten Polens an den Reichstag, Erasmus Bischof von Plock und der Castellan Raphael Lesczyński erhielten ein ansehnliches Geschenk. Der König hatte im vorhinein die Stimme an Karl gegeben, und die Gesandten handelten nach ihrem Auftrage, als sie sich den übrigen in das Interesse gezogenen Kurfürsten anschlossen [2]. Nur Sachsen und Trier zeigten sich gegenüber allem Schmeicheln und Drängen und den An-

---

[1]) Der Vertrag v. 20. August findet sich bei Bucholtz, Geschichte Ferdinands I. Bd. I. S. 91, Fink, geöffnete Archive für die Geschichte des Kön. Baiern 2, 193—196; vgl.

[2]) Mone, Anzeiger V. 408. Le Glay, Négoc. II. 333—340; vgl. auch Liske, des polnischen Hofes Verhältnis zur Wahl Kaiser Karl V. in Sybels Zeitschrift VIII. S. 46 ff., eine sehr sorgfältige Arbeit.

geboten abweisend und uneinnehmbar[1]. Trier hielt an Franz I. fest und erwies sich eifrig für ihn auch bei den anderen Fürsten, die es zu treuer Erfüllung ihrer Zusagen aufforderte, der Kurfürst von Sachsen wendete gegen das Ansinnen, seine Stimme Karl zu versprechen, eine Bestimmung der goldenen Bulle ein, welche gebot, sich bis zum Wahltage frei zu erhalten[2].

Sachsens Zurückweisung empfand Maximilian so tief, daß man von mancher freilich ungenau unterrichteten Seite fürchtete, der Kaiser werde es mit Krieg überziehen[3]. Aber dieses Widerstreben erklärt sich aus den Verhältnissen so leicht, daß Maximilian solches hatte erwarten müssen. Das sächsische Haus, repräsentirt durch die hervorragende Persönlichkeit des Kurfürsten Friedrich, war lange Zeit während Maximilians Regierung das erste unter den deutschen Fürsten gewesen. Allerlei Gunst der Verhältnisse war seiner klugen Politik zu Hilfe gekommen, so lange sein Wachsen mit dem kaiserlichen Hausinteresse zusammenstimmte. Doch später war Maximilian durch den Zug der politischen Combinationen mehr und mehr dazu getrieben worden, Sachsen fallen zu lassen und in demselben Maße Brandenburg zu heben. Dadurch waren bereits fest in das Auge gefaßte Aussichten verloren gegangen, das sächsische Haus hatte seinen überragenden Einfluß mit einem Male eingebüßt. Vor allem die Jülich'sche Erbfolgefrage, mehr als einmal ein Erisapfel in der deutschen Geschichte, hatte Friedrich dem Kaiser entfremdet. Eine 1456 an Sachsen ertheilte, 1495 bestätigte Anwartschaft auf Jülich und Berg wurde 1508 aller dringenden Schritte ungeachtet, vom Kaiser widerrufen, weil er der für die Niederlande hochgefährlichen Vereinigung Herzog Karls von Geldern mit Cleve vorbeugen wollte; gerade auf Berg und Jülich aber beruhten alle ferneren

---

[1]) On a mis et inscript en icelluy estat 60.000 florins pour l'électeur de Saxen, et 25.000 pour l'archevesque de Trèves et leur gens. Le Glay, Négociat. 2, 173.

[2]) Instruction Franz' I. an J. Maltzan, 23. Octob. 1518 bei Mignet.

[3]) Spalatins sämmtliche Schriften v. Preller und Neudecker I., 52.

Aussichten Sachsens zum gewaltigen Emporkommen in Nordwestdeutschland, damit gingen Hessen, Lauenburg, bald auch Ostfriesland verloren. Man kann sagen, damit büßte Sachsen den Vorrang in Norddeutschland für alle Zeit ein. Solche Erschütterung, durch zugefügtes Unrecht noch bitterer empfunden, konnte Friedrich nicht sobald verwinden.

Allein die Majorität der Kurfürsten war gewonnen, der Ausfall der beiden Stimmen konnte verschmerzt werden. Am 3. August war der Reichstag eröffnet worden, bereits am 13. schrieb Hutten im Auftrage des Kurfürsten Albrecht an Joachim von Maltzan, daß alle Stimmen gegen Franz wären, am 16. meldete Markgraf Joachim dem französischen Gesandten in Augsburg, Beaudouin de Champagne, daß fünf Stimmen für den katholischen König seien. Doppelzüngig genug, da doch darunter auch seine eigene war, wies er darauf hin, daß Frankreich dennoch die Kurfürsten noch durch große Summen gewinnen könne; allein es thue die höchste Eile noth, binnen achtzehn Tagen müßte es geschehen sein [1]. Daß diese Frist zu kurz und der Rat nicht aufrichtig gemeint war, ist klar. Als Franz I. am 4. September die Depesche empfing und sogleich die verlangten Vollmachten ausfertigen ließ, war es bereits viel zu spät. Am 27. August traten die Kurfürsten von Mainz, Köln, Pfalz und Brandenburg und die böhmische Vormundschaft, repräsentirt durch den Gesandten des Königs von Polen, zusammen und es fand in Gegenwart des königlichen Gesandten Courteville, des kaiserlichen Kanzlers Villinger und Renners die Unterzeichnung der Wahlversprechen statt [2], am 1. September nahm Maximilian die fünf Kurfürsten in seinen Schutz, wenn ihnen dieser Wahl wegen irgend eine „Widerwärtigkeit"

---

[1]) Gachard, Rapport sur les Arch. de Lille p. 150. Mignet, Rev. des deux mondes p. 228. U. von Hutten an J. Maltzan bei Riedel, Cod. dipl. Brand. III. 3, S. 270.

[2]) Courteville à Marguerite d'Autr. bei Mone S. 15. Bereits am 15. August hatte man in Rom Kunde von diesem Erfolg. Brief des Cardinal Medici an Bibiena. Ruscelli, lettere di principi I. 55.

durch den Pabst, den König von Frankreich oder andere Fürsten begegnen sollte [1].

Die österreichische Diplomatie feierte diesen Sieg über Frankreich und verkündete das Resultat nach Brüssel und Spanien. Noch fehlte Karl's Zustimmung zu den Vertragspunkten, unter welchen namentlich die Heirat der Infantin Katharina mit dem Prinzen von Brandenburg ein Stein des Anstoßes für das hochfürstliche Selbstgefühl und den Ahnenstolz des burgundischen Herrschers sein konnte. Dennoch zweifelte vorerst Niemand in Deutschland an der Erfüllung der Versprechungen; man hoffte sogar allzu sanguinisch die Wahl in zwei Monaten vornehmen zu können [2]; ein nächster Reichstag im Jänner 1519 zu Frankfurt sollte alles zu Ende bringen. Die Fürsten trennten sich vom Kaiser im besten Einvernehmen [3]; selbst gegen Friedrich von Sachsen unterließ Maximilian nicht die freundlichste Gesinnung zu zeigen; man merkte es an, daß der Kaiser beim Abschied mit ihm bis an die Treppe gegangen. Der kurfürstliche Rath Degenhardt Pfeffinger begleitete Maximilian bis Wels in Oberösterreich, und da er von ihm Urlaub nahm um nach Sachsen zurückzukehren, ließ der Kaiser dem Kurfürsten „alles Guts und Gnade sagen, denn er habe wie ein wackrer Kurfürst gehandelt [4].“ Wer möchte entscheiden, ob zu diesen Worten mehr die Achtung vor der Unbestechlichkeit Friedrichs oder die Hoffnung, ihn doch noch an sich zu fesseln, das Motiv gewesen.

Mit dem Berichte über das Gelingen der Verhandlungen, den Berechnungen der ungeheuren Kosten und den Abschriften aller

---

1) Gudenus, Cod. diplom. IV. 599.

2) Markgraf Joachim an den Hochmeister: E. L. sollen für wahr wissen, daß König Karl von uns, dem mehreren Theil, binnen zweien Monaten gewählt werden wird. Droysen, Pr. Pol. II., 2. S. 110.

3) Gachard, Rapport p. 150. Spinelly to Henry VIII., Saragossa, 16. Oct. bei Brewer nr. 4505. The Catholico has received letters out of Almayn that the six electers have given their voices in his favor, and agreed to publish the same at Frankfort on 1. Jan. next.

4) Neudecker und Preller, Spalatins Nachlaß S. 50.

Verträge und „Concordate“ und manchem vorsehenden klugen Rathe ausgerüstet ging Courteville sogleich nach Spanien. Er sollte dem Könige die hohe Wichtigkeit darlegen, welche die Ratification der Heirat Katharinens mit Brandenburg habe, weil Joachim um ihretwillen die mit Renée von Frankreich aufgegeben, und darauf dringen, daß man zu den in Wechseln erhaltenen Summen von 75.000 Goldthalern bald möglichst die noch nöthigen 450.000 Goldgulden in Wechseln auf die Häuser Fugger und Welser nachsende. In dieser Berechnung war ein Posten von 50.000 Gulden einbegriffen, welche Maximilian I. als Vergütung der Reisekosten zum Wahltage in Frankfurt für sich begehrte. Auch solle Karl bei dem Pabste seine Fürsprache einlegen, daß er zu den nächsten Weihnachten die kaiserliche Krone nach Trient sende, damit daselbst die Krönung Maximilians durch die Cardinäle Julius Medici und Albrecht von Mainz vorgenommen werde [1]. Vor allem aber betonte man das Wort Beschleunigung. Eigentlich hielt man alles schon gesichert. König Karl empfing bereits die Glückwünsche des französischen Königs.

Da war übrigens noch ein Bedenken hinwegzuräumen. Zu Karl's Krone gehörte auch das Königreich Neapel, welches nach alten päbstlichen Ansprüchen und Satzungen niemals mit der deutschen Krone vereinigt sein sollte. Durfte man aber denken, daß die Erwählung des Königs von Spanien daran scheitern werde? Auf die erste offizielle Nachricht von Karls Aussichten auf das Kaiserthum und die daran geknüpfte Bitte um den Dispens wegen Neapels, welche der spanische Gesandte in Rom vorlegte, antwortete Leo X. mit gewandter Artigkeit, drückte eben so wohl eine große Freude als die Zuversicht aus, daß Karl ein treuer Sohn der Kirche, ein Mehrer des christlichen Glaubens sein werde und was der üblichen Redensarten mehr waren. Der Dispens aber betreffend eine alte immer unverbrüchlich gehaltene Sache,

---

[1]) Mémoire de ce que le Sommelier Courteville aura à faire vers le Roi de Castille de la part de l'Empereur. Le Glay, Négociat. 2, 170—178.

behaupte eine zu hohe Wichtigkeit, als daß er mehr als seine Bereitwilligkeit versichern könne, in eine reifliche Ueberlegung der Bedingungen eingehen zu wollen, unter denen man von den bestehenden rechtlichen Hindernissen ihn zu entbinden hoffen könnte [1].

Schon diese eventuelle Zusage, so wol verclausulirt sie war, erschien der französischen Diplomatie als zu viel. Wie allarmirte man sich erst, als man erfuhr, die Concession wegen Neapels liege bereits ausgefertigt in der römischen Kanzlei; man bestürmte den Pabst in einemfort, ja nicht diese Concession zu ertheilen, nur das Andrängen der französisch gesinnten Cardinäle und des päbstlichen Nepoten Lorenzo, Herzogs von Urbino, hielt den Dispens vorjetzt noch zurück. Dagegen machte man von Rom aus gegen Frankreich geltend, welche Gefahr dem römischen Stuhle aus einer Verweigerung des Dispenses von Seite des spanischen Königs erwachsen müsse; nur um den Preis großer Vortheile und eines mächtigen Schutzes meinte man die Feindschaft Karl's riskiren zu dürfen. Das war dem französischen Cabinete gerade recht. In einer Audienz, die er dem zur Betreibung des Kreuzzuges nach Frankreich gesendeten Cardinal Bibiena gab, verhieß Franz I. alles, was man von ihm verlangen werde; er schien entschlossen, sogleich die Gefahr eines neuen Kriegszuges in Italien zu bestehen, um Leo X. ganz an sein Interesse zu ketten. Leo rief er aus, solle sich ermannen und das in Wahrheit sein, was sein Name besage, ein Löwe, und die Forderung des Königs von Spanien zurückweisen. Er war bereit, mit dem Pabste, den Florentinern, Venezianern und Schweizern einen engen Bund zu schließen, um alle insgesammt und jeden einzelnen gegen den katholischen König zu schützen und leistete einen Schwur auf die Reinheit seiner Absichten [2]. Und man muß ihm darin völlig glauben; es schmerzte ihn, wie er mit Leidenschaft gestand, daß die Krone von Frankreich fortan unter die von Spanien sollte erniedrigt werden. Allein

---

[1]) Ruscelli, Lettere di Principi 1, 57 und a. a. O.

[2]) Ruscelli, Lettere, 1, 29.

eine so unbedingte Entschließung und Parteinahme lief völlig gegen die Politik Leo's X.; er wollte weder Spanien noch Frankreich ganz angehören; als italienische Mächte waren ihm beide gleich zuwider, sein unablässiges Streben war zwischen beiden Großmächten ein Gleichgewicht zu erhalten, noch traute er sich hinlängliche Kraft zu, sich als unabhängige Mittelmacht zu behaupten. So hütete sich der römische Hof nicht nur ängstlich in diesem Spiele Farbe zu bekennen, sondern er bewies eine Virtuosität in der Doppelzüngigkeit, die dem Bedürfnisse der Situation entsprach. Dem englischen Cabinete meldete man aus Rom, wie es nicht wahrscheinlich sei, daß der Pabst sich Franz zuneige [1]. In Frankreich wußte man von diesem vielfältigen Spiele genug, um sich nicht zu rückhaltloser Aufrichtigkeit versucht zu fühlen. Als der Pabst empfehlen ließ, für die Wahl des Kurfürsten von Sachsen zu wirken [2], so ging der König scheinbar darauf ein, bezeigte seine Bereitwilligkeit Friedrichs Erhöhung zu befördern, dem er sich auch zu verschwägern wünsche, er für sein Theil habe die Chimäre des Kaiserthums aufgegeben [3]; doch schrieb er in derselben Zeit nach Venedig, daß er bei seiner Absicht beharre und forderte daselbst zu gemeinsamer Rüstung auf.

Eben so wenig rückte die Angelegenheit der Krönung weiter fort. Und gerade weil Sachsen und Trier ihren Widerstand mit dieser Formalität motivirten, kam Maximilian unter den verschiedensten Wendungen darauf zurück. Man ging auf die Sendung der Krone nicht ein; Maximilian verlangte nun, daß der Pabst selbst nach Trient komme und ihn kröne; sei er doch auch zu Franz I. nach Bologna gekommen. Doch eine Krönung außerhalb Roms erklärte man für unstatthaft. Selbst wenn Pabst und Kaiser in einer Provinz verweilten, dürfte der Pabst die

---

[1]) Brewer, letters and papers nr. 4465. It is not likely, that the Pope will the French. They would cause him great trouble.

[2]) Marin. Sanudo, aus Rom 14. Nov.

[3]) Bibiena an den Herzog v. Urbino 27. Nov.; an den Cardinal von Medici 8. Dez. Lettere di Princ. I, 34. 42.

Krönung daselbst an ihm nicht vollziehen, sondern müßte ihn lieber allein nach Rom ziehen und dort durch einen Cardinal krönen lassen. Nun äußerte Maximilian den alten Wunsch, zur Krönung nach Rom zu kommen. Dies gefiel in Rom schon darum nicht, weil man sich damit in große Kosten gestürzt sah und man hätte es vorgezogen, die Krone zu senden. Solches verhinderte immer wieder Frankreich, das darlegte, so lange Maximilian nicht gekrönt sei, werde auch König Karls Wahl nicht zu Stande kommen; um alles in der Welt solle man also die Krone nicht senden, es werde auch der Ruin Italiens sein. Maximilian solle eingeladen werden, persönlich nach alter Sitte zu erscheinen; unbewaffnet könne er nicht kommen und einem bewaffneten Zuge durch Italien würde Franz I. sich mit einem Heere entgegen stellen [1]. Mittlerweile ruhte die französische Diplomatie auch in Deutschland nicht. Joachim von Maltzan und Beaudouin von Champagne hatten ihre Thätigkeit niemals unterbrochen [2]. Man dachte, Zeit gewonnen, Alles gewonnen und für diese Erwägung fand man eine willkommene Unterstützung an den Zögerungen Karls selbst. Er fand das Pferd zu theuer, worauf seine Tante Margareta einmal sehr richtig bemerkte, daß ein Käufer da sei, bereit den höchsten Preis zu zahlen [3]. Die in Deutschland sehnlich erwarteten Bestätigungen der Verträge trafen lange Zeit nicht ein, man wußte auf französischer Seite, daß Karl kein Geld habe, um die hohen Forderungen der Kurfürsten zu befriedigen und legte es denselben nicht wenig nahe, daß der König von Frankreich die höchsten Summen bar zu zahlen jeden Augenblick bereit sei, während die Aussicht auf das Geld, welches Maximilian im Namen Karl's versprochen

---

[1]) Voll Belehrung über die gesammten Verhandlungen sind die Lettere di Principi 1, 41. 56. 57. 58 u. a. a. O. Vgl. auch Chr. God. Hofmann, Nova Scriptorum Collectio, I: Paris de Grassis Diarium Cur. Roman. 425.

[2]) Mignet a. a. O. 229.

[3]) Lettre de l'archiduchesse Marguerite au seigneur de la Chaulx. 18. Jänner. Gachard 155.

eine sehr unsichere heißen müße[1]. Zugleich drohte die Gefahr eines bewaffneten Auftretens der Franzosen. Man erfuhr, daß sie in der Schweiz ein engeres Bündnis „gegen die Türken oder gegen Jedermann“ unterhandelten; dieses wurde zwar von der Tagsatzung abgelehnt, aber das Ansuchen um Gestattung von Werbungen hatte gute Aussicht[2]. Das Interesse des kaiserlichen Hofes erforderte dem entgegen zu wirken, auch wurde die Dringlichkeit der Aufgabe keinen Augenblik verkannt. Max von Berghes, Herr von Zevenberghen bekam die Mission zu den Eidgenossen zu gehen. Der kluge und einflußreiche Cardinal von Sitten vernahm das mit hoher Freude und drang auf höchste Eile, allein Zevenberghen fand die Mittel, die man ihm anwies, unzureichend zu anständigem Auftreten, noch weniger zur Erzielung eines Erfolges. Fünfzehnhundert Livres, gab er zur Antwort, seien so viel wie nichts. Die Schweizer sind nach Art des h. Thomas, sie glauben nur an das, was sie in der Hand spüren. Ueberdies war man Vielen noch alte Pensionen schuldig; sie jetzt nicht zahlen hieß die Leute auf das äußerste reizen. Es war einer der letzten Befehle des Kaisers den billigen Ansprüchen Zevenberghens gerecht zu werden. Doch kam die Reise nicht mehr zu Stande[3]. So ist der Spätherbst, in welchem das kaiserliche Cabinet alles hatte zum Abschluß bringen wollen, ungenützt verstrichen. Endlich zu Weihnachten wurden in Zaragoza die Vollmachten ausgefertigt, im Jänner ertheilte Karl auch den wichtigen Eheconsens[4].

Es war zu spät, wider Erwarten hatte sich alles mit einem Schlage geändert. Die große Rüstigkeit und Frische, deren sich

---

[1]) Lettere di Principi, 1, 29.

[2]) Marin. Sanudo aus Rom 10. Mai. Le Glay, Négoc. 2, 128, 152.

[3]) Substance de ce que M. le cardinal de Syon escript à Hesdin, Bruxelles, 8 Octobre. Le Glay, Négoc. 2, 159. Max de Berghes an Margareta. Augsburg 21. Octob. 1518. Gachard, Rapport S. 151. Margareta an Zevenberghen. 1. u. 19. Novemb. 1518. Gachard 155. Maximilian I. an Margareta. Wels, 26. Dezember. Auftrag 2000 Philipped'or per Trimester zu zahlen.

[4]) Die Urkunden bei Gudenus 4, 602—606.

der Kaiser immer erfreuet hatte, schienen ihn zu einem hohen Alter zu befähigen. Doch schon auf dem letzten Reichstage hatte mancher Beobachter die alte Kraft in ihm nicht mehr gefunden. Im Herbste kränkelte er [1], schlechte Diät that das übrige, bereits am 12. Jänner starb er zu Wels. Zwei Tage zuvor hatten die französischen Gesandten einen Eilboten an den König Franz geschickt, den Tod zu verkünden; so wichtig erschien ihnen die Nachricht für das Interesse ihres Herrn [2]. Nun ist der todt, klagte Heinrich von Nassau, der die Dinge leiten und bestimmen konnte, der geliebt und gefürchtet war; nun hat die Sache eine andere Gestalt." Für Franz I. eröffneten sich die Schranken der Bewerbung von neuem, der Wettlauf zwischen Habsburg und Valois sollte noch einmal beginnen.

---

[1]) Herbersteins Tagebuch. November: Da sahe ich sein Mt schwach, die Augen warden alls gelb zu sehen. Font. rer. austr. I, 141.

[2]) Zevenberghen an Margareta. 8. Febr. 1519. Le Glay, Négoc. 2, 218.

Hoffen und Streben Franz' I. Der Pabst.

Daß die bereits verloren erachtete Kaiserwürde von neuem erreichbar schien, belebte die Thätigkeit Franz' I. auf das höchste. Um wie viel günstiger lagen seine Aussichten jetzt als früher. Das habsburgische Haus sah sich seines einflußreichsten und emsigsten Vertreters beraubt, der Erbe Oesterreichs war in Spanien, die kaiserliche Regierung verfiel sogleich völliger Auflösung. Allenthalben erhoben sich aus den mannigfachsten Ursachen Bewegungen, deren Spitzen anfangs sämmtlich gegen das Haus Habsburg gerichtet waren, in Geldern und Würtemberg, in Oesterreich und Tirol, am Rhein und in Lüneburg. Die Anarchie gewann den weitesten Spielraum. Und in demselben Augenblicke, wo die Lage für ehrgeiziges Eingreifen so bequem war, ließen mehrere deutsche Fürsten, wahrscheinlich diejenigen, welche schon früher zu Frankreich geneigt hatten, den König Franz ihrer Ergebenheit versichern und stellten ihm ihre Mitwirkung bei der Wahl in Aussicht [1]. Wie mußte ihm, dessen weitgreifender Ehrgeiz fürwahr keines Sporns bedurfte, solches erwünscht kommen. Während er bei der vorjährigen Bewerbung durchaus ein verdecktes Spiel beobachtet hatte, trat er jetzt officiell hervor.

---

[1]) Er versichert dies wiederholt den Schweizern, im gleichen Sinne schreibt er an den König Sigismund von Polen: Acta Tomiciana 5, 36.

Auf ein Schreiben Karl's, in dem dieser ihm von seinen Wünschen nach der Kaiserkrone Mittheilung machte, antwortete er mit einer gleichen Eröffnung. Dabei soll er sich des Vergleiches bedient haben, er und Karl wären zwei Freunde, die um die Liebe einer Frau würben, als solchen geziemte ihnen keinerlei Feindschaft gegeneinander; wem sie auch endlich ihre Gunst schenke, sie wollten nicht aufhören Freunde zu sein [1]. So artig würde ein Liebeshof eine politische Situation zeichnen. Er unterließ es keinen Augenblick, den Eröffnungen der deutschen Fürsten dem englischen Gesandten in Frankreich und dem Cabinete in London Mittheilung zu machen. Er hoffte so zugleich zu erfahren, ob er auf die Beistimmung und Unterstützung Heinrichs VIII. zählen dürfe, und wenn in diesem selbst Wünsche nach der deutschen Krone sich regen sollten, ihm die Lust zu benehmen, mit einem bereits so vortheilhaft situirten Rivalen in die Schranken zu treten.

Eine Woche nach dieser ersten Mittheilung empfing der König Franz den englischen Gesandten Sir Thomas Boleyn in zuvorkommendster Art und ging in seiner absichtlichen Vertraulichkeit weiter. Schon vor Maximilians Tode habe er von

---

[1]) Belcarius Commentar. l. 16. p. 472 (aus ihm Gaillard, Histoire de François I. 1, 375). Hier ist von einer mündlichen Antwort die Rede, welche Franz einer Gesandtschaft Karls gegeben; doch in der handschriftlichen Chronik Pero Mexia's, vida y historia del invictissimo emperador Don Carlos V. deste nombre, rei de España in der k. Hofbibliothek zu Wien wird die Nachricht auf einen Brief bezogen. Die Stelle lautet (Fol. 43): Al rei de Francia envio (Karl) antes que les fuesen Revelados sus trauajos a sinificar su proposito como a rei y amigo deudo. — — El Rei de Francia Respondio palabras Generales y cortesanas pero no con cinçillo y claro animo diciendo que como dos amigos e conpetidores enamorados de una dama non vienen per esso en inimistad asi nó la hauia entre ellos de aquella pretension que suçediese lo que suçediese que no dejerian por eso de ser buenos amigos. P. de Sandoval, der dieselbe Chronik so sehr ausbeutete, hat diese Notiz nicht aufgenommen; doch findet sie sich bei Guicciardini, l. 13. S. 260 (Friburgo). Auf wen geht sie überhaupt zurück? Ist sie nicht das Product der Sage?

einigen Kurfürsten Anträge erhalten, von vier derselben halte er Brief und Siegel zu seinen Gunsten in Händen, um zwei bemühe er sich mit allen Mitteln. Viel erwarte er dabei von Karl von Geldern, besonders glücklich aber mache ihn das gute Verhältnis zu seinem Bruder von England. Wie wenig hier Franz die Farbe sparte, ist klar; gerade jene verbrieften und versiegelten Versprechungen, deren er sich jetzt so rühmte, hatten ihm im August zu Augsburg nichts genützt und seither hatte er außer allgemeinen Bezeigungen von Ergebenheit und Freundschaft, wie man sie dem mächtigen Nachbarn gern zollte, noch kein sicheres Pfand erlangt. Auch in Beziehung auf England erreichte er seine Absicht wie wir später sehen werden, nur unvollkommen. Heinrich VIII. legte in der nächsten Zeit der Bewerbung seines Bundesgenossen äußerlich kein Hindernis in den Weg [1] und schrieb eigenhändig an Franz I. in einer den Wünschen desselben überaus gemäßen Weise [2]. Dennoch bewahrte er in richtiger Abschätzung der Bedeutung der französischen Absichten seine besonderen Wünsche und ließ sich keineswegs zu einer wahrhaften Unterstützung seines mächtigen Nachbarn gewinnen.

Sogleich verdoppelte Franz I. auch die Anstrengungen am päbstlichen Hofe, um Leo X. seiner Sache günstig zu erhalten. Aeußerlich that dieser auch alles, um Frankreich zu fördern. Leo selbst rühmte sich der Demonstrationen für diese Macht [3]. In Deutschland bemerkte Zevenberghen gelegentlich, der Pabst sei eifriger als der französische König selbst [4]. Die französischen Agenten und Anhänger verkündeten laut das enge Verhältnis ihres Herrn zur Curie und die große Unterstützung, die er von daher

---

[1]) R. Pauli, Englands Verhältnis zur Kaiserwahl v. 1519. Forschungen zur deutschen Geschichte. I. 421.

[2]) Franz I. an den Admiral Bonnivet, 7. Febr. 1519 (Mignet, Rev. d. deux mond. p. 237): J'ai receu lettres du roi d'Angleterre tres-honnestes et tant gratieuses qu'il n'est possible de plus.

[3]) Archiv. stor. ital. I. Appendice, 323.

[4]) Zürich, 28. März 1519 bei Mone 294.

empfange[1]. Dem Pabste war dies nicht wider Willen; unter dem Scheine einer entschiedenen Parteinahme wahrte er sich die vollste Freiheit. Im Grunde wollte nämlich, wie wir sehen, die Curie keinem der Candidaten besonders wol; jeder mußte ihr, wenn er zu seiner Krone das deutsche Diadem hinzugewann, furchtbar werden und den Aufschwung des mediceischen Hauses, den Leo X. so eifrig anstrebte, verhindern. Vor allem war Franz I. gefährlich, der mit der Macht der am straffsten organisirten Monarchie der Zeit feurigen Ehrgeiz und anerkanntes Talent vereinigte. Länderreicher, darum aber nicht furchtbarer erschien den Politikern damals Karl; denn man brachte in Anschlag, daß seine Macht nirgends fest und consolidirt sei, in Spanien nicht, wo ein großer Aufstand drohte, nicht in Italien, selbst nicht in seinen Erbländern, wo ständische Bewegungen ausgebrochen waren. Seine Persönlichkeit wurde zugleich ungemein unterschätzt und man war weit entfernt jene Präponderanz, die er wenige Jahre später erwarb, ihm zuzutrauen. Dennoch blieb der Besitz Neapels in Karl's Hand ein ernstes Bedenken für Leo X. Mithin wäre ein Dritter, minder gefährlicher dem römischen Hofe erwünscht gewesen, und er hat sich in der That nach mehreren Seiten nach einem solchen umgesehen. König Karl hat diese Gesinnung sehr wol erkannt er schrieb einmal, er sehe wol, der Pabst wolle weder ihn, noch Franz, sondern einen Dritten[2]. Aber an welchen man auch denken mochte, er entsprach nicht allen Erwartungen. Erzherzog Ferdinand wäre geeignet gewesen; vor allem der Conflict wegen Neapels wurde durch ihn beseitigt. Darum hat man in Rom um dieselbe Zeit als in Mecheln seiner gedacht[3]. Aber da Karl diesem Plane, wo er auftauchte, energisch in den Weg trat und es nimmer zugegeben hätte, daß man ihm in seinem Anspruche an das Kaiser-

---

[1]) Heinr. v. Nassau an Margareta, 11. März bei Mone, 126: le roy de France ne dort point et fait courir le bruit, qu'il a le pape pour luy pour soy faire couronner.

[2]) Raynald. XX, 246.

[3]) Marin. Sanudo aus Frankreich 8. Februar, aus Rom 22. März.

tum den Bruder vorzog, so konnte bei der völligen Abhängigkeit des damals noch länderlosen Ferdinand keine Rede von ihm sein. Nach diesem hatte man an den Kurfürsten von Sachsen, als den durch Macht und moralisches Ansehen ersten der deutschen Fürsten gedacht; wiederholt wird sein Name genannt, doch nie mit nachhaltigem Ernste. Einer streng conservativen Politik am römischen Hofe würde er wie etwa einst Rudolf von Habsburg vollkommen genügt haben; er hätte sich auf die deutschen Angelegenheiten beschränkt und durch Einmischung in die italienischen und Welthändel niemals die Furcht der Curie erweckt. Aber in Rom lebte noch durchaus die vergrößerungssüchtige Tendenz der letzten Pontificate eines Alexander VI. und Julius II; den Kirchenstaat in Mittelitalien über seine Feinde zu erheben, den Besitz der Nachbarn in sich aufzusaugen, diese Aufgabe beschäftigte den ränkevollen und erfinderischen Geist Leo X. fort und fort. Wie viel hatte er mit Urbino zu schaffen gehabt, bis ihm seine Erwerbung gelang; Ferraras Selbständigkeit reizte unausgesetzt die Begehrlichkeit auf. Für eine solche vorwärtsdringende, eroberungslustige, länderhungrige Politik bot ein deutscher König wie Friedrich oder ein anderer aus den Kurfürsten, etwa der Markgraf von Brandenburg, an den auch einmal gedacht wurde [1], keine Aussichten auf Unterstützung. Darum ging er hinsichtlich einer Wahl, die unter andern Umständen die Unterstützung des römischen Hofes hätte finden müssen, eigentlich niemals über einige leicht in das Gewicht fallende Aeußerungen hinaus [2].

Dieselbe geringe Aussicht auf erfolgreiche Dienste in den päbstlichen Staats- und Hausinteressen war es, die ihn an einer warmen Unterstützung eines dritten Bewerbers, der notwendig in Vorschlag kam, verhinderte. Leo X. hat zwar den König Heinrich VIII. von England in den Wahlhandel einzuflechten für gut be-

[1]) Marino Sanudo. aus Rom 13. März. Vgl. Droysen, Polit. 115.

[2]) So in dem undatirten und anonymen Schreiben Dr. John Clarkes (?) aus Rom an Wolsey (bei Pauli S. 425): er wünsche, wenn es ohne Krieg abgehen könne, am liebsten einen aus der Zahl der Kurfürsten.

funden, aber eigentlich nichts für ihn gethan, worüber sich später das englische Cabinet bitter beklagt hat. Heinrich hatte nun vor jedem deutschen Fürsten allerdings die größere Macht voraus, ihn hemmte nichts in den politischen Fragen Europas mitzureden. Allein die leitenden Principien, zu welchen sich das Cabinet von St. James in der europäischen Politik bekannte, ließen bei dem Pabste keine hohen Erwartungen aufkommen. Das Bestreben desselben zielte auf ein durch Frieden zu conservirendes Gleichgewicht der Staaten Europas und eine vertragsmäßige Entscheidung aller auftretenden Streite und Ansprüche durch einen Congreß der großen Mächte. Der Kaiser, der Pabst und die Könige von Frankreich, Spanien und England sollten dieses Schiedsrichteramt über den Welttheil in Gemeinschaft und Eintracht üben. Wie man sieht, ist dem Pabste hiebei seine Stelle gewahrt, seinem moralischen Ansehen auch auf politischem Gebiete vollkommenste Rechnung getragen worden, der Schutz seiner weltlichen Macht war unter die gemeinsame Garantie aller übrigen gesetzt. Ein conservatives, geistlichen Tendenzen hingegebenes Pabsttum hätte sich dabei vollkommen befriedigen müssen. Aber ein Pabst, der den Bau der weltlichen Macht noch lange nicht zur nötigen Höhe und Weite gediehen glaubte, mußte eben so sehr dagegen sein. Da der Statusquo Italiens perpetuirlich sein sollte, da jedes Herausschreiten aus den Grenzen, wie sie die letzten Jahre gegen päbstliche Wünsche gesteckt hatten, ausgeschlossen war, da die ganze Politik Englands eine Richtung auf das Negative und Coercitive laut und offen bekannte, so war Heinrich VIII. für Leo X. nicht der Mann des Herzens. Die allgemeine Friedensunion, wie sie der Vertrag vom 2. October 1518 [1] heischte, bildete eine feste Scheidewand zwischen der Politik der beiden Herrscher. Es war vorauszusehen, daß Heinrich VIII. als Kaiser das ganze Schwergewicht seiner hohen Würde in die Wagschale der Stabilität legen und Leo X. in keinem seiner Wünsche Freiheit gestatten werde.

[1]) Bei K. Lanz, Monumenta Habsburg. S. 68. Brewer, Letters and papers 4469. 4470.

Da also weder einer der Kurfürsten noch der König von England dem päbstlichen Staatsinteresse die ersehnte Förderung versprach, konnte es sich für Leo X. nur um die beiden Rivalen Franz und Karl handeln. Da aber die relativ weitaus größere Gefährlichkeit Franz' I. ein Satz war, welchen die damalige Situation an die Hand gab, so ist es ersichtlich, daß die Curie nur für Karl sein konnte. Dieser war nach ihrer Meinung von den nützlichsten Bewerbern der mindest gefährliche. Um aber dieses Nutzens sich nicht zu begeben, war es notwendig die großen Vortheile, welche Karl bei einer Bewerbung aus der alten Macht und Würde seines Hauses schöpfte, nicht ohne mächtiges Gegengewicht zu lassen. Er sollte nicht auf zu leichte Weise zur begehrten Krone gelangen, er sollte so lange als möglich in der Furcht vor einem mächtigen Mitbewerber gehalten werden, um dem römischen Hofe erst jene Concessionen zu machen, die dieser von ihm heischte und die hauptsächlich jene italienischen Vasallen betraf, die Leo X. sich unterjochen wollte. Dazu konnte Frankreich vollkommen dienen. Man machte daher Demonstrationen, als förderte man dessen Candidatur, man ließ sich gelegentlich auf Schritten für Franz I. ertappen. Aber sehr scharfblickend urtheilte man in Venedig, wenn man sagte, von den drei päbstlichen Bevollmächtigten in Deutschland wirke der eine für Franz, der andere für Karl, der Dritte für einen Dritten. Weil sich die Lage complicirte, wenn Karl noch einen zweiten Gegner fand, stachelte man auch England, das man in Rom gar nicht wollte, zur Bewerbung auf. Dies ist wol der richtige Schlüssel zum Verständnis der windungsreichen, verstellten, fort und fort sich widersprechenden Haltung des päbstlichen Hofes und seiner Agenten in allen Landen. Man wußte sich so meisterhaft zu maskiren, daß man fortwährend täuschte, Argwohn und Furcht hervorrief. Doch man hatte seine Position genommen. Das seit dem Sommer 1518 unterhandelte engere Bündnis mit Karl erhielt seinen geheimen Abschluß am 17. Jänner und setzte eine gemeinsame

Vertheidigung fest für den Fall eines italienischen Krieges [1]. Seine Spitze war gegen Frankreich gerichtet. Karl als der für schwächer gehaltene schien doch stark genug um gegen Franz I. Schutz zu bieten und dem Pabste die künstliche Mittelstellung ferner zu sichern. Im Falle eines Krieges mit Frankreich oder einem von dessen italienischen Bundesgenossen nahm Leo X. Platz an der Seite des Königs von Spanien, wie er auch in der Folge wirklich diesem Vorsatze getreu blieb. Ueber die Wahlfrage enthielt dieser Vertrag freilich nichts; aber jenen Dispens wegen Neapels hat er ganz im Geheimen zugleich ertheilt und damit die formale Schwierigkeit beseitigt. Die Urkunde ist bisher nicht bekannt geworden; aber Karl hat sich auf sie berufen [2].

Davon durfte nun öffentlich nicht das Geringste verlauten, die Curie proclamirte vollkommene Neutralität und Parteilosigkeit [3], sprach sich im geheimen bald gegen den einen, bald gegen den andern Bewerber, zuweilen gegen beide zugleich aus, schien einen Dritten zu wollen, den man niemals bestimmt vorschlug und förderte, und instruirte die Gesandten in der verschiedensten Weise. Da der Pabst hört, daß die Wahl Franz I. in England mißfalle, so äußert er seine Zufriedenheit damit, gibt aber auch seine Abneigung gegen die Wahl Karl's zu erkennen und deutet an, einer der Kurfürsten wäre ihm am liebsten [4]. Dem Gesandten Venedigs theilte er mit, er wolle Franz I. begünstigen, der werde nicht undankbar sein. Als er auf diese Vertraulichkeit hin nicht das erwartete Entgegenkommen fand, so lüftete er sein Herz nach einer andern Richtung und legte Zeichen einer starken Furcht an den

---

1) Archivio stor. ital. I, 379—383. Gino Capponi sucht die Erklärung zum Wechsel des Bündnisses viel zu sehr in verwandtschaftlichen Beziehungen, da sie doch den allgemeinen Forderungen der politischen Lage zu entnehmen ist.

2) An seine Gesandten in Deutschland. Barcelona 20. April. Le Glay, Négoc. 2, 436.

3) Raphael de Medici an den Grafen v. Hoogstraten. Rom, 26. Febr. Le Glay, Négoc. 2, 282.

4) Schreiben des Unbekannten an Wolsey bei Pauli 425.

Tag, die er vor Franz im Interesse Gesammt-Italiens fühle. Da schien es nun, als zöge er den katholischen König vor, weil derselbe gegenüber einer Allianz des Pabstes, Frankreichs und Venedigs nicht gefährlich werden könne[1].

An den Pfalzgrafen Ludwig schrieb Leo in dem väterlich belehrenden, langathmigen Tone, den die Curie gerne anschlägt, nur die allgemeinsten Phrasen; die Kurfürsten sollten einen Herrscher wählen, der Gott zur Ehre und der Christenheit zum Heile gereiche[2]. Franz I. empfing die verbindlichsten Zeilen: Im Interesse der Christenheit und des gemeinsamen Woles halte er dafür, daß Se. Majestät vorzüglich geeignet sei für die Kaiserwürde, eben so wol der hervorragenden Tugenden wegen, durch welche ihn Gott, der Austheiler aller Güter, ausgezeichnet, als auch darum, weil er an Reichtum und Macht die andern christlichen Könige weit übertreffend, Front machen werde gegen die wütenden Angriffe gottloser Barbaren, und mehr in der Lage sei, während er den Hochmut und die Frechheit der Türken züchtige, den wahren Glauben in seinem alten Bestande wieder herzustellen[3]. Man sang hier dem Könige von Frankreich das Lied vor, das er gern hörte und das er in so vielen seiner officiellen Erklärungen selbst anstimmte.

An die Eidgenossen, die über seine Haltung in der Angelegenheit sich beklagten, richtete Leo X. ein Schreiben, in dessen officiellen Formen er gleichfalls die Partei Frankreichs vertrat. Er sei nicht aus Haß gegen Karl, sondern weil es die Hirtenpflicht der Kirche ihm gebiete. Denn der Eid, welchen Karl geschworen, als er durch die Wohlthat des heiligen römischen Stuhles das Königreich

---

1) Marin. Sanudo bei Lanz 222 und Ranke, deutsch. Gesch. 1, 281. Rom 12. April. Il papa dice vol far ogni cosa in favor del re christianissimo, et non vol sia il re cattolico per niuno partido per esserli troppo vicino, et poi S. Stà è in liga col re christianissimo dicendo aver mandato al re cattolico il juramento ha fatto per il reame di Napoli acciò si arricordi; poi pregò l'orator tenesse silentio.

2) Raynaldus 20, 277. Rom 10. Februar.

3) Bei Mignet 237. Rom 12. März.

Neapel erhalten, verpflichte ihn nach altem Brauch und Gesetze, sich des Kaisertums zu enthalten oder das Königreich aufzugeben. Der Pabst aber müsse über die Haltung dieser Norm wachen, um die Sicherheit und den friedlichen Bestand des heil. Stuhles aufrecht zu erhalten. Weil er nun für diesen von der Wahl eines andern Königs keine Gefahr besorge, so unterstütze er dessen Erhebung [1]. Für Franz I. spricht sich auch ein Schreiben an Albrecht v. Mainz aus [2], besonders starker Ausdrücke muß Leo sich gegen den König von Polen bedient haben, gibt dieser doch an, der Pabst und mit ihm ganz Italien würden eher alles über sich ergehen lassen, als die Wahl eines andern zuzugeben [3]. Auch später hat sich Leo auf seine gegen Karl gerichtete Wirksamkeit bei den Kurfürsten berufen [4].

Ob Franz I. von der wahren Gesinnung des Pabstes unterrichtet war? Schwerlich genau, er nahm, wenn wir uns alles vergegenwärtigen, was an geheimsten Zeugnissen vorliegt, den Schein, mit dem Leo X. für Frankreichs Bewerbung lärmte, für Wirklichkeit und sah den ihm von daher zufließeuden Beistand als nicht unwichtig an. Auch läßt sich immer noch denken, daß Leo X. auch für die Eventualität einer Erwählung Franz I. seinen Entschluß gefaßt hatte; er würde an die Anerkennung des französischen Königs nicht geringe Forderungen geknüpft haben.

Doch auch Karl fühlte sich des Pabstes niemals sicher und ward durch die wie Ernst aussehenden Scheinmanöver des Pabstes immer wieder in nicht geringe Sorge versetzt. Sein Gesandter in

---

1) Schreiben der Schweizer an den Pabst 6. April. Bucholtz 1, 98; des Pabstes Antwort an dieselben Rom, 20. April bei Anshelm, Berner Chronik 5, 379—382. Bucholtz 1, 100.

2) Bei Mignet 238. Vom 14. März.

3) Acta Tomiciana 5, 58. Scripsit enim nobis Stmus dnus noster pro rege Gallie et itidem aliis electoribus, et cum pro eo tam manifeste se declarat, non dubium est, quin illius Sctas et tota Italia omnia prius experietur, quam ut alius provehi deberet. Ein anderer päbstlicher Brief v. 27. März ebenda S. 42. 43.

4) Epist. Episcopi Vigorniens. ad Wolseum bei Martene und Durand Vet. Mon. 3, 1301.

Rom Don Luis Carroz hatte ununterbrochen Arbeit. Denn daß Leo X. nicht der Mann war, der ein Wort gab, um es zu halten, oder einen Vertrag schloß, um ihn zu erfüllen, haben seine Zeitgenossen nur zu wol gewußt [1].

In einem der erhaltenen Schreiben wird Carroz beauftragt, dem Pabste zu sagen, daß Karl nur mit Schande und großer Einbuße seines Ansehens von der Bewerbung um die Kaiserkrone zurücktreten könnte. Er ruft dem Pabste in das Gedächtniß, wie zahlreiche Wohlthaten das mediceische Haus durch Karl's Vorfahren empfangen, und versichert ihn, daß er nach seiner Erwählung in allem, was den heiligen Stuhl, seine Heiligkeit, dessen Staat und Haus betreffe, sich jederzeit als treu gehorsamer Sohn betragen werde [2]. Die Allgemeinheit dieser Versprechungen aber war gerade der Punkt, über welchen sich die Curie niemals zufrieden gab. Durch ihre Gegenanstalten hoffte sie Karl wenigstens dahin zu bringen, Neapel an seinen Bruder Ferdinand abzutreten, dieser sollte dann nach päbstlichem Wunsche die Prinzessin Renata heiraten. Allein darauf ging Karl nicht ein; stillschweigend umging er das widerholte Ansinnen, wie er wenigstens später behauptet hat [3]. Er zog es vor, freie Hand zu behalten und die Cardinäle und Diener des Pabstes durch Versprechen von Gold und Pfründen in sein Interesse zu ziehen [4].

---

1) So liest man bei Suriano, Relazione di 1533. Dicesi del papa Leone, che quando l'aveva fatto lega con alcuno prima, soleva dir, che però non si dovea restar de trattar cum lo altro principe opposto.

2) Vom 17. April. Aus dem Archive von Lille bei Mignet 260.

3) Instruction an den Gesandten in England. Molino del Rey, 16. December 1519 bei Bucholtz 1, 80.

4) Le Glay, Négociat. 2, 200.

König Franz I. und die Kurfürsten.

Mit dem höchsten Nachdruck legte sich der König auf die Hauptaufgabe, die Gewinnung der Kurfürsten. Außer zahlreichen Agenten, die er überall umhersandte, bestellte er eine Gesandtschaft; der Glanz vornehmer Personen sollte ihn würdig vertreten. Diese waren Jean d'Albret Herr von Orval, Charles Guillard Präsident des Parlaments von Paris, und Guillaume Gouffier Herr von Bonnivet Admiral von Frankreich. Sie verweilten bis zum Mai in Lunéville und Nancy bei dem Herzog von Lothringen, wo sie auf halbem Wege standen zwischen dem königlichen Hoflager und dem Rhein, an Reben und Kurfürsten reich. Später rückte man dem Herde der Agitation näher und weilte in Trier und Coblenz. Sie erschienen dort mit einem prächtigen Gefolge, 800 Pferde stark. Die Gewalt dieser Gesandtschaft war ganz außerordentlich, Franz I. ließ ihr den freiesten Spielraum, um durch keine Verzögerungen, wie sie aus den zeitraubenden Anfragen im Cabinete des Königs entspringen mußten, seinem Werke zu schaden. In der Kasse der Gesandten lagen stets 400.000 Thaler bereit [1], sie führten das Staatssiegel, eröffneten die an den König adressirten Schreiben und gaben darauf Bescheid auch ohne Einholung der königlichen Entschließung.

---

[1]) Mémoir. de Fleuranges, édit. Petitot, 16. S. 331 u. ff.

Doch lief die Correspondenz zwischen Amboise oder Poissy, wo der König verweilte, und den Gesandten ununterbrochen; der König selbst schrieb beinahe jeden Tag, und beantwortete unverzüglich jede Depesche, erledigte jedes Bedenken, das bei einer Meinungsverschiedenheit unter den Beauftragten oder gegenüber einer zu hoch scheinenden Forderung der deutschen Fürsten nicht selten auftauchte.

Und gar verschiedener Art und Denkweise waren diese Botschafter des Königs. Wegen des Glückes, mit dem er den Frieden mit England und Spanien abgeschlossen hatte, genoß Admiral Bonnivet hohes Ansehen bei Franz I., hat aber in der schwebenden Angelegenheit nicht immer zu den nützlichsten Maßregeln geraten; er verließ sich im allgemeinen zu viel auf das Geld, wie anderseits der Präsident Guillard auf den Ruhm und die männliche Tüchtigkeit und Regentengröße Franz I. Wenn es nach letzterem gegangen wäre, so würde Franz I. sich haben darauf beschränken müssen, durch den beredten Mund seiner Gesandten ein recht anschauliches Bild seiner Verdienste und Talente vor den Kurfürsten entwerfen zu lassen; nur durch moralische und geistige Mittel, nicht durch Geld noch Gewalt sollte der König seinen Anspruch auf die Kaiserkrone geltend machen. Franz I. hielt es für nötig, den wunderlichen Politiker auf andere Gedanken zu leiten und er schrieb ihm folgende Note: Wenn wir mit Leuten zu thun hätten, welche Tugend, ja nur einen Schatten von Tugend besäßen, so wäre euer Mittel recht am Platze; aber in einer Zeit wie die gegenwärtige ist, muß derjenige, der zum Pabsttum oder Kaisertum oder zu etwas anderem gelangen will, durch Geschenke oder Gewalt dazu streben; diejenigen, welche das Geschäft in Händen haben, sind in ihren Ansprüchen durchaus nicht bescheiden. Das Geld für den Handel, welchen der verstorbene Kaiser geleitet hat, lag bereit zur Auszahlung in den deutschen Banken. Das Ziel, welches ich verfolge, ist nicht schädlich und schlecht, denn weder Habsucht noch Herrschsucht und Ehrgeiz bewegen mich, sondern einzig die

Absicht die Türken zu bekriegen, was ich im Besitz der Krone leichter auszuführen hoffe. [1]

Nach einer Richtung hin theilte jedoch der König die Ansichten dieses Guillard, oder hatte wenigstens dieselben Einfluß auf sich gewinnen lassen. Ein Kenner der deutschen Verhältnisse würde dem Könige haben sagen müssen, die Kurfürsten wünschten nichts weniger als einen starken, geistig hoch strebenden, durch Thatendrang hervorragenden Herrn und Herrscher; denn dieser erschien ihnen als eine Gefahr für ihre Territorialhoheit oder das was man später die deutsche Freiheit genannt hat, d. i. der durch Jahrhunderte gefestigte Besitz von Hoheitsrechten, dem gegenüber der deutsche König nur suzeräne Rechte besaß. Gerade weil Franz I. Proben eines durchgreifenden Charakters und starken königlichen Bewußtseins gegeben hatte, mußten die Sympathien für ihn im kurfürstlichen Collegium geringer sein; dieses fürchtete ohnedem, er könnte in Deutschland so uneingeschränkt regieren wollen als in Frankreich [2] Es war also dem wahren Interesse des Königs durchaus entgegen, stets auf diese seine bedeutende Persönlichkeit zu pochen. Er aber ertheilte seinen Gesandten ausdrücklich die Instruction, auf die ruhmvollen Thaten seiner ersten Regierungsjahre und die dadurch erworbene bedeutende Stellung hinzuweisen, seinen Nebenbuhler Karl aber recht klein und kläglich darzustellen. Weniges hat vielleicht dem spanischen Könige so genützt als diese von den Franzosen eifrig genährte, von den deutschen Fürsten allgemein gehegte Meinung, er sei ein geistig unbedeutender Fürst, schwach, durchaus unselbständig, ohne glänzende Talente, ein Freund der Ruhe. In den österreichischen Erbländern redete auch der gemeine Mann allerorten von Karl und seinem Bruder nicht anders als von zwei armen Knaben, überall begegnete man dem Glauben an Karl's

---

1) Bei Mignet 232.

2) Diese Besorgnis findet sich unter andern ausgedrückt in einem Aufsatze Ludwigs von der Pfalz (wovon weiter unten) bei Fink S. 201: wie der Franzosen Regierung wäre unleidentlich.

geringe Fähigkeiten.[1] Hören wir nun, wie Franz I. ihn durch seine Gesandten charakterisiren ließ: er sei in zu jungen Jahren für die Krone, zeige keine Erfahrung und Kenntnis des Krieges, in welchem er auch niemals gewesen, sei kränklich und ganz und gar nicht im Stande eine so schwere Bürde zu tragen. Minister, die mehr ihr Interesse als das allgemeine Wol im Auge haben, beherrschten ihn; seine Reiche seien überdies von Deutschland zu weit entfernt. Sätze wie die beiden letztern mußten den Fürsten geradezu wie Musik klingen, sie konnten dann ungestört das Reichsregiment, wie sie es seit lange wünschten, in das Werk setzen, das Reich ordnete sich dann als oligarchische Republik mit einem Präsidenten, geziert mit allem Prunke äußeren Glanzes und ohne jede Gewalt, wie etwa der Doge von Venedig. Dagegen war vieles von dem, was Franz I. von sich verkündigen ließ, ganz dazu angethan, den reichsfürstlichen Argwohn rege zu machen. Nach dem Gemeinplatze, es sei die große Sehnsucht der Christenheit nützlich zu sein, die ihn zu seiner Bewerbung antreibe, hieß es in demselben Auftrage, der französische König ist in der Blüte seines Alters, freigebig, großmütig, ein Freund der Waffen, besitzt Erfahrung im Kriege, hat gute Oberste, ein bedeutendes Königreich, reiche und mächtige Länder und Herrschaften, in denen man ihn liebt und ihm so sehr gehorcht, daß er an Mitteln daraus zieht, was ihm gefällt;

[1]) Micheli, Relazione d'Inghilterra. Albèri, Serie 1, 2. p. 336. L'Imperatore da ognuno o da la maggior parte era tenuto per stupido o per addormentato. Justiniani, Relazione bei Marino Sanudo, 29. März 1517. Esso re per la qualita soa non e hom di far molto conto. Roma 10. Mai 1518 aus Spanien: Quel re di Spagna e reputato per niente per esser giovene. Es erging ihm wie in unsern Tagen dem Prinz-Präsidenten Napoleon. Bei Gaillard, H. de François I. S. 377 begegnet eine Stelle, für deren Richtigkeit ich kein Zeugnis weiß. François I. croyoit tout le monde ébloui comme lui de la gloire, il regardoit ses triomphes et ses conquêtes comme autant de titres à l'Empire; Charles plus prudent faisoit parler en sa faveur sa faiblesse et son obscurité. François lui reprocha même dans la suite d'avoir affecté de paroître indigne de l'Empire, afin de l'obtenir plus sûrement, et d'avoir feint comme Brutus une imbécilité politique pour réussir dans son projet.

er hält eine große Zahl Ritter beständig in seinem Dienste, Leute, die so tapfer sind als irgend welche in der Christenheit; er besitzt eine starke Artillerie und die besten Kanoniere, hat Häfen und Rheden sowol in seinem Königreiche als in andern Ländern, auf dem Mittelmeere wie auf dem Ocean, mit Schiffen und Galeeren in völliger Ausrüstung und Bemannung. Er unterhält Friede und Freundschaft mit allen seinen Nachbarn, so daß er seine Person und alles was er hat dem Dienste Gottes und des Glaubens widmen kann, ohne daß ihn jemand davon abzuwenden und daran zu hindern vermöchte.[1]

Alles dies verhielt sich zum größten Theile wirklich so, aber mit der Hinweisung auf den strengen Gehorsam, den der König von Frankreich in seinem Staate finde, nützte man sich keineswegs; die deutschen Fürsten wußten es nur zu gut, daß ihr Staatsideal in Frankreich keine Stätte habe. Wenn etwa der König im Besitz der Kaiserkrone Lust bekäme in Deutschland ähnliche Zustände herbeizuführen? Wie scharf diese Gefahr von jedem einzelnen der deutschen Kurfürsten in das Auge gefaßt, wie eingehend die daraus entfließenden Bedenken erwogen worden sind, ist nicht zu ersehen; indem man sich mit ihm in Verhandlungen einließ, entschädigte man sich durch höhere Forderungen und gewährte ihm dafür ein immer nur bedingtes Wahlversprechen. Doch Franz I. war entschlossen die Krone zu erringen, auch wenn sie ihm drei Millionen Goldthaler, d. i. nach jetzigen Worten hundertsechzig Millionen Francs kosten sollte.[2]

Wie viele Mühe hatte sich Maximilian gegeben, den Pfalzgrafen zu günstiger Gesinnung zu stimmen um von ihm ein Versprechen für seinen Enkel Karl zu erlangen. Sogleich nach Maximilian's Tode schien Frankreichs Einfluß zu überwiegen. Oesterreich hatte den großen Fehler begangen, daß es jene im vorigen August abgeschlossene Erbeinigung noch nicht hatte publiciren

---

1) Aus den Instructions pour les électeurs de l'empire bei Mignet, 233.

2) Ellis, Original Letters. I. 147.

lassen.[1] Der Kurfürst schrieb an Franz I. und versprach für gewisse Vortheile seine Stimme, doch sollte das Geheimnis strenge gewahrt bleiben.[2] Er ließ darum die Unterhandlungen mit Habsburg keineswegs fallen, spannte aber seine Forderungen in jeder Hinsicht höher als vordem, im Gelde das dreifache, überdies die unverschmerzliche Landgrafschaft Hagenau. Nicht minder lieh Köln ein geneigtes Ohr, doch ist der Gang der Unterhandlungen bisher im Dunkel geblieben. Sicher steht nur, daß man ihm so wie Trier die Cardinalswürde verhieß und daß die ausgefertigten Bullen in den Händen Franz' I. bereit lagen.[3] Am tiefsten ließ sich wie es scheint Trier mit Frankreich ein. Es mußte das Ansehen des Kurfürsten Richard von Greiffenclau bei Franz I. nicht wenig steigern, daß er sich nicht wie die Anderen mit Ausnahme von Sachsen durch Maximilian hatte heranziehen lassen, daß er sein Wort nicht gebogen und gebrochen wie seine Collegen, die wolklingenden Prädikate von Treue, Eifer, Ehrlichkeit und Umsicht, die der König ihm später spendete, scheinen verdient gewesen zu sein. Richard ging aber nicht sogleich in das französische Interesse ein, die Unterhandlungen wurden lange fortgeführt, bis sie zu einem Abschlusse gediehen wie ihn Frankreich wünschte.

Wenige waren nach Richard von Trier so geneigt, französische Anträge noch einmal mit Eifer anzunehmen als der Kurfürst von Brandenburg, den die Größe seines Hauses fort und fort beschäftigte. Die Heirat des Kurprinzen mit Karl's Schwester Katharina und die daran hangende Aussteuer war in der Unterhandlung mit Maximilian der entscheidende Punkt gewesen. Allein schon im Winter 1518 traten Anzeichen hervor, als ob der spanische Hof die Heirat

---

[1]) Zevenberghen an Margareta. Augsburg 14. Febr. bei Le Glay, Négoc. 2, 233 u. 243.

[2]) Lateinischer Brief an Franz I. Heidelberg, 14. Jänner, bei Mignet 236, qu'il était dans les mêmes sentimens qu'autrefois, et qu'il donnerait des sûretés pour son vote en retour de l'argent qui lui serait remis, si on lui gardait le secret.

[3]) Mignet, 237. Schreiben des Pabstes, Rom 12. März.

nicht ernstlich wolle. Es war allerdings die Ratification Karls eingelangt, aber die wichtigere, die allein verpflichtende der Erzherzogin nicht. Da äußerte sich nun der Hochmeister Albrecht in Preußen in einem Briefe an seinen Vetter Joachim, er habe Kundschaft, daß Karl mit dem vertriebenen Könige von Navarra in Unterhandlung getreten sei und Katharina mit diesem verlobt werden solle. Es erscheine auch glaublicher, daß Karl seine Schwester lieber einem Könige als einem Markgrafen geben wolle; Joachim möge daher die Entscheidung der Wahl so lange als möglich hinausschieben und sich vor dem Honig hüten, mit dem man ihn fangen wolle [1]. Der Kurfürst bedurfte solchen Rates nicht. In dem Augenblicke, wo der französische Unterhändler de la Motte erneuerte Anerbietungen machte, schien jede Aussicht auf Verständigung mit der österreichischen Partei zu entschwinden. Denn auch Franz I. ließ ihm Renée, die Tochter Ludwigs XII. und der Königin Anna, mit einer größeren Aussteuer und mehrerer Sicherheit von neuem anbieten. Jetzt aber schraubte der Kurfürst seine Ansprüche so hoch als möglich. Die erste Hälfte der Mitgiftssumme von 200.000 goldenen Sonnenthalern sollte ihm am 1. Mai in Berlin, die andere am Wahlorte ausbezahlt werden, die Pension setzte Joachim auf zwölftausend Gulden an mit der Bedingung, daß sie für seine und des Kurprinzen Lebenszeit gelte. Er sprach auch für seinen zweiten Sohn die Verheiratung mit einer französischen Prinzessin an. Ueberdies sollte Joachim, im Falle als Franz I. gewählt werde, vom Augenblicke der Wahl an dessen Statthalter in Deutschland sein; wäre aber die Wahl des französischen Königs nicht durchzusetzen, so wolle dieser seinen ganzen Einfluß aufbieten, Brandenburg zur Krone zu verhelfen. Für jede Gefahr, die ihm aus seinem an Franz I. gegebenen Wahlversprechen erwachsen könnte, garantirte ihm Frankreich seinen

---

[1]) J. G. Droysen, über das Verlöbniß der Infantin Katharina mit Herzog Johann Friedrich von Sachsen 1519. Berichte über die Verhandl. der kön. sächs. Gesellsch. der Wissensch. V, 1853. S. 165.

Schutz.[1] Die französischen Gesandten waren über die Höhe der brandenburgischen Ansprüche erschrocken, und manches harte Wort darüber enthalten die Bemerkungen, mit welchen sie sie dem Könige vorgelegt haben.[2] Doch dieser nahm sie dem vollen Inhalt nach an und schrieb: Ich will, daß man den Markgrafen durchaus sättige.[3] Wie dankte er es Maltzan, daß dieser seinen ganzen Eifer der schwierigen Aufgabe gewidmet hat.

So glänzende Perspektiven hatte Habsburg ihm nicht zu bieten. Was Wunder, daß schon am 9. März lange vor dem Abschluß der Verhandlung das Einvernehmen Brandenburgs mit Frankreich so innig befestigt war, daß Joachim an Albrecht in Preußen schrieb, er sei mit den Lilien in so gutem Verständnis, als wie je zuvor, und es möchte den Franzosen ihr Vorhaben wol geraten.

Die Politik des Kurfürsten Albrecht von Mainz lief in der Regel parallel mit der seines Bruders in Brandenburg. Die Franzosen verstanden sich dazu, unter dem Titel einer Unterstützung zu dem Baue einer Kirche in Halle ihm die Summe von 120.000 Goldgulden, zahlbar in zwei Raten, am 1. Mai und 15. Juli zu schenken und eine Pension von 10.000 Goldgulden auszuwerfen. Weitreichender waren andere Forderungen, welche die gesammte Stellung des Erzbischofs berührten. Im Herbste 1518 zum Cardinal erhoben, verlangte er nun die Ernennung zum immerwährenden Legaten des päbstlichen Stuhles, ein Amt, welches ihn den Cardi-

---

1) Le Glay, Négoc. 2, 387. Primi articuli de Brandeburg. Mignet 236 nach dem Original der Urkunde in Paris. Die Bedingungen des Kurfürsten übersandte Maltzan an die Gesandten in Lunéville, welche sie Franz I in einem Briefe vom 28. März mittheilen.

2) Le Glay, Négoc. 2, 390. Responsio ad primos articulos Brandeburgi.

3) Je veux qu'on soulle de toutes choses le marquis Joachim. 30. März, bei Mignet 251. Brief Franz' I. vom 1. April an Maltzan bei Riedel, N. Cod. dipl. Brandenb. III, 3, S. 273: ne bogez dauecques luy, que toutes choses ne soient entierement accordees et accomplies. Danksagungsschreiben, Boys de Vincennes vom 26. April a. a. O. S. 278.

nälen Wolsey in England und Amboise in Frankreich gleichstellen sollte; dazu das Recht die Coadjutoren des Kurstiftes selbst zu bestimmen. Neben der Bestätigung aller das Erzbistum und das Erzkanzleramt betreffenden Privilegien sollte ihm die Unterstützung seiner Rechte gegen den Landgrafen von Hessen und die Stadt Erfurt, mit denen er in Zwist lag und Schutz gegen sein eigenes Capitel, welches die Erwählung des spanischen Königs wünschte, gewährleistet werden. Alles was zu bewilligen in der Macht des Königs von Frankreich stand, wurde ihm bewilligt.[1] Ueber die Ertheilung der Würde eines Legatus perpetuus eröffnete der französische Gesandte in Rom sogleich die Verhandlung mit dem Pabste Leo X. Das günstige Resultat desselben theilte dieser selbst in einem Schreiben vom 14. März dem Erzbischofe mit. Würde dieser seine Wahlstimme Franz I. geben, so sollte ihm die gewünschte Ernennung sicher sein. Wir haben, ließ sich Leo X. vernehmen, unserm theuren Sohne in Christo, dem allerchristlichsten Könige Franz I. die Vollmacht gegeben, auch in unserem Namen alles zu versprechen, was zur Erhöhung und Vermehrung eurer Würde vorzüglich als unserem Legaten in Deutschland dienen kann. Die Zusagen, welche man euch in Ansehung dieses Legatenamts gemacht hat, nehmen wir heute auf uns selbst und geloben bei dem Worte eines wahren römischen Pabstes, sie zu erfüllen, wenn das verabredete und ersehnte Ziel wird erreicht sein. Unter demselben Datum ging die Bulle, welche die versprochene Ernennung aussprach, an den französischen König ab, in dessen Händen sie bis zum entscheidenden Augenblicke ruhen sollte.[2]

Zum sächsischen Kurfürsten in Altenburg kam Jean de Tavannes. Nicht nur dieser bot alles auf, ihn zu gewinnen, auch

[1]) Die Concepte und Abschriften der Urkunden bei Le Glay, Négociat. 2, 379—387 (CXI.—CXV.). Für alle Bewilligungen ertheilte Albrecht die Zusage, Franz I. die Stimme zu geben; si et in quantum charissimus D. germanus noster, princeps electer Brandebourg, una cum duobus vel aliis electoribus nostris ante nos vocem habentem, (sic) vocem eorum pro dicto christianissimo rege in die electionis ipsum aligendi dederint.

[2]) Mignet, 238.

Joachim und Albrecht von Mainz thaten das mögliche um ihn in den französischen Anhang zu ziehen. Die Anerbieten, die ihm vorgelegt wurden, sind nicht genauer bekannt; sicher ist nur, daß man dem Neffen Friedrichs, Johann Friedrich, gleichfalls die Hand der Prinzessin Renée antrug.[1] Friedrich blieb seinem alten auch in Augsburg unerschüttert festgehaltenen Entschlusse treu, sich nicht zu binden, mit seiner Ansicht zurückzuhalten und die Freiheit der Wahl zu bewahren. Er hatte nur Tadel gegen diejenigen, welche entgegen der goldenen Bulle auf anderen Bahnen wandelten; wollte Gott, schrieb er, daß ihnen ein Horn auf der Stirn wüchse, woran man sie erkennen möchte.[2] Ob nun Friedrich im Augenblicke der Wahl sich für Franz I. noch entscheiden werde, wie es damals einen oder den andern bedünken wollte, war zweifelhaft; allein die Majorität der Stimmen schien Franz I. gesichert. Daß aber das ungeheuere moralische Ansehen des allgemein geachteten patriotischen Fürsten sich nicht in die Wagschale Frankreichs legte, war dennoch ein großer Nachtheil für dessen Sache; sie entbehrte damit allein schon der Popularität in Deutschland.

Die französische Diplomatie unterließ es nicht auch anderen Fürsten ihre Aufmerksamkeit zu widmen. Derselbe Ritter Joachim von Maltzan, ein meklenburgischer Edelmann, vielgenannt als Unterhändler und Parteigänger in der Zeit, den wir auch am Hofe des Brandenburgers in reger Thätigkeit erblickten, fand sich in Celle bei Herzog Heinrich dem Mittleren von Lüneburg ein und fand bei ihm die freundlichste Aufnahme. War dieser doch seit lange kein Freund des habsburgischen Hauses. Schon als Schwiegersohn Herzog Karl's von Geldern, des erbitterten Feindes des spanischen Königs in den Niederlanden, nahm er seine Stellung auf der Seite der Gegner; überdies lebte sein

---

[1]) H. v. Nassau u. G. v. Pleine an König Karl. Rudolstadt 16. Mai. Mone, 406: icellui Hans — m'a monstré madame Renée en pourtraicte, la quelle luy a esté presentée pour son filz.

[2]) Altenburg, 20. März, bei Droysen. Ber. d. sächs. Gesellsch. S. 161.

Sohn Ernst am französischen Hoflager; mehr noch bestimmte ihn die Feindschaft gegen das verwandte wolfenbüttel'sche Haus, welches zu den Anhängern Habsburgs zählte. Schon 1517 hatte Maximilian mit großem Verdruße Lüneburgs Verbindung mit Frankreich bemerkt.[1] Jetzt nahm Herzog Heinrich sogar ein Jahrgeld von Frankreich und spielte mit Leidenschaft die Rolle eines Agenten desselben. Die Gesinnungen, welche ihn erfüllten, drückte er in einem Schreiben an den sächsischen Kurfürsten mit großer Schärfe aus.[2] Das Haus Oesterreich habe unter Maximilian mit allzugroßer Gewalt im Reiche geherrscht und die Entwicklung der ständischen Macht unterdrückt. Er erwarte darum, daß Friedrich seine Stimme nicht zu Gunsten dieses Hauses abgeben werde, sei ja doch auch kein mannhafter, in der Regierung bewährter Sprosse in ihm vorhanden. Außerdem werde das Reich durch die Wahl eines Enkels Maximilian's in einen Krieg mit Frankreich verwickelt werden. Im Verlaufe sprach er noch aus, er habe „Befehl" von Frankreich, mit Friedrich zu unterhandeln, damit entweder Franz I. zum deutschen König erkoren und die Aussicht auf Wiedererwerbung der dem Reiche entfremdeten italienischen Länder gewonnen werde, oder daß man wenigstens keinen der Prinzen des burgundischen Hauses erwähle. Die Wolfart der Christenheit verlange die feste Einigung von Frankreich und Deutschland, für das Haus Lüneburg insbesondere verbürge die Wahl Franz I. ein ewiges Gedeihen, durch die Verschwägerung mit Geldern werde sie auch Sachsen zu gute kommen. Aber Eile thue Not. Es bedarf nicht der Versicherung, daß Sachsen auf die Wünsche des lüneburgischen Stürmers nicht einging; auch sein persönliches Erscheinen vermochte den Kurfürsten nicht im geringsten aus seiner festen Haltung zu verrücken. Als die Bemühungen nach dieser Seite gescheitert

---

[1]) Brewer, letters and papers, 19. April nr. 3143.

[2]) Havemann, Geschichte der Lande Braunschweig und Lüneburg, 2, 18. Brief v. 23. Febr. 1519. Hansen, Pragmat. Gesch. des Protestantismus in Deutschland, Halle 1767 I, 87.

waren, versuchte es Heinrich bei kleineren Fürsten, bei Heinrich dem Jüngeren von Wolfenbüttel. Da dieser geringe Neigung zeigte, schickte er ihm Curd von Veltheim als Unterhändler zu. Dieser hatte Auftrag, im günstigen Momente den Entwurf einer Urkunde zu präsentiren,[1] der zufolge Herzog Heinrich der Jüngere gegen eine Pension von 2000 Goldgulden das Beste Frankreichs nach Vermögen zu befördern verspreche. Gleichzeitig meldete er dem Herzog Heinrich von Meklenburg, daß er bei den Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg für Franz I. gewirkt habe und der Hoffnung lebe, Meklenburg werde sich in derselben Absicht bei dem Pfalzgrafen verwenden.[2] Wie Herzog Heinrich der Mittlere seinen Feuereifer auch außerhalb diplomatischer Kreise bethätigte, werden wir später sehen.

Unter denjenigen, welche noch besonders geeignet waren, wichtige Dienste für die Wahl zu leisten, befand sich auch der Ritter Franz von Sickingen, der vollkommenste Repräsentant des scheidenden Mittelalters, eine Vereinigung von Raubritter und Dynast. Sein Einfluß im südwestlichen Theile des Reiches war ansehnlich, da gab es keine Fehde, keinen Strauß, an dem er nicht theilnahm. Robert II. von la Marck Herr auf Sedan, genannt der große Eber der Ardennen, ein schwächeres französisches Conterfei Sickingens, und sein Sohn der Avantureux, Herr von Fleuranges, welche gute Beziehungen zu den deutschen Rittern unterhielten, hatten König Franz auf die Wichtigkeit des Mannes aufmerksam gemacht und empfingen einmal den Auftrag, ihn an das französische Hoflager zu führen. In Amboise nahm ihn der König mit hoher Liebenswürdigkeit auf, ergötzte sich an der sicheren Rede des Mannes und nahm ihn in seine Dienste mit einem Gehalte von 5000 Francs. Zum Abschiede reichte man ihm außer an anderen Geschenken eine Kette von 3000 Thalern Wert und be-

[1]) Briefe v. 21. März aus Oldenstat bei Havemann a. a. O.

[2]) Brief Herzog Heinrichs von Braunschweig an Herzog Heinrich von Meklenburg, Lüchow 21. März bei Lisch, Urkundensammlung zur Geschichte des Geschlechts von Maltzan. Schwerin 1853. 5. Bd. S. 27.

schenkte die zwölf Ritter, welche ihn begleiteten gleichfalls mit kostbaren Ketten. Mit dieser Aufname war Sickingen wol zufrieden, doch verdroß ihn eines, das er auch Fleuranges nicht verhehlte. Der König hatte ihm zu wenig Vertrauen bewiesen, ihm keinen Einblick in seine auf Deutschland gerichteten Pläne gewährt. Ich bitte dem Könige zu sagen, sprach er, daß ich mich seiner Gnade demütig empfehle und ihm dienen werde gemäß dem beschworenen Eide, nämlich gegen alle seine Feinde mit Ausname des Hauses la Marck. Doch kennt der König mich schlecht, wenn er meint, daß Wohlthaten mich mehr rühren und fesseln als Vertrauen. Ich habe seine Absichten klar durchschaut; er möchte gern Kaiser werden. Ich habe Kriegsvolk von ihm begehrt; er hat es mir abgeschlagen, weil er meinte, daß ich es für mich selbst verlangte; aber ich wollte ihm seine Partei unter dem deutschen Adel verstärken. So saget ihm denn, daß er wol von Niemand bessere Dienste empfangen möchte, wie von einfachen Rittern, deren ich einer bin. Hat er mit großen Fürsten zumal mit den Kurfürsten zu thun, so wird er sicherlich betrogen; sie nehmen ihm sein Geld ab und thun was ihnen gutdünkt, während ich in kurzer Zeit kund thun werde, daß ich ihm wesentlich zu nutzen vermag.[1]

Dieses Dienstverhältnis Sickingens zu Frankreich war um die Zeit des Todes Maximilians schon seit geraumer Zeit wieder gelöst. Sickingen hatte sich der Sache eines deutschen Kaufmanns angenommen, dem einige mailändische Kaufherren ihre Verbindlichkeit nicht gehalten hatten. Er überfiel als echter Ritter, der sich für des Reiches Justiz und Polizei hielt, den Waarenzug der Mailänder und nahm ihnen Waaren im Werte von 25,000 Francs ab. Die Mailänder fanden Schutz bei ihrem König, der sich gegen Sickingen über diesen Willküract beklagte. Sickingen pochte auf das, was er sein gutes Recht nannte, und reizte dadurch den König ihm die Pension zu entziehen.[2]

---

[1]) Mémoires de Fleuranges. Collect. univ. 16, 317—320.

[2]) A. a. O. 324. Nach den von Münch, Franz v. Sickingen I, 70 benützten Phedeschaften wäre Sickingen Ostern 1518 noch im Dienste Franz I.

Jetzt aber, wo es wichtig war über eine tapfere Schaar von Rittern und Landsknechten zu verfügen wie sie Sickingen besaß, der stets zweitausend Ritter und zehntausend Knechte im Solde hatte, da beauftragte Franz I. den Capitän Brander mit einer Sendung an den Ritter.[1] Doch nun war es zu spät; Sickingen ging auf die Vorschläge nicht ein. Dazu trug wol nicht wenig bei, daß sein alter Freund Robert von Sedan eben so wie dessen Bruder der Bischof Eberhard von Lüttich geringer Kränkungen wegen von Franz I. abgefallen und zur Partei des spanischen Königs übergetreten waren. Sedan wirkte nun auch auf Sickingen in entgegengesetzter Richtung ein und bestärkte ihn in seinem Unwillen gegen Frankreich.

---

gestanden und hätte, als ihm Maximilian einen Dienstvertrag anbot, dessen erste Bedingung die Verlassung des französ. Dienstes war, geantwortet: Es sei ihm an diesem Dienst und Dienstgeld eben nicht viel gelegen, und er könne desselben leicht entbehren; er habe auch ohnehin gegründete Ursache zu einem Bruche, da der König von Frankreich ein schlechter Zahler sei, und er ihn übrigens auch nicht besonders brauche." Die Erzählung stimmt mit dem was Zevenberghen schreibt: Négoc. 2, 207: messire Francisque avait renonché à sa pension de France, au desir de l'empereur, qui montoit par an II mil francs; — et maintenant a perdu à la mort de l'empereur, pour sa personne, VI. florins de pension, outre autres II mil florins que l'empereur luy accordoit par an, pour entretenir tout plain de contes, gentilshommes et autres rustres ses voisins, pour toujours estre prest au service dudit sieur empereur.

[1]) Instruction pour le capitaine Brander, envoyé par le Roy devers Francisque de Sieckengen, erwähnt, doch nicht näher charakterisirt bei Mignet 231.

König Karl und die Kurfürsten.

Die Franzosen haben wie wir sahen ihre Zeit trefflich genützt, überall gewannen sie mit ihrem rastlosen Eifer einen bedeutenden Vorsprung, so daß sie Anfangs April bereits meinten, ihres Erfolges sicher zu sein. Ein hohes Selbstgefühl drückte sich in ihnen aus. Achten wir nun auf das, was die sogenannte kaiserliche Partei, die Partei der Freunde des verstorbenen Kaisers vereint mit dem burgundischen Cabinete in Mecheln und dem des Königs von Spanien that. Derjenige, für welchen alle Bemühungen gemacht wurden, der Thronbewerber Karl, war seit dem Herbste 1517 fern von dem Schauplatz der Dinge und das hat auf die Ausführung aller Maßregeln einen hemmenden Einfluß genommen. Gegenüber der Raschheit des französischen Königs erscheint hier am Anfang alles zögernd, schleppend, zuwartend. Dennoch entwickelten die Centra der großen österreichischen Agitation Mecheln und Augsburg eine anerkennenswerthe Thätigkeit. In Mecheln war es Karl's Tante Margareta, die alte Regentin der Niederlande, welche alle in langen Jahren erworbene und bewährte politische und diplomatische Gewandtheit in Anwendung brachte, in Augsburg die vom spanischen König eingesetzte Commission.

Die stützende Säule des österreichischen Interesses in Deutschland war Maximilian Zevenberghen, von niederländischer Abstammung, ein treuer Diener des alten Kaisers; manchen Thaler

des eigenen Vermögens hat er aufgewendet.[1] Ehe ihm noch die Nachricht von dessen Tode zugekommen war, hatte er bereits eine klare Denkschrift über die Lage, welche durch dieses zu erwartende Ereigniß eintreten müsse, an Margareta gesendet. In der allgemeinen Ratlosigkeit des Cabinetes Maximilian's I., da man nicht wußte, ob einer der habsburgischen Prinzen nach Deutschland kommen werde, deren Erscheinen man doch für unumgänglich ansah, hielt er den Mut der Anderen aufrecht; zu ihm nahm man allerseits Zuflucht.[2] Das seinem Amte entsprechende Ansehen war aber nicht von der Art, daß er von freien Stücken sogleich hätte eingreifen dürfen. Allein die Statthalterin der Niederlande sandte in der Person Johann's von Marnix, des Schatzmeisters und Secretärs des geheimen Rates, eine Vertrauensperson nach Deutschland. Die Instruction,[3] die dieser Zevenberghen und den anderen Räten mittheilen sollte, bewegte sich noch in ziemlich weiten und unsicheren Grenzen. Vor allem sollte man Botschaften an alle Kurfürsten senden, und diejenigen, welche dem Kaiser Versprechungen gemacht hatten, zur Treue und Beharrung in denselben auffordern, und auch den Kurfürsten die Versicherung ertheilen, daß die Augsburger Zusagen wieder gehalten werden. Dem Markgrafen von Brandenburg möge man, doch ohne sich zu verpflichten, eben so wie dem Kurfürsten von Sachsen das Reichsvicariat in Abwesenheit des Kaisers in Aussicht stellen. Man sollte Fürsten, Herren und Städte zu gewinnen suchen, nicht minder durch geeignete Vorstellungen den Franzosen entgegen wirken. Diesen zufolge sollte die Wahl Franz' I. Deutschland in Sclaverei stürzen und das Reich darum die Schande erkennen, einen Fremden auf den Thron zu berufen.[4] Doch gab

---

1) Le Glay, Négoc. 2, 234.

2) Zevenberghen an Margareta, Augsburg 1. Febr. Négociat. 2, 190.

3) Mémoire et Instruction à Jehan de Marnix. Mecheln um den 3. Febr. Le Glay, Négoc. 2, 194—202. Auszug bei Gachard, 157.

4) Et pour un escu que à present il leur donnera et promectra, en vouldra par succession de temps ravoir quatre d'eulx et de leur subjectz.

man sich damals noch keiner allzugroßen Zuversicht hin und sah für den Fall des Mislingens auch vor. Wenn aller Anstrengungen ungeachtet der habsburgische Einfluß dem französischen zu unterliegen in Gefahr geriete, so sollte man die Wahl eines Oesterreich freundlichen deutschen Fürsten auf die Bahn bringen, durch dessen Vermittelung Karl oder sein Bruder Ferdinand die Wahl später durchsetzen könnte. Als Ziele der umfassenden Thätigkeit Zevenberghens und der Räte des Kaisers wurden außerdem die Gewinnung der Schweizer, Würtembergs, Sickingens, der römischen Cardinäle, die Ueberwachung der Venezianer an den Grenzen bezeichnet. Indem man aller Welt Versprechungen gebe, sollten aber namentlich die alten Diener des Kaisers in den Gesinnungen treuer Anhänglichkeit an das Haus Habsburg befestigt werden; unter diesen stand der Cardinal von Gurk, Matthäus Lang durch Würde und das Ansehen alter Dienste im Vordergrunde.

Inzwischen war Ritter Paul von Armerstorff vom spanischen Hoflager eingetroffen; da er aber bereits am 11. Jänner von Zaragoza abgegangen war und König Karl die Nachricht vom Tode seines Großvaters nicht vor dem 8. Februar empfing, so war ein Theil seiner Instructionen, die in guter Hoffnung auf eine längere Regierung desselben waren ausgestellt worden, den Verhältnissen nicht mehr angemessen.[1] Die Herabdrückung der den Kurfürsten versprochenen Zahlungen hätte wol der Ebbe im Schatze entsprochen, war aber unter den jetzigen Umständen geradezu unmöglich, und man mußte jeden Gedanken daran aufgeben; die Sparsamkeit hatte schon genug Schaden angerichtet, wiederholt wies Zevenberghen auf die Franzosen hin, die nicht mit Worten, sondern mit vollen Händen kommen. Um die Freunde des Hauses anzuspornen, sandte Karl neue Vollmachten an die alten erfahrenen Räte des Kaisers, den Cardinal von Gurk, den Herrn Michael von Wolkenstein, den Kanzler Serntein, den Schatzmeister

[1]) Zevenberghen an Margareta, Augsburg 4.—6. Februar. Le Glay, Négociat. 2, 202—208. Auszug bei Gachard 157.

Jakob von Villinger und Secretär Hans Renner. Der Graf Heinrich von Nassau, ein alter warmer Freund Oesterreichs, ließ sich bereit finden, thätig mitzuwirken; man wollte den französischen Männern hoher Geburt, welchen Franz I. die Mission in Deutschland übertragen hatte, gleichfalls Herren des vornehmsten Blutes gegenüberstellen [1]. Einen solchen hatte man auch an der Person des brandenburgischen Markgrafen Kasimir, der von nun an große Rührigkeit entfaltet. Daß man seinem Bruder Johann die „Ehre" erwies, ihn mit der Witwe Ferdinand's des Katholischen zu vermählen, geschah nur in der Absicht, ihn desto mehr an sich zu ketten. Am französischen Hofe hat man diese Verbindung mit Germaine mit großem Mißvergnügen gesehen [2].

Doch die Seele aller Bemühungen um das große Ziel blieb auch fortan Zevenberghen, seine Correspondenz mit Margaretha eröffnet darum Einblicke in das geheime Triebwerk der Bewegung. Das Beste an dem Feldzugsplane stammte von ihm. Er zerstreute die Täuschung, in der man sich zuerst gefiel, als bedürfte es nur eines Hinweises auf die alten Versprechungen zu Augsburg, um die Kurfürsten in dem bereits eingeschlagenen Geleise zu erhalten; eben das sei vom Uebel, da diese den Schein einer freien unbeeinflußten Wahl zu wahren strebten, und alles was Wahlvertrag hieß, seit Maximilian's Tode als null und nichtig ansahen; er warnte auch davor Abschriften der damaligen

---

¹) König Karl an Margareta und den geh. Rat aus Molino del Rey. 11. Febr. Le Glay, Négoc. 2, 222.

²) Man lese die Worte Karl's in dem Briefe an M. Kasimir, Barcelona 6. März bei Spies, Brandenburg. Münzbelust. 1, 329. Et cum hec femina sit insigni morum et virtutum probitate praeterea opulentissima ac summa de familia orta fuerit, denique tanti olim Regis uxor, non modo eidem Marchioni Joanni abunde provisum putamus, sed illustrissimum Dominum Brandenburgensem hoc matrimonio illustratam et decoratam esse credimus. Sie war übrigens die Tochter des Grafen Johann de Foix und als solcher ein deutscher Markgraf ihr wol auch ebenbürtig. Die Wahlangelegenheit empfiehlt Karl dem Markgrafen Kasimir auf das angelegentlichste in einem Briefe v. 2. Mai aus Barcelona. Spies 1, 198. Brief Th. Boleyn's an Wolsey, 16. April bei Pauli 424.

Abmachungen nach Rom zu senden, wodurch das Wahlrecht der Kurfürsten gefährdet würde [1]. Zevenberghen macht nicht minder darauf aufmerksam, daß man der allgemeinen Meinung unter den Deutschen, als sei es gegen den Willen der spanischen Nation, daß sich Karl um die deutsche Krone bewarb, mit Nachdruck entgegentreten müsse [2].

Seine Hoffnung auf einen glücklichen Ausgang der Wahlangelegenheit gestand er, beruhe sehr darauf, daß der Kurfürst von Sachsen die Erwählung Franz' I. schon deshalb niemals zugeben werde, weil dieser dem Markgrafen von Brandenburg die Verheißung gegeben, ihn zu seinem Statthalter zu machen; noch weniger aber sei zu fürchten, daß dieser heftige Mensch die Stimmen für sich selbst gewinne [3].

Wenn die Sache Karl's in den ersten Wochen keinen frischeren Aufschwung nahm, so liegt die Schuld also nicht an Zevenberghen; er war nicht der Einzige, der damals über Säumigkeit des spanischen Hofes klagte und dem Staatsrate in Mecheln zu überlegen gab, wie Viele bereits äußerten, daß der König von Spanien es wol nicht ernst mit seiner Wahl nehme, würde er doch sonst mehr Eifer und Beschleunigung in allen Schritten zeigen. Darin irrte nun freilich gewaltig, wer solches meinte; denn Karl erfaßte die Wahl in ihrer ganzen Wichtigkeit für ihn, seine und seines Hauses Zukunft. Wir wissen, wie unzweideutig er sich bereits früher darüber ausgesprochen hat; er war seither nicht im geringsten anderer Meinung geworden. Sobald er die Anzeige über den Tod seines Großvaters empfangen hatte, richtete er ein Schreiben an Friedrich von Sachsen und sprach sich dahin aus: wir wissen Niemand, der billiger Weise gewählt werden soll, als wir, nicht allein darum, daß wir von deutschem Blute und Stamme sind, sondern auch weil unsere Vorvordern als römische Kaiser das heilige römische Reich wol und

[1]) Négociations diplomat. 2, 228—229. Gachard 160.

[2]) Gachard 161.

[3]) Négoc. 2, 235.

glücklich regiert und verwaltet haben. Ueberdies stellte er in Aussicht, daß, wenn er zu so vielen und großen Königreichen, die er besitze, auch diese Ehre und Würde erlangen würde, er der gesammten Christenheit, die jetzt von den Türken bedroht werde, Rat und Hilfe bringen könne [1]. Aehnlich drückt er sich gegen die Kurfürsten insgesammt aus. Er wolle den Spuren seines ruhmreichen Großvaters nachfolgen, der, wie kein anderer Fürst in der Christenheit zu Ruhm und Nutzen lange regiert habe, und einen großen Schlag gegen die Ungläubigen führen; es sei sein fester Wille der Christenheit den Frieden zu geben und seine ganze Macht der Vertheidigung und Stärkung des christlichen Glaubens zu widmen [2].

Nicht minder bestimmt meldet er seine Anstrengungen um den deutschen Thron seinem Schwager Christian II. von Dänemark; während er versichert, daß er alle Kraft an das große Ziel wende, so verhehlt er auch nicht, daß er es zur Befestigung seiner gesammten politischen Stellung anstrebe [3].

Noch zuverlässiger als in diesen öffentlichen Actenstücken spricht sich seine Gesinnung in den geheimen Briefen und Ordres an seine Tante Margarete aus, und da kann kaum etwas einen überzeugenderen Beweis dafür ablegen, welchen Wert er auf den Besitz des Kaisertums legte, als die Art, mit der er es aufnahm, daß man in Mecheln und Augsburg an die Candidatur seines Bruders Ferdinand zu denken sich herausnahm. Dieser war im vorigen Jahre aus Spanien nach den Niederlanden gekommen und nun war es einer der Lieblingsgedanken Zevenberghen's und Margareta's, diesen Prinzen, in den man damals ein höheres Zutrauen setzte als in Karl, in Deutschland auftreten zu lassen, um der Wahlangelegenheit Vorschub zu leisten. Gleich aus einem der ersten

---

1) Montserrat, 6. Februar. Neudecker und Preller, Spalatin's Nachlaß 3, 62.

2) Papiers de Cardinal Granvelle, 1, 111.

3) pro stabilimento nostrarum rerum omnium huic electioni totis viribus intendere. 8. April 1519. Archiv für Staats- und Kirchengeschichte des Herzogtums Schleswig, Holstein und Lauenburg 5, 502.

Schreiben Zevenberghen's an Margareta hören wir den Ruf nach Don Ferdinand ertönen [1]. Margareta und der geheime Conseil zögern nicht darauf einzugehen; und die Instruction, welche Marnix nach Augsburg brachte, gedenkt Ferdinand's in einer Weise, daß man das hohe Interesse, welches man an ihm nahm, unmöglich verkennen kann. Doch wagte die Statthalterin nicht die Verantwortung auf sich zu nehmen, sie läßt sich noch einmal über den Nutzen dieses Schrittes Bericht erstatten, will aber schon die Einleitungen erfahren, unter welchen die Reise vor sich gehen könne [2].

Noch einmal ertheilt Zevenberghen den Rat, Ferdinand sobald als möglich zu senden, im Interesse Karl's selbst [3]. Er hat sich aber auf dies nicht beschränkt, sondern alle Veranstaltungen dafür getroffen, den Infanten mit einem stattlichen Gefolge nach Deutschland zu führen. Vielen gab er zu verstehen, daß, wenn Karl der Sympathien entbehre, Ferdinand's Wahl vortheilhaft wäre. So hörte man auch in England von Umtrieben zu Gunsten Ferdinand's und Cardinal Wolsey, der durch Karl's Mitwirkung den päpstlichen Stuhl zu besteigen träumte, machte den König mit dem, was sich in Deutschland vorbereite, in einem Briefe bekannt. Um das Verdienst seiner, wie er gewiß glaubte, wichtigen Entdeckung zu erhöhen, äußerte er überdies Besorgnis um die persönliche Sicherheit des Königs, als ob ihn dieselbe Conspiration mit Vergiftung bedrohte [4]. Es ist nicht bekannt, welchen Eindruck diese Verdäch-

---

1) Négociat. 2, 191. Tout le monde crie après le seigneur don Ferdinande l'archiduc, et ne peut la chose icy longuement demorer en la sorte où elle est sans grant changement; mais, si l'on l'envoye tost, il ne fault point doubter que le tout yra bien, et à l'honneur et prouffict du roy.

2) Négociat. 2, 200.

3) Négoc. 2, 233 14. Febr. sans faulte convient que le roy l'envoye par deça, ou le tout iroit à ruine.

4) Wolsey schreibt an König Karl, daß er es für seine Pflicht halte Anzeige zu geben pro mea erga eam (Majestas) observantia, vel (ut expressius loquar) fidelissima servitute: quosdam esse mihi non ignotos (quorum nomina silentio n o n pretermittenda sunt) qui paulo plus quam oportet illustrissimo domino Ferdinando — faveant et illum altius quam decet et Majestati vestre expediat (nempe ut Romanorum rex creetur) prove-

tigungen hervorgerufen haben. Mittlerweile hatte Margareta einen von fünf Mitgliedern des geheimen Rates unterzeichneten Brief an ihren Neffen gesendet, der ihm den Vorschlag darlegte, Erzherzog Ferdinand an seiner Statt als Thronbewerber in Deutschland auftreten zu lassen [1]. Doch König Karl nahm dies sehr ungnädig auf. Von seiner Tante fand er es seltsam, daß sie ohne sein Wissen und Willen die Reise Ferdinand's betrieben, und daß von dessen Wahl überhaupt die Rede gewesen. Er erklärte zur Erhebung des heiligen Glaubens und Niederwerfung der Ungläubigen die römische Krone selbst erringen zu wollen, es koste was es wolle. Die ganze Sicherheit des künftigen großen Regenten kündigte sich hier bereits an. Auch legte er die Gründe dar, welche es Ferdinand verböten, an eine Bewerbung zu denken: ihm stünde keine Macht zu Gebote, für ihn sprächen nicht die Wünsche seines Großvaters Maximilian, nicht die Verpflichtungen der Kurfürsten; eine solche Handlung würde seine königliche Ehre und die Größe des Hauses gefährden, die Politik der Franzosen aber unterstützen, welche die Macht Habsburg's zu theilen und einen dritten als Kaiser aufzustellen sehnlich wünschten, wenn die Wahl ihres eigenen Königs nicht durchzusetzen sei. Er sendete den Kämmerer Beaurain nach Mecheln, um Margareta über den Ernst seiner Worte ja nicht in Zweifel zu lassen [2]. Zugleich beeilte sich Karl seinem Bruder durch Versprechen und Warnung jeden Gedanken an einen solchen Plan zu benehmen. Sobald die schwebende Angelegenheit erledigt sei, werde er sich mit der Theilung der großväterlichen Erbschaft beschäftigen und ihn dann als seinen Bruder behandeln; den Einflüsterungen, die anders lauteten, möge er

---

here conentur. Bruchstückweise aus dem Public Record Office bei R. Pauli a. a. O. 3, 420. Es ist ein undatirter Entwurf, von dem Pauli mit Unrecht behauptet, daß er „ohne Zweifel" in das J. 1518 gehöre. Der Zusammenhang ergibt deutlich, daß eine andere Zeitbestimmung als die Februar oder März 1519 durchaus unzuläſſig ist.

[1]) Brief des Königs Karl vom 5. März mit Erwähnung des Inhalts von dem Margaretas bei Mignet 239, Barcel. 5. März.

[2]) Instructions et Mémoires au Sieur Beaurain, de ce qu'il aura à dire à ma tante. Barcel. 5. März, Négoc. 2, 303—310.

kein Gehör schenken, die Reise nach Deutschland würde ihm weder Ehre noch Vortheil bringen.

Ferdinand hatte die richtige Anschauung seiner Lage und Stellung, und indem er sich beeiferte, die Wünsche, die man an ihn knüpfte, abzuwehren, beruhigte er seinen Bruder durch Versicherung unbedingter Ergebenheit. Auch Margareta that alles um die Aufregung Karl's zu beschwichtigen, sich und den geheimen Conseil zu entschuldigen und über die vollkommene Loyalität Ferdinand's dem Könige nicht den entferntesten Zweifel zu lassen. Unverzüglich wurden auch die Agenten in Deutschland, Zevenberghen und Marnix von der königlichen Stimmung unterrichtet, und so sehr es ihnen gegen den Sinn lief, angewiesen, überall Gegenordre zu geben; der Sache wurde fernerhin nicht mehr gedacht[1]. Ferdinand aber ist zum zweitenmal den Gefahren entgangen, welche große Popularität den Brüdern eifersüchtiger Monarchen so häufig bereitet. So hatte er zwei Jahre früher Karl's höchste Sorge erweckt; es war die Rede gewesen, daß die Granden und Städte Castiliens ihn zum Statthalter, ja wie man in Flandern erzählte, selbst zum König ausrufen würden. Frankreich hat damals dem Infanten insgeheim Beistand zur Erlangung der Krone angetragen, denn welche Aussicht hätte sich mit einer solchen Theilung der Macht Habsburgs eröffnet. Auch später noch unterhielt, wie es scheint in Verfolgung desselben Planes, der französische Gesandte La Roche-Beaucourt einen eifrigen Verkehr mit dem unzufriedenen, von Karl mannigfach gekränkten spanischen Adel und empfing von diesem die Versicherung, daß König Franz auf seine volle Ergebenheit zählen dürfe. Karl jedoch ist rasch eingeschritten und hat mit des Cardinals Ximenes Beistand die gefährlichen Personen am Hofe Ferdinand's beseitigt, diesen einer strengen Aufsicht unterworfen; man durfte ihn

[1]) Lettre du Roi à son frère Ferdinand, datée de Barcelone le 4 mars bei Gachard, Rapport 165. Lettre de l'archiduchesse Marguerite au Comte Henri de Nassau le 13 mars, bei Mone 126, au Roi le 15 mars, Gachard 174; le 21 mars. Gachard 175.

auch Nachts nicht aus dem Auge lassen [1]. Ja seine bloße Gegenwart in Spanien fand Karl endlich unbequem und er hat ihn aus diesem Grunde nach den Niederlanden entfernt, um wider alles Vermuten von ihm auch da gekreuzt zu werden.

Im Uebrigen aber verfügte der spanische König meist nach den Vorschlägen, die ihm eingesandt wurden. Wie erwähnt hatte er die geschäftskundigen Räte des verstorbenen Kaisers für die Zeit seiner Abwesenheit unter dem Namen von Statthaltern in einem Regierungscollegium, dem sogenannten Regiment in Innsbruck vereinigt. Es waren im Ganzen dieselben, welche er von allem Anfang seines Vertrauens gewürdigt hatte. Aber ein Fehler war es, daß er Nikolaus Ziegler und Zevenberghen aus diesem Regiment ausschloß, und sie dem letzteren unterordnete. Besonders der letztere nahm sich diese Zurücksetzung und die Unterordnung unter ihm bisher gleichstehende so zu Gemüte, daß er gänzlich aus dem Dienste scheiden wollte zum großen Schaden der Sache, die er so umsichtig und gewandt vertrat. Margareta beeilte sich den Fehler zu verbessern. Nicht der König habe ihn übersehen, sondern die „Dummheit eines Schreibers“ seinen Namen in der wichtigen Urkunde ausgelassen. Diese Handhabe der Entschuldigung ergriff man auch in Spanien, als man näher unterrichtet war und begütigte den Gekränkten [2]. Da auch Graf Heinrich von Nassau indessen seine Vollmachten empfangen hatte, und aus den Niederlanden nach Deutschland aufgebrochen war, so fehlte es daselbst nun nicht an officiellen Geschäftsträgern Karl's. Nicht immer waltete ein planvolles Zusammenwirken, zuweilen brachen kleine Misklänge durch, namentlich bei der Gebahrung der Gelder schaltete Jeder zu sehr auf eigene Faust [3]. Auch der Vertreter der speciell österreichischen

---

[1]) Briefe Karl's an Ximenes, 7. u. 27. September 1517 und an Ferdinand. Papiers d'état du Cardinal Granvelle 1, 89 ff. The Earl of Worcester, Tunstal and Sir Robert Wingfield to Henry VIII. Antwerpen 19. April 1517 bei Brewer nr. 3143. Lettre de La Roche-Beaucourt de mars 1518 bei Mignet 220.

[2]) Négociat. 2, 265. 283. 294. 333. Gachard 163. 164.

[3]) Zevenberghen an Margareta. Augsburg 18. April. Mone, 400.

Anschauungen, Matthäus Lang Cardinal von Gurk, war bei den burgundischen Räten nicht gern gesehen, und diese unterlassen es nicht, ihr Uebelwollen gegen ihn bei jedem Anlaß an den Tag zu legen [1]. Doch wie verschieden auch Haltung und Ansichten waren, ein reger Eifer beseelte Alle. Augsburg blieb das Hauptquartier der österreichischen Diplomaten, obgleich Zevenberghen einem Orte näher dem Rheine den Vorzug gegeben hätte und glaubte, daß die guten Quartiere Schuld seien, daß Viele sich von der angenehmen schwäbischen Reichsstadt nicht trennen wollten.

Vorläufige Anknüpfungen waren allerorten schon in der letzten Jännerwoche gemacht worden; man hatte die Kurfürsten ausgeholt. Allen sicherte man die Einhaltung der früheren Verträge zu. Da schien es, als würde wenigstens der Mainzer keine Schwierigkeit machen; man bezeichnete ihn damals als einen überaus tugendhaften, Karl sehr ergebenen Fürsten. Wir wissen, wie sanguinisch und vorschnell diese Annahme war. Auch mit den übrigen Kurfürsten wähnte man ziemlich leicht in das Reine zu kommen. Desto mehr Schrecken empfand man schon damals vor dem Markgrafen von Brandenburg. Zevenberghen nennt ihn den Vater aller Habsucht und einen teuflischen Menschen in Geldsachen [2]; man sandte den Markgrafen Kasimir und den Grafen Hoyer von Mansfeld an ihn. Aber hinter dem Berge hielt er nicht wie manche der Andern. Er machte Oesterreich den Vorwurf, daß es nichts von dem gehalten, was bis zu Weihnachten 1518 hätte in Richtigkeit sein sollen, daß er wol die königliche Ratification des Heiratsvertrages, aber nicht die der Braut, auf welche alles ankomme, erhalten; er verlangte jetzt den Rest des Heiratsgutes im Betrage von 200.000 Goldgulden, ob die Heirat noch zu Stande komme oder nicht. Außer den dreißigtausend Gulden als Geschenk für die Ertheilung seiner Stimme wollte er noch eine Geldsumme

[1]) H. v. Nassau an Margareta, 24. März. Mone 287. Paul Armerstorff an den König von Castilien, 4. März. Le Glay, Négoc. 2, 287.

[2]) Ung homme diabolique pour besoigner avec luy en matière d'argent. Négoc. 2, 239. Gachard 161.

von unbestimmter Höhe mit dem Bemerken, man werde dies nicht auffallend finden, da der französische Gesandte, der bei ihm verweile, ihm mehr und dies im Baren anbiete. So war die „Versteigerung", von welcher Karl einmal spricht [1], wieder im Gange.

In beglaubigtem Auftrage sendete die Erzherzogin Margareta Hugo Marmier und Heinrich Speybach an die Erzbischöfe von Trier und Mainz. Ersterem sollten sie alle die Gründe klar vorstellen, welche für die Entscheidung zu Gunsten Karl's sprachen und als letztes gewichtigstes Argument das Versprechen eines Geschenkes von zwanzigtausend Goldgulden und einer Pension von sechstausend hinzufügen. Auch für eine zweckmäßige Vertheilung von Gratificationen unter die einflußreichsten Personen der Umgebung des Kurfürsten sollte Anstalt getroffen werden. Von Trier ging ihr Auftrag nach Mainz. Die Haltung Albrecht's auf dem Augsburger Reichstage sollte zum Ausgangspunct dienen, er erinnert werden an die daselbst übernommenen Verpflichtungen und Erklärungen. Dafür würde jede gebührende Rücksicht auf seine und seines Hauses Interessen und Wünsche genommen werden [2].

Marmier und Speybach kamen in Koblenz an und fanden hier einen französischen Gesandten vor, der auch schon vom Kurfürsten in geheimer Audienz war empfangen worden. Sie verlegten sich auf ein fleißiges Ausforschen der Diener und Beamten des Erzbischofs, und meinten in ihnen viel gute Stimmung für einen österreichischen Bewerber zu entdecken. Am Tage der Audienz — in feiner Absichtlichkeit trug man ihnen auch eine geheime an — offerirte ihnen Richard von Greiffenclau, ein Meister in der Conversation ein vollgestrichenes Maß von höflichen Betheuerungen und salbungsvollen Wendungen, die alle darin ausliefen, daß er als ein ehrlicher Mann mit Rücksicht auf die Verfügungen der goldenen Bulle keinerlei vorläufige Zusagen abgeben könne. Mit

[1]) Electionem quodam modo in auctione ponunt. Karl an Christian II. von Dänemark.

[2]) Instruction à Messire Hugues Marmier, Sieur de Gatte, Mecheln 8. Februar. Négoc. 2, 213—217.

scheinbarem Vertrauen machte er sie mit dem Ansinnen der Franzosen bekannt, versicherte aber, auch deren Abgesandter habe sich mit derselben Antwort begnügen müssen. Die Gesandten konnten ihm keinen tröstlicheren Bescheid entringen, und sie schieden in dem guten Glauben, daß die Franzosen nicht mehr erreicht hätten, worin sie sich freilich sehr täuschten [1].

Ueber ihren Verkehr mit dem Mainzer liegt kein Bericht vor, doch wissen wir, daß sie auch dort mit demselben ungünstigen Erfolg ihre Mission schloßen.

Gleich darauf trat Paul Armerstorff die diplomatische Sendung an, die ihm zu Augsburg war aufgetragen worden. Er eröffnete sie mit einem Besuche in Heidelberg, der Residenz des Pfalzgrafen. Die Franzosen hatten bereits ihre Minen gelegt; noch war der Präsident Guillart anwesend, ein anderer Gesandte folgte ihm auf dem Fuße, ein Dritter war bereits abgereist. In der kurzen Abwesenheit des Kurfürsten Ludwig leitete, freilich ohne Vollmacht, sein Bruder der Herzog Friedrich die Unterhandlung. Am 24. Februar erlangte Armerstoff Audienz bei dem Pfalzgrafen, der aber den geheimsten Wunsch durch den Kanzler eröffnen ließ. Dieser legte auf die Bewahrung eines tiefen Stillschweigens so großen Wert, daß er sich den Eid schwören ließ, Armerstorff würde ihn niemals durch Schrift oder Wort Jemand mittheilen; wir wissen also nicht, was es war, um Geld handelte es sich nicht. Vermutlich aber um die Erbeinigung; vielleicht sprach man sogar Kriegsdrohungen für den Fall aus, als Oesterreich noch länger säumen würde sein Versprechen zu erfüllen. Im übrigen blieb man damals auf dem Boden der Augsburger Zugeständnisse, und der Kurfürst schien sich mit diesen zufrieden zu geben zur großen Freude des Unterhändlers, welchen der Herzog mit aller persönlichen Liebenswürdigkeit behandelte [2].

---

[1]) Marmier und Speybach an die Regentin Margaretha. Koblenz 20. Februar 1519. Mone 22.

[2]) Paul Armerstorff an den König von Castilien, Heidelberg 25. Febr. Négoc. 2, 278 — 281. Meine Vermutung stützt sich auf gewisse Aeußerungen

Darauf stellte er sich in Mainz vor, fand aber zu seinem Erstaunen böses Spiel. Die Franzosen hatten den Kurfürsten wie seinen Bruder Joachim bereits gewonnen, und so bekam Armerstorff eine Reihe wenig erfreulicher Ausflüchte zu hören. Die Kurfürsten betrachteten sich von ihren verbrieften Zusagen entbunden, weil man auch ihnen dieselben nicht gehalten, der Mainzer gab sich auch den Schein ernstliche Sorge zu haben, daß Rom, Frankreich und England die Wahl Karl's nicht zulassen würden, und sprach wol mit Hinweis auf Alfons X. von Aragonien die Vermutung aus, der spanische König werde ja doch niemals sein deutsches Reich besuchen, und so würde das Reich mit ihm ohne Haupt sein. In Spanien wolle man überdies weder, daß der König die deutsche Krone begehre, noch daß des Königs Schwester aus dem Lande gehe, um den Neffen des Mainzer Kurfürsten zu heiraten. Welche Gefahr würde sodann über ihn und seine rheinischen Collegen hereinbrechen, wenn, wie man vernehme, Franz I. mit einem großen Heere nach Deutschland marschiren würde, um sich krönen zu lassen. Wer sollte ihm und seiner Kirche dann Schutz gewähren?

Armerstorff war über diese Sprache nicht wenig betroffen. Durch fortgesetzte Anstrengungen, Einreden, Versicherungen, Anklagen gelang es ihm, den Cardinal zu Geständnissen zu bringen, die mehr Hoffnung gaben. Dieser verlangte, nun das Eis gebrochen war, rundweg hunderttausend Goldgulden über die Summe, die ihm früher war in Aussicht gestellt worden, ließ sie aber bis auf zwanzigtausend herabfeilschen und versprach dafür allen seinen Einfluß bei seinem Bruder Joachim und dem Kölner Kurfürsten zu Karl's Gunsten anzustrengen. Er versicherte, daß es ihm als Biedermann nicht um Geld und Gut zu thun sei und ließ Armerstorff

der kaiserlichen Räte Zevenberghen, Villinger und Ziegler in einem Briefe vom 8. Febr. an die Statthalter in Innsbruck bei Bucholtz 1, 101: Wo die Erbeinung nicht aufgerichtet würde, so würde König Karl in das römische Reich nicht kommen, und die Landvogtei Hagenau, welche ein Behüt des vorderen Landes und ein Schlüssel des ganzen Rheinstromes sei, wieder in der Pfalz Hände kommen. — Glaubt wahrlich, daß schwere Practica wider Oesterreich und Burgund hin und wieder laufen.

in einen Koffer sehen voll von Briefen mit Anträgen, die man ihm von Frankreich her gemacht. Ich will Euch, sagte er, so Gott will, nach der Wahl von den Umtrieben der Franzosen unterrichten und ihr werdet Dinge erfahren, die ihr nicht glauben würdet. Man kann nicht irren, wenn man annimmt, daß der schlaue Priester auf Armerstorff, der mehr eifrig und ehrlich, als scharfsichtig war, eine nachhaltige Pression ausüben wollte. Und in der That hat er auch bedeutenden Eindruck auf ihn gemacht; Armerstorff versicherte der Erzherzogin Margareta, er sei drei bis vier Tage so hoffnungslos gewesen, daß er nicht habe schlafen können [1].

Der Cardinal aber erfüllte sein Versprechen, das er dem Gesandten des Regiments gegeben, er schrieb zu Gunsten Karl's an seinen Bruder und an den Kurfürsten von Köln. Der Brief an den Ersteren ist vorhanden und offenbar darauf berechnet, daß Armerstorff ihn sehe, der ihn auch in dringendem Tone fand und davon Abschrift nahm. Das Schreiben enthält aber nichts anderes, als allgemeine Declamationen und moralische Sentenzen. Ich bitte Euch, schreibt Albrecht, bei dieser Gelegenheit die Ehre und das Wol des Reiches, der Eurigen und der ganzen deutschen Nation zu bedenken. Wenn die Krone in die Hände derjenigen fiele, welche seit lange von dem deutschen Stamme getrennt, aller Treue und Biederkeit entbehren und dem Reiche niemals wol wollten, so wäre es nur zum Ruine desselben, sie würden es unter ihre Füße treten und sich zu erblichen Herren desselben zu machen suchen [2].

Diesen Brief empfing der Markgraf am 8. März und am 9. schrieb er dadurch unbeirrt von seiner vollkommenen Freundschaft mit Frankreich, an den Hochmeister, seinem Bruder aber gab er

---

[1]) Armerstorff an König Karl, Offenburg 4. März 1519. Négoc. 2, 286—293. An Margareta, Gachard, 166, 167.

[2]) Mignet 243. Le Glay, Négoc. 1, CXLIII, Madame, afin que vous voyés quel miracle les XX^{m} florins d'or ont faict, vous verrés par cette copie ce que M. de Mayence escript à son frère l'electeur.

das Erstaunen kund, mit dem er seine letzte Mittheilung empfangen. Wie er sich doch in der Verfügung seiner Stimme noch für frei halten könne, da der von seiner Hand unterzeichnete Vertrag in Maltzan's Hände gelangt sei, der ihn den Gesandten Frankreichs bereits übersendet habe. Er (Joachim) habe mit dem französischen Könige in ihrer beider gemeinschaftlichem Namen und Vortheil abgeschlossen; nun seien sie doch gehalten diesem Fürsten, der ihnen so viele Beweise seiner Freigebigkeit gebe, das Wort zu halten, das sie bereits früher verpflichtet hätten. Joachim fordert daher seinen Bruder auf standhaft zu bleiben und den Pfalzgrafen Ludwig in demselben Sinne zu überreden, und verspricht seinerseits Richard von Köln zur Partei Frankreichs hinüber zu ziehen. Nimmer werde er wenigstens seine Gesinnungen ändern [1].

War Albrecht von Mainz wirklich schwankend geworden, wie übrigens kaum zu glauben, so hat ihm dieser brüderliche Zuruf seine frühere Haltung wieder gegeben; er schloß nun mit den Franzosen ab.

Von Mainz begab sich Armerstorff nach Bonn zum Kölner Kurfürsten. Hermann von Wied erklärte mit vielen Reden seine Bereitwilligkeit, dem Könige von Spanien zu dienen, doch müsse er sich, da die Sachlage seit dem Tode Maximilians eine wesentlich andere geworden, zuvor mit den übrigen Kurfürsten beraten. Sein letztes Wort war, er werde sich so betragen, wie er es vor Gott und der Welt verantworten könnte. Damit dies jedoch nicht als zu schroffe Ablehnung erscheine, kam am Abend der Bruder des Kurfürsten Graf Wilhelm von Meurs in die Wohnung des Gesandten und versicherte diesem, der Kurfürst hege eigentlich eine dem Könige Karl sehr günstige Gesinnung [2]. Damit mußte Armerstorff es sich vorjetzt genügen lassen und er reiste in das Gebiet von Trier. Dort verschanzte sich der Kurfürst wieder

---

[1]) Lettre latine de Joachim Moltzan à François Ier, du 12 mars. Mignet 243.

[2]) Brief Armerstorff's an den König Karl, Köln, 14. März. Négociat. 2, 344. Gachard, 174.

hinter sein Gewissen, das ihm nicht erlaube, sein Wort vor dem Wahltage zu binden, ließ es an den höchsten Betheuerungen nicht mangeln, daß er niemals auf seinen Vortheil achten, sondern einzig den Nutzen des Reiches und der Christenheit im Auge behalten werde. Armerstorff beweist von neuem seine geringe Menschenkenntnis, wenn er darauf den Kurfürsten als eine sehr tugendhafte Persönlichkeit hervorhebt; es klingt nahezu ironisch, wenn er sagt, man könne in seine Tugend ebensoviel Vertrauen setzen, als in die Versprechungen der Anderen. Der harmlose Beobachter blieb wie häufig ohne Ahnung der wahren Lage [1].

Sehr bald nach Armerstorff kam der Graf Heinrich von Nassau nach Bonn und leitete eine neue Unterhandlung ein. Der Kurfürst gab ihm eine Audienz und der Gesandte Spaniens hatte Gelegenheit jene wolbekannten Gründe, aus denen gerade die Wahl seines Königs alle Gunst und Unterstützung verdiente, von neuem dem Kurfürsten darzulegen. Die Wahl Karl's sei eine Sache der Ehrbarkeit und Tugend und des christlichen Gemeinwols im Gegensatz zur Selbstsucht Frankreichs. Alle älteren Versprechungen verbürgte der Graf neuerdings, wenn der Kurfürst in den löblichen Gesinnungen verharre, die er bei Maximilian's Lebzeiten als die seinigen bekannt. In ebenso allgemeinen Formen antwortete der Kurfürst, versicherte beständig dem Könige gefällig sein zu wollen, in Beziehung auf die Anerbietungen, die man ihm mache, treibe ihn sein Gewissen mehr zur Annahme als zur Ablehnung. Die Antwort war also wieder durchaus unbestimmt. Deutlicher sprach sich der Kanzler aus, der mit Heinrich von Nassau in Verkehr trat. Nach vielen Hin- und Widerreden verstand sich dieser zu einer neuen Summe von zehntausend Gulden als Entschädigung für die zu gewärtigenden kostspieligen Aufenthalte des Kurfürsten aus Anlaß der Wahl in

[1] Paul Armerstorff an den König Karl, Trier, 20. März. Le Glay, Négoc. 2, 356. Nous l'avons trouvé en plusieurs devises qu'avons eus avecques luy, si très-saige et devisant de cest affaire si très-vertueusement que esperons que la raison le conduira aussy prez de vostre desir.

Frankfurt und Aachen. Als man aber außerdem die Umwandlung der noch unter Maximilian bedungenen Pension in eine große Gesammtsumme, zahlbar in kurzen Terminen, und den Besitz von Karpen verlangte, brach Nassau unter dem Vorwande, daß seine Vollmachten nicht genügten die Besprechung ab und man schied von einander [1].

Heinrich von Nassau ging darauf nach Koblenz, wo ihn der Kurfürst sogleich empfing, aber die Botschaft in den allgemeinsten Floskeln erwiderte: er werde gegen Gott, die Christenheit und die deutsche Nation nach seiner Pflicht handeln und ohne bindende Verpflichtung zu übernehmen, den Dienst des Königs Karl zu fördern trachten [2]. Noch hoffte man ihn übrigens durch Robert de la Mark, zu dem er in genauen Beziehungen stand, auf anderen Weg zu bringen [3].

Armerstorff war nach seiner sehr verfehlten Rundreise nach Mainz zurückgekehrt und hatte hier Nikolaus Ziegler, Landvogt in Schwaben, gefunden, welchen der Cardinal Matthäus Lang an den Kurfürsten zu senden für nützlich erachtet hatte [4]. Ziegler genoß des Rufes eine der besten Stützen der österreichischen Macht zu sein; Zevenberghen, der ihn wol kannte, versichert, daß er ebenso feuereifrig sei zu nützen als zu schaden; viel galt er besonders bei dem Kurfürsten in Mainz. Auch schlug Ziegler seine Dienste nicht gering an; achttausend Goldgulden bar, eine lebenslängliche Pension von fünfhundert und die Ernennung zum Reichsvicekanzler waren seine Forderungen [5]. Mit diesem Ziegler und einigen anderen von der österreichischen Commission zu Augsburg in Verein, suchte man nun in Mainz dem französischen Einflusse Widerpart zu halten. Als der

[1]) 25. März bei Mone 287.

[2]) 28. März bei Mone 291.

[3]) Margareta und der geheime Rat an König Karl. Mecheln 20. Febr. Le Glay, Négoc. 2, 262.

[4]) Schreiben des Cardinals M. Lang an den Kurfürsten in Mainz im Wiener Staats-Archive.

[5]) Gachard, Rapport 168.

Kurfürst nach Ober-Wesel abreiste, begleitete man ihn. Dort sollte nämlich Ende März nach Verabredung eine vorläufige Besprechung der rheinischen Kurfürsten stattfinden.

Das stille Städtchen sah man plötzlich von einem ungewöhnlichen Leben erfüllt. Welches Gewühle in seinen Mauern. Der Hofstaat von vier Kurfürsten, darunter des prachtliebenden Albrecht von Mainz, der Verein eines glänzenden und zahlreichen Adels, der aus weitem Umkreise gekommen war, und das reiche Gefolge der vielen burgundischen, französischen, päbstlichen und deutschen Gesandten und Agenten. Ihre Intriguen und diplomatischen Künste, die wie in einem Brennpunkte sich hier versammelten, stießen auf engem Raume in einem Kampfe an einander, dessen Preis die entschiedene Parteiname der vier Kurfürsten bilden sollte. Auch der päbstliche Legat Cardinal Thomas de Vio von Cajeta, der Erzbischof Robert Orsini von Reggio und der Protonotar Caraccioli hatten beschlossen gegenwärtig zu sein. Es konnte dies nicht ohne Beistand des Erzbischofs von Mainz geschehen, denn dort und am ganzen Rhein war die Volksstimmung so erbittert gegen die Franzosen, daß kein Schiffer die beiden auf dem Strome gegen Wesel führen wollte. Sie wurden offen bedroht, daß es ihnen an das Leben gehen sollte, würden sie nicht von ihrer Parteiname für Franz I. abstehen. So mußte also Albrecht von Mainz einschreiten und die beiden Gesandten des Pabstes unter seinem Schutze nach Wesel bringen [1].

Es ist auffallend, daß an dieser rauhen Demonstration auch Ziegler, der doch im Dienste des Königs von Spanien stand, sich betheiligt hat, aber er wußte wol, daß er sich dies ungestraft erlauben durfte, denn Rom hatte in der letzten Zeit ein vollkommenes Einverständnis mit Frankreich ungescheut an den Tag gelegt, so daß Karl, der davon Nachricht erhielt, die höchste Besorgniß fühlte. Auf die Mittheilung des Augsburger Regiments, daß der Papst regelmäßig Posten zwischen Rom und

---

[1]) V. Anshelm, Berner Chronik. Bern 1831, 5, 373.

Frankfurt eingerichtet habe, gab er am 31. März Befehl, dieselben auf dem Durchzuge in Tirol aufzuhalten und die Briefe abzunehmen [1].

Hier nun brachten die vier rheinischen Kurfürsten ihr Bündnis zum Abschluß; es war eine Vereinigung zum Schutze ihrer Länder und Unterthanen. Sie sollte so lange dauern, bis ein neuer König gewählt sei; bis dahin wollten sie einander gegen alle fremde Gewalt und jeden Angriff beistehen, selbst aber Niemand angreifen, es sei denn nach einstimmigem Beschlusse. Ueber die Königswahl selbst fand keinerlei schriftliche Festsetzung statt [2]. An der Absicht einer eingehenden Besprechung läßt sich aber gar nicht zweifeln, sie war sicherlich sogar der Hauptzweck der Zusammenkunft, doch man hielt es für geraten ihn geheim zu halten und da dies nicht gelang, ihn mit höchster Bestimmtheit zu leugnen.

Für Kurpfalz hat sich ein bestimmtes Zeugnis erhalten, in der Form einer Aufzeichnung, welche im Hinblick auf die eventuelle Zusammenkunft zu Wesel in der kurfürstlichen Kanzlei entstanden ist. Wir lernen daraus, welche Gesinnungen der Kurfürst gegen seine Collegen zum Ausdruck zu bringen vorhatte. Da heißt es, daß er viel nachgedacht über die jetzigen Läufe der Welt, auch des Türken Macht und anderes erwogen, aber doch zu keinem Abschluß gekommen und die Meinungen der Anderen erst hören wolle. Es wird nun, was für den einen und den andern Bewerber sprach, hervorgehoben. Karl sei mächtig und könnte besser als ein anderer der Zeit den Türken, die sich in den letzten Jahren hoch und merklich gestärkt, Widerstand und Abbruch thun; wie er denn auch ein guter Deutscher sei, mit deutschen Kurfürsten in Verwandtschaft stehe und ein großer Theil seiner Herrschaft in

---

[1]) Der Cardinal von Gurk, Villinger, Ziegler und Marnix an König Karl, Augsburg 13. März 1519. Négoc. 2, 340. Brief Karl's an dieselben, Barcel. 31. März. Gachard 179.

[2]) Die Urkunde vom 3. April bei Dumont, IV, 1, 282. Lünig, Teutsches Reichsarchiv. Part. Spec. Abth. 2, 243.

deutschen Landen liege. Doch sei er noch jung und unselbständig und es sei ungewiß, ob er in das Reich kommen werde.

Dann sei Franz da, auch mächtig und ein Gebieter über viele Reisige und Reichtümer, mit deren Hilfe er manches Reichsland in letzter Zeit an sich gebracht habe. Aber es frage sich doch, ob er die Türken anzugreifen Lust habe, dagegen sei Gefahr, daß er das Reich zum Nutzen Frankreichs ausbeuten, dieses erweitern und größer machen wolle. Auch würde es schimpflich sein und bei fremden Nationen Unehre bringen, wenn man die Krone einem Ausländer gäbe, es möchte daraus bei vielen Ständen im Reiche, welche Franz haßten, den Kurfürsten üble Nachrede entstehen, ja selbst Empörung sich erheben.

Dagegen hätten widerum etliche Fürsten im Reiche, an die zu denken wäre, nicht die Macht den Türken Widerstand zu thun und die Christenheit zu beschirmen [1].

Die Gedanken, mit welchen die drei geistlichen Kurfürsten nach Wesel kamen, sind nicht bekannt geworden. Aber bei allen Eingeweihten stand es fest, in Wesel solle die Wahl zur Besprechung kommen.

Die Zuversicht, die man am französischen Hoflager in Poissy, gestützt auf den Bericht der französischen Agenten, die nach Wesel reisten, auf diese Conferenz setzte [2], war überaus fest. Auch die Erzherzogin Margareta schreibt an Heinrich von Nassau, daß sie glaube, in Wesel werde zu einer Vereinbarung über die Wahl der Grund gelegt werden, es sei sehr notwendig, daß er seine fünf Sinne zusammennehme [3]. Die Ermahnung kam freilich zu spät, aber die österreichischen Vertreter hatten ohne dieselbe ihr möglichstes gethan. Sie hatten sich zahlreich eingefunden. Außer dem Grafen von Nassau und Gerhard Pleine, Herrn von la Roche, waren Armerstorff, Ziegler u. A. zugegen und ihrer Emsigkeit kam die der Franzosen gleich. Denn

---

[1]) Bei Fink, geöffnete Archive 2. S. 199—202.
[2]) Bei Pauli 423.
[3]) Le Glay, Négoc. 2, 402. Mecheln 3. April.

es fanden während der sechs Tage, welche der Congreß dauerte, unaufhörliche Unterredungen über die Wahlfrage statt, sowol der Kurfürsten unter sich, als dieser mit den Vertretern der beiden Rivalen. Die Franzosen, schrieb man an den König von Spanien, betragen sich nicht wie Gesandte, sondern wie kleine Teufel, und laufen bei den Kurfürsten herum, um das Wohl der Christenheit zu hindern. Daß es die Oesterreicher gerade so trieben, erfahren wir von unverdächtiger Feder. Der Graf Erhard von Königstein erwies sich als der eifrigste Colporteur, war jetzt bei einem Kurfürsten, dann bei einem einflußreichen Rate oder Diener desselben, jetzt bei einem der Herrn vom Adel, der in Menge zusammengeströmt war, überall ausforschend, überredend, verheißend [1]. In die Einzelnheiten werden wir nicht eingeweiht; nach zwei späteren Schreiben von Pfalz und Köln an Albrecht von Mainz möchte es scheinen, daß die vier Kurfürsten sich das Wort gaben, daß Keiner von ihnen ein bindendes Wahlversprechen dem einen oder dem andern Bewerber ertheilen werde. Dieses Wort, wenn es gegeben wurde, hat aber Keiner gehalten.

Jetzt hielten auch der Legat und Orsini den Moment für günstig, um die Wünsche Leo's X. offiziell zum Ausdruck zu bringen. Eine am 31. März datirte Aufforderung wies die vier Kurfürsten an, einen König zu wählen, der der Christenheit fromme und darum sich der Erwählung des Königs von Neapel zu enthalten, weil diese gegen eine Verfügung Clemens' IV. verstoßen würde. Die Kurfürsten fühlten sich durch diesen Schritt des Pabstes in ihrer Wahlfreiheit gekränkt und antworteten auf das Verlangen des Legaten, daß sich jeder von ihnen unzweideutig äußern möge, in einem Collectivschreiben, das ihre gereizte Empfindung verriet [2].

---

[1]) Armerstorff an König Karl, Wesel 2. April 1519 bei Gachard 179. Heinrich v. Nassau, Gerh. v. Pleine u. Paul Armerstorff an den König von Castilien. Mainz 8. April.

[2]) Die Acten in dem k. Staatsarchive, daraus abgedruckt bei Bucholtz, Ferdinand I., Bd. 3, 670. Vergl. übrigens V. Anshelm, Berner Chronik 5, 374; Raynaldus Bd. 20, Le Glay, Négoc. 2, 407.

Sie seien nicht der Wahl eines Königs wegen nach Wesel gekommen; zu ihrer Zeit aber würden sie denjenigen wählen, der dem heiligen apostolischen Stuhle zu Ruhm und Ehre, der Christenheit zum Nutzen und Frommen gereichen werde. Allein von einem Decrete eines römischen Pabstes, welches ihnen die Wahl des Königs von Neapel verbiete, hätten sie nichts gehört; sie würden sich in ihrer Wahlfreiheit nimmer beirren und stören lassen. Auf diese scharfe Erklärung erwiderte der Legat, er werde diese abschlägige Aeußerung an den Pabst berichten, und warf den Kurfürsten ihre Abmachungen mit dem Kaiser Maximilian vor, die auch nicht im Sinne der goldenen Bulle wären. Die Folge war eine erneute polemische Entgegnung der rheinischen Kurfürsten. Der letzte Vorwurf aber brachte die Fürsten so in Aufregung, daß sie auf das schleunigste von der österreichischen Kanzlei zu Augsburg jene compromittirenden Octoberconcordate zurückverlangten [1]. Die Commissarien zögerten keinen Augenblick, diesem Begehren zu entsprechen. Sogleich hat auch König Karl in eigenen Urkunden die Unterzeichner derselben aller ihrer Verbindlichkeiten los und ledig erklärt, um sie in „freier Wahl" beraten zu lassen [2]. Damit aber ein so aufregender Vorfall sich nicht erneuerte, beschworen die österreichischen Gesandten H. von Nassau und G. von Pleine den König, über die neuen Anknüpfungen und Versprechen tiefes Geheimnis zu wahren, weil sie sonst große Gefahr besorgen [3].

Man hat in dem Verfahren der Legaten, die übrigens zwei Schreiben ähnlichen Inhalts auch an Sachsen richteten [4], eine entschiedene Parteiname für Franz I. erblickt. Daß die Kurfürsten

---

[1]) Le Glay, Négoc. 2, 403.

[2]) Urkunde der Commissarien zu Augsburg, 20. April und die Urkunden Karl's, Barcelona 21. April bei Gudenus, 4, 609. Ein späteres Diplom desselben Inhalts aus Barcelona 20. Mai. Vergl. Bucholtz 1, 104.

[3]) Le Glay, Négoc. 2, 406.

[4]) Neudecker und Preller, Spalatin's Nachlaß S. 99. Des Babstes Leo des Zehnten Orator — kam gar mit einem Rumpelswagen gefahren — in seinem Schreiben erstlich aus Koblenz, darnach aus Mainz. Von einem solchen Briefe an Joachim von Brandenburg hat bisher nichts verlautet.

alles für Ernst nahmen, beweist nichts. Es ist damit wol vor allem eine Demonstration beabsichtigt gewesen, durch die man Franz I. eine überzeugende Probe von der Wärme und Energie päbstlicher Unterstützung geben wollte. Wären aber die Kurfürsten auf den Antrag Cajetan's eingegangen und hätten in der That die Unvereinbarkeit der deutschen und neapolitanischen Krone decretirt, so hätte das ein ausgezeichnetes Mittel abgegeben, um Karl gegen die ehrgeizigen Wünsche Leo's gefälliger und nachgiebiger zu stimmen. Ob nun dieser Plan bestand, lassen die bekannt gewordenen Mittheilungen nicht erkennen.

König Karl war auch über das wahre Motiv nicht völlig im Dunkel, er meinte, um Frankreich nicht zu misfallen, wolle sich der Pabst vor der Wahl nicht allzusehr zu Gunsten Spaniens erklären. Und werden wir seine Ueberzeugung von dem geringen Ernste der römischen Manöver nicht gerechtfertigt finden, wenn wir erfahren, daß in derselben Zeit, als die Curie eine so schroffe Haltung in Wesel annahm, der päbstliche Protonotar Caraccioli, einer der drei Vertreter Leo's X. am Congresse, gewiß nicht auf eigene Verantwortung hin, dem spanischen Könige den Rat ertheilen ließ, dieser solle um jeden Preis Lorenzo Medici, den Nepoten des Pabstes, der bei diesem alles galt, zu gewinnen trachten und ihm das Großcapitanat anbieten [1]. Doch hielt Karl es für zweckmäßig sich über das Betragen der päbstlichen Gesandten in Wesel entrüstet zu stellen; er sendete Lope de Soria nach Rom um Klage zu führen wegen dieses Widerspruches gegen den früheren formellen, freilich nur erst mündlichen Dispens für Neapel, den sein Gesandter bereits empfangen: er ließ von diesem Umstande auch die Kurfürsten in besonderen Schreiben verständigen [2].

[1]) Le Glay, Négoc. 2, 408. Henri de Nassau, Gérard de Pleine et Paul Armerstorff au Roi de Castille, 8. avril, à Mayence.

[2]) Le Glay, Négoc. 2, 436. Le Roi de Castille à ses députés en Allemagne. 16 et 20 avril, à Barcelone.

Französische Rüstungen.

Es wird von mehreren Seiten wiederholt versichert, daß König Franz sich vernehmen ließ, er wolle die deutsche Krone, wenn es mit Liebe und Gunst nicht gehe durch Gewalt an sich bringen[1]. Auch stand dieser Plan mit den Erwartungen, die er hegte, in engem Zusammenhange. Hatte er durch Unterhandlungen einige der kurfürstlichen Stimmen sicher auf seiner Seite, dann mußte, wie so oft schon in Deutschland geschehen war, eine zwiespaltige Wahl eintreten. Dann war der Augenblick gekommen, rasch das Schwert zu ziehen und durch den Schrecken kampfbereiter Truppen die Anerkennung der Gegenpartei zu erzwingen. Wie weit er nun mit Gunsten und Gnaden auf diplomatischem Wege seinem Ziele näher gekommen, haben wir gesehen; achten wir jetzt auf die Mittel der Gewalt, die er allenthalben vorbereitete.

Zu gleicher Zeit wurden in Italien, Lothringen, an der burgundischen Grenze und in Deutschland selbst kriegerische Veranstaltungen gemacht. An die Signoria von Venedig hatte Franz sich beeilt, den Gesandten de Telegni abzuschicken, und ließ ihr seine

---

1) Margareta und der geheime Rat an König Karl von Castilien, Mecheln 9. März bei Le Glay, Négoc. 2, 323: Les François ont plainement declaré qu'ils parviendront à l'empire, soit par amour, soit par argent, ou soit par force, à quoy ils pourvoient de tous coustez. Marin. Sanudo aus Frankreich 3. Februar, aus Rom 8. März, 2. April.

Absicht anvertrauen, sich um die Kaiserkrone zu bewerben. Neben der Betheiligung am Türkenkriege heischte er von der Republik, daß sie Widerstand leiste gegen Karl, wenn er mit einem Heere nach Italien dränge; zugleich aber möge sie in Gemeinschaft mit Frankreich Truppen nach Deutschland senden, um die Kurfürsten, welche die Partei Frankreichs nehmen, zu unterstützen, die Gegner aber zu schrecken. Auf das letztere Ansinnen ging nun Venedig in richtiger Würdigung der Verhältnisse und der Forderungen seiner Lage nicht ein [1]; eben so wenig gewährte es ihm Geld, man entschuldigte sich mit den schweren Lasten der letzten Jahre. Franz I. fand die Antwort kalt [2]. Aber hatte dieser Staat überhaupt von einem französischen Könige auf dem römischen Kaiserthrone etwas gutes für sich zu erwarten? Mit Recht hat darum Zevenberghen von Anfang an die in Mecheln eine zeitlang gehegte Besorgnis vor einem Angriffe Venedigs auf die Besitzungen Oesterreichs als grundlos bezeichnet [3].

In Genua und in der Provence wurde eine Flotte ausgerüstet, Petro Navarro mit einigen zwanzig Segeln und 4000 Mann Truppen an die etruskische Küste gesendet, angeblich um gegen die Seeräuber Schutz zu gewähren. Der ernstere drohende Zweck der Maßregel veranlaßte Karl zu Gegenrüstungen, man hörte von zehntausend Mann, die er zur Deckung des zunächst bedrohten Neapel aussenden wolle[4]. Umfassender waren die Rüstungen in Frankreich selbst und in Lothringen. Angeführt von La Palisse und Tremouille waren sechs Monate hindurch 40.000

---

[1]) Acta Consil. X. Vol. XLII, 17 u. 19. Febr. Sel occorrerà bisogno a la mta chrma favorir quelli deli electori del imperio et altri principi dela Germania che sonno fautori de s. mta, et per incuter terror a quelli che li fusseno contrarii, — mandar gente d'arme in Germania, se nui saremo contenti insieme con quello mandar le gente nostre?

[2]) Romanin, Storia document. di Venezia 5, 321.

[3]) 8. Febr. und 14. Febr. bei Le Glay, Négoc. 2, 218.

[4]) Belcarius, rer. Gallic. Commentar. l. 16, S. 474. Marin. Sanudo 27., aus Spanien 27. Febr., aus Mailand 30. März, aus Genua 4. April, aus Frankreich 26. April.

Mann immer bereit zu Felde zu ziehen. Die Ordonnanz-Compagnien unter Marschall Chabannes standen mit sechzig Stück Geschütz an der Grenze der Champagne. Es waren dieselben Kriegsmittel, welche Franz I. seit lange für den Türkenkrieg oder unter dem Vorwande desselben versammelt hatte; sie konnten jetzt ein näheres Ziel auf deutschem Boden finden. Wir lesen darüber in einem Briefe des Königs an seine Gesandten: Ich wäre sehr froh, wenn um Zufall und Blutvergießen zu vermeiden, die Sache sich ohne Krieg zu Ende führen ließe. Doch nachdem die Dinge bis auf diesen Punkt gelangt sind, wäre es für mich eine Schande, davon abzustehen.

Dem Pabste ward neuerdings versichert, daß der König mit vierzig bis fünfzigtausend Mann Franzosen und Schweizern bereit stehe, ihn vor den Feinden des Christenthums zu schützen [1]. Wir werden sehen, wie wenig er auf Schweizer zählen durfte; überhaupt war in dem ganzen Kriegslärm auch viel Prahlerisches, mit dem Gerüchte großer Rüstungen meinte man die Gegner zu schrecken. Aber man lieh ihnen damit nur den nicht unwillkommenen Vorwand zu Gegenrüstungen, und brachte die Stimmung der Nationen gegen sich auf; es konnte kein Zutrauen zu einem Vorkämpfer der Christenheit erwecken, der damit begann, den Frieden derselben zu stören.

So in Deutschland, wo die Masse des Volkes anti-französisch war, während nicht wenige aus dem Adel sich bereitwillig finden ließen, die Pläne derselben zu unterstützen. Hatte doch Franz I. bereits im Frühling 1518 eine Anzahl von Reichsständen in seinen Dienst gezogen, den Herzog von Jülich, den Herzog Friedrich von Holstein, den Grafen Gerlach von Isenburg, den Grafen Johann Salm, Erbmarschall von Köln und noch manchen anderen. Alle diese Verträge wurden jetzt, wo es Ernst zu werden drohte, befestigt, neue angeknüpft [2].

---

[1]) Charrière 1, 78. Mignet S. 249, Brief Franz I. an seine Gesandten, 16. April.

[2]) Mignet 217.

In den Niederlanden hat man sich auch sogleich gegen jede Gefahr vorgesehen. Die Regierung hob in aller Eile zweitausend Fußgänger in der Grafschaft Namur aus, ließ die festen Grenzplätze daselbst, sowie in Hennegau, Artois, Luxemburg, mit Geschütz und Proviant ausrüsten, errichtete neue Befestigungen, schickte ansehnliche Verstärkungen in das besonders gefährdete Luxemburg[1]. Als die Nachrichten bedrohlicher wurden, steigerte sich die Energie Margaretas und des geheimen Rates. Allen Vorständen der Grenzländer kam der Befehl zu, Truppen auszurüsten, Werbungen zu veranstalten, Listen der tüchtigen Leute, die Dienste zu nehmen bereit waren, anzufertigen, sie mit allem Nötigen zu versehen. So sollte man auch die Edelleute der Länder aufbieten. Man ließ verkünden, es sei des Königs Wille, ein Heer von vierzigtausend Mann zu Fuß aufzustellen. Gleiche Thätigkeit entfaltete der Bischof von Lüttich; seit er das rote Baret von Oesterreichs Gnaden trug, war er diesem ganz ergeben[2]. In Mecheln wurde nichts versäumt, die angefachte Aufregung zu erhalten. Da liefen Sturmschreiben durch das Land, strenge auf der Hut zu sein, den Adel und die wackeren Leute zur Vertheidigung der Städte aufzurufen. Den Lehensleuten war eingeschärft, jeden Augenblick des Krieges gewärtig zu sein. Kein Waffenfähiger durfte das Land verlassen, um etwa in fremde Dienste zu treten[3]. Man war darauf gefaßt, daß so energischen Maßregeln gegenüber die französische Regierung ihr Mißfallen werde zu erkennen geben; man wollte ihr dann sagen, daß dies die Antwort auf ihre bedrohlichen Rüstungen sei, die Antwort darauf daß der mit ihnen verbündete Herzog von Geldern für den Krieg Anstalten treffe, so daß man sich nichts guten von ihm versehen könne, darauf daß Frankreich Truppen nach Italien schicke, wo die Herzoge von Ferrara

---

[1]) Alexandre Hene, Histoire du Règne de Charles-Quint en Belgique, 2, 268.

[2]) Margareta und der geh. Rat an den König Karl, 9. März. Le Glay, Négoc. 2, 324.

[3]) Hene 2, 269.

und Urbino gleichfalls große Anhäufungen von Mannschaft machten; da sollte des Herzogs von Würtemberg und seines Bundes mit dem französischen Könige gedacht, vor allem auf das anstößige Benehmen des Herrn von Fleuranges hingewiesen werden. Solchen zahlreichen, von allen Seiten sich zusammenballenden Gefahren gegenüber habe Karl für die Sicherheit seiner Königreiche und Unterthanen Sorge tragen müssen, ohne aber darum Bündnis und Freundschaft mit dem König Franz brechen zu wollen [1].

Allerdings war die eine That Robert's von Fleuranges, über die man laute Beschwerde führte, mit dem Frieden und Bunde der Nachbarstaaten Burgund und Frankreich schwer in Einklang zu bringen. Mit drei bis vierhundert Mann stürzte dieser sich auf das Städtchen Yvoy am Chiersflusse in Luxemburg, in der Hoffnung, sich desselben durch raschen Handstreich zu bemächtigen. Doch das Unternehmen ist misglückt; sogleich sandte auch die Regentin Verstärkungen, um folgenden Angriffen zu begegnen. Hiemit hatten die schlimmsten Gerüchte über die Absichten Frankreichs eine unwiderlegliche Bestätigung erhalten, denn wer mochte glauben, daß ein Mann, der die Stelle eines Gesandten Frankreichs bekleidete, ohne Auftrag oder Mitwissen des Königs gehandelt habe. Man begreift Margaretas Entrüstung; sie achtet nicht auf die Aufklärungen, welche Fleuranges in zwei Briefen an sie und den geheimen Rat geben ließ; es seien ihm durch den Grafen Karl von Roussy die Besitzrechte auf Luxemburg um 100.000 Gulden abgetreten worden; vergeblich legte dieser den Brief Roussy's vor. Die Erzherzogin fand die Sache zu seltsam, als daß sie darüber schweigen konnte. Unverzüglich mußte der Gesandte Karls, Philibert Naturelli, beim französischen Hofe Klage führen, und zu erkennen geben, daß die niederländische Regierung die Ansicht habe, es stehe hinter Fleuranges ein Mächtigerer, dem die Sache beizumessen [2].

---

[1]) Margareta und der geh. Rat an König Karl. Mecheln 9. März. Le Glay, Négoc. 2, 323.

[2]) Le Glay, Négoc. 2, 258, 296.

Franz I. nahm die Klage anfangs scherzhaft und nannte Roussy und Fleuranges zwei Narren; er gratulirte dem Letzteren zu seinem neuen Herzogtum; da aber Philibert keine Ruhe ließ, und der Graf von Roussy sich förmlich auf den König berief, der zu solchem Scheinkaufe den Rat gegeben, mußte er es doch ernster ansehen und in feierlicher Weise seine Theilname und Mitwirkung in Abrede stellen[1]. Man hat ihm dabei eben so wenig Glauben geschenkt, als da er versicherte, daß er die kriegerischen Anstalten des Herzogs Karl von Geldern, der von Frankreich einen Jahrgehalt bezog, in keiner Weise begünstige und unterstütze. Die Spannung zwischen diesem und der niederländischen Regierung hatte wieder einen hohen Grad erreicht; fortwährende Räubereien störten den Frieden der Grenzen. Hatte solche Unsicherheit schon während des Waffenstillstandes geherrscht, was war zu erwarten, wenn dieser zu Ende lief. Der Fall trat ein im März. Die Unterhandlungen zu Abschließung neuer Waffenruhe hatten wenig Erfolg, auf zehn Tage, auf eine Woche, dann wieder auf einen Monat gelang es, einen unleidlichen Friedensstand fortzuführen. Es war nicht schwer, einzusehen, daß Karl von Geldern sich Freiheit bewahren wollte, jeden Augenblick einen Schlag zu thun[2]. Seine Verwandtschaft mit Heinrich von Lüneburg, dessen Tochter Elisabet er im Februar 1519 geheiratet, gewährte ihm bequeme Verbindungen im niederen Deutschland. Je nach der Gunst der Umstände konnten die Truppen auf dem einen oder dem anderen Schauplatze verwendet werden. Allen diesen Vorgängen und Absichten blieb Franz I. keinen Augenblick fremd; eine vorsichtige Pflege derselben wurde mit nie ruhender Sorgfalt betrieben.

---

[1]) Philibert, Prévôt d'Utrecht à Marguerite, Paris, 25. Febr. Le Glay, Négoc. 2, 269—275 und Paris 16. März. a. a. O. 348—351.

[2]) Margareta an König Karl. Mecheln 9. März. Le Glay, Négoc. 2, 323, messire Charles de Gueldes faict gros amas de gens de cheval et de pied, et gaigne force gens de la basse Allemaigne. Vergl. auch Négoc. 2, 276, 352. Hene, Règne de Charles-Quint en Belgique 2, 274—278.

Schwaben und die Schweiz.

Bei einem Blick auf die deutschen Verhältnisse mußte dem Könige das Bild, welches Südwestdeutschland bot, besonders willkommen und einladend sein. Durch die blinde Heftigkeit eines beispiellos leidenschaftlichen Temperaments war Herzog Ulrich von Würtemberg in den feindlichsten Gegensatz zu Maximilian I. geraten, der ihn einst gehoben und auf alle Art gefördert hatte. Des Drucks und Unrechts, des Haders und Streites mit den Ständen, dem schwäbischen Bunde und allen Nachbarn war kein Ende. Der glimpfliche Vertrag von Blaubeuren, den ihm der Kaiser bewilligt hatte, schaffte nicht Rat, die Verwirrung und Verbitterung stieg, des Kaisers Ohnmacht manifestirte sich auch hier. Sein Tod war das Signal zu neuer Gewaltthat. Der Unwille gegen die würtembergischen Vögte war allenthalben bereit in Thätlichkeiten auszubrechen; so erschlug ein Bürger von Reutlingen im Wortwechsel den Burgvogt von Achalm, als dieser in einer öffentlichen Herberge der Reichsstadt speiste. Der Herzog zechte eben bei dem Leichenschmause nach Abhaltung der Exequien für den verstorbenen Kaiser, als man ihm die Nachricht brachte. Ungesäumt ließ er sich die Rüstung anlegen, schwang sich zu Pferde und marschirte mit seiner Ritterschaft, dem Fußvolk und vielem schweren Geschütz gegen die Stadt, welche sich solchen Landfriedensbruches nicht versah. Umsonst war der Antrag auf billigen Aus-

gleich und Erstattung der Kosten. In einer Nacht ließ der Herzog 600 schwere eherne Kugeln in die Stadt werfen und trotz der strengen Jännerkälte war er überall am Platze, den Eifer seiner Leute zu spornen. Die Stadt mußte sich ihm ergeben, er zog in sie als Herr ein, ließ ihr freies Wappen zerbrechen, gab ihr eine Besatzung und machte sie zur würtembergischen Landstadt, obgleich ihn ein Vertrag verpflichtete, Reutlingen, welches Mitglied des schwäbischen Bundes war, insbesondere zu schirmen. Gegen solchen frechen Bruch des Landfriedens loderte der Zorn der Reichsstädte auf, sie fürchteten ein gleiches Loos [1]. Dennoch wäre ihre Rache allein dem Herzog Ulrich unbeschwerlich geblieben, denn bei Vielen war die Vorsicht größer als die Kampfbegier.

Aber ehe noch die Würtemberger in die Mauern Reutlingens eingezogen waren, hatten die Herzoge von Baiern, in unverjährtem Groll gegen den Beschimpfer ihrer Schwester Sabina, einen Aufruf erlassen, die Aufstellung eines bündischen Heeres von 20.000 Mann verlangt und ihr eigenes bedeutendes Contingent auszurüsten begonnen [2]. So Manchem auf dem Bundestage zu Ulm war dieser Eifer unbequem, aber ihre Abmahnungen halfen nicht, und wie sich die Dinge anfangs anließen, hatten die Zaudernden und Bedächtigen durchaus nicht Unrecht. Denn die Streitkräfte, welche Ulrich vorbereitete, verhießen furchtbar zu werden. An seiner Verbindung mit Frankreich war nicht zu zweifeln. Bereits 1517 hatte man im Reiche davon Kunde gehabt und Kaiser Maximilian dem Herzog vorgeworfen, daß er bei dem Herzog Karl von Geldern und dem König von Frankreich Hilfe wider den Kaiser gesucht, und versprochen habe, sich mit Leib, Land und Leuten dem Könige und der Krone Frankreich wider das heilige römische Reich ewiglich zu unterwerfen und ihm Mömpelgard und Reichenweiher um ein jährlich Geld zu überlassen. Auch hatte es Ulrich gar nicht geleugnet, daß er schon mit König Ludwig, nicht minder mit

---

1) Heyd, Ulrich Herzog zu Württemberg. I. Bd. 524 ff.
2) Heyd, a. a. O. I., 496, 498, 503.

Franz wegen einer Bestallung wiederholt in Unterhandlung gestanden, nur wollte er es nicht Wort haben, daß seine Abmachungen gegen den Kaiser und das Reich gezielt. Aber die Verhandlungen hatten damals nicht zum Ziele geführt; war es nicht natürlich, daß man von französischer Seite jetzt selbst entgegen kam? So empfing denn Ulrich jetzt Geldunterstützungen von Franz I.[1], der hoffte, daß im entscheidenden Augenblicke das würtembergische Heer ihm zur Verfügung stehen würde.

Dazu kam die Werbung bei den Eidgenossen, mit denen er von langer Zeit her sich im besten Vernehmen befunden. Nur wurden die Werbungen diesmal in möglichster Stille betrieben, weil man der mißtrauischen Haltung der Cantone gegenüber höchste Vorsicht nötig hatte, wollten sich doch diese durch die öffentlichen Versicherungen, es gelte weder dem schwäbischen Bunde noch dem Hause Oesterreich, nicht zufrieden stellen lassen. Mit der geheimen Werbung gelang es aber den Unterhändlern des Herzogs ganz nach Wunsch. Da zogen viertausend mit Albrecht von Landenberg aus, viele andere mit Eberhard von Reischach, dem Vogt von Tübingen; im Ganzen fanden sich über zehntausend Mann, angeführt von tüchtigen und berühmten Hauptleuten im Lager von Blaubeuren ein.

War es nun Ulrichs Wunsch gewesen aus den schwankenden Zuständen im Reiche und der Parteigängerschaft für den französischen Kronbewerber für seine speciellen Zwecke Vortheil zu ziehen, so mußte er es erfahren, wie eben die schwebende Angelegenheit der deutschen Königswahl seinen Tendenzen hem-

---

[1]) Matthäus Schiner in der Instruction für M. von Beccaria. Zürich 1. Febr. 1519 bei Mone 18. Négoc. 2, 193. Zevenberghen an Margareta 1. Febr. Le roy de France a envoyé de l'argent au duc de Wirtembergh, comme j'entends au vray, und am 4. Febr. car il a receu bien trente mil escuz de France. Négoc. 2, 205. 219. Mignet S. 247 leugnet diese Unterstützungen rundweg ab, ohne sich aber auf anderes berufen zu können als auf Aeußerungen des Königs Franz I., der gegenüber den Schweizern und Deutschen ein lebhaftes Interesse daran hatte, daß seine Verbindung mit Würtemberg als eine Erfindung der Gehässigkeit seiner Gegner bezeichnet werde.

mend in den Weg trat. Denn beruhte Herzog Ulrichs Aussicht, dem Bunde überlegen zu sein, wesentlich auf den Schweizertruppen, so hing die fernere Disposition über dieselben von der Haltung ab; welche die schweizerische Tagsatzung in der Wahlangelegenheit nehmen würde. So lange das deutsche Reich noch irgend welche Ansprüche an die Eidgenossenschaft erhoben hatte, war es deren natürliche Politik gewesen, sich eng an Frankreich anzuschließen; neben dem Glücke ihrer siegreichen Waffen hatten die Cantone ihre Loslösung vom Reiche zumeist dem mächtigen Rückhalte Frankreichs zu danken. Nun aber hatte seit dem unglücklichen Graubündner Kriege das Reich aufgehört, Pflichten aufzuerlegen, man war von dieser Seite her keiner weiteren Bedrohung ausgesetzt; eine gute Nachbarschaft zu halten, war fortan die natürlichste Politik. Welcher von den deutschen Fürsten die Kaiserkrone gewann, war der Schweiz gleichgiltig, keiner konnte ihrer Unabhängigkeit mehr gefährlich werden, gegen jeden würde sie zur Stunde Frankreich aufgerufen haben. Aber es bedrohte das Herz ihrer Existenz, wenn dieser alte Bundesgenosse selbst die Krone erlangte. Frankreich im Besitze von Mailand und der Kaiserkrone war ein furchtbarerer Feind für die Schweiz, als sie je einen gehabt hatte; dann war es mit der Schaukelpolitik des kleinen Staates zu Ende, nichts wäre im südlichen Deutschland, in Tirol und Schwaben populärer gewesen, als die hochmütigen Eidgenossen wieder in den Bann des Reiches zu zwingen. Dieser furchtbaren Gefahr gegenüber, die Frankreich ihr bereitete, hatte dieses der Schweiz nichts zu bieten, das sie hätte entschädigen oder beruhigen können, und so geldgierig die Cantone waren, so ließ sich ihr Eigennutz hierin nicht verführen, das offene und klare Interesse des Staates zu opfern. Die Gesandten Frankreichs in der Schweiz hatten also eine kaum zu lösende Aufgabe vor sich. Sie mochten noch so beredt und geschickt sprechen, noch so glänzende Aussichten eröffnen, den alten Anhang im Lande noch so sehr zur Thätigkeit stacheln, noch so viele Einzelne bestechen, der schlichte Bauernverstand war doch nicht herumzubringen, um für

Franz I., indem er das Kaisertum anstrebte, die Unterstützung der Schweiz zu gewinnen. Nichts destoweniger unterließ man nichts, das undankbare Terrän zu bearbeiten und keine schwache Stelle des Gegners entging dem Scharfblick ihrer Argumente. Einer der ersten Gesandten, welchen Franz I. aussandte, war der Bastard von Savoyen. Es ging das Gerücht, daß dieser im entscheidenden Augenblicke von der Schweiz her Ulrich die Hand reichen werde.

Auch hier versprach man im Besitz der Kaisermacht nachdrücklich gegen die Türken zu kämpfen, welche keinen der Fürsten des Abendlandes so sehr scheuten als den Namen des allerchristlichsten Königs. Viertausend Ritter und achtzigtausend Mann zu Fuß wollte Franz aus seinem eigenen Reiche dann aufstellen. Hingegen bemühe sich Karl um die Freundschaft der Türken, die Venezianer hätten von der Unterhandlung Spaniens mit dem Sultan Kunde erlangt [1]. Ihr König werde auch den Schweizern stets ungefährlich sein; da er in Deutschland nichts besitze, keine Ansprüche an ihr Land habe, wie der König von Spanien, der als Besitzer der österreichischen Länder solche wol erheben könnte; derselbe werde sicher auch nicht unterlassen „viel Lande und Herrschaften des Kaiserthumes wegen anzusprechen". Ein Deutscher sei Karl so wenig als der König von Frankreich, er könne die deutsche Sprache eben so wenig sprechen; berufe er sich aber auf seine Vorfordern, die Deutsche gewesen, so dürfte auch Franz I. seine Ahnen Deutsche nennen; sie seien von Frankfurt aus in das Land Gallien gezogen und hätten den Namen Frankreich von Frankfurt genommen.

Zevenberghen hatte wie wir sahen schon im Herbste 1518 nach der Schweiz abgehen sollen, um dort über die Interessen seiner Herren zu wachen; immer aber war die Abreise hinausgeschoben worden [2],

[1]) Vortrag der französischen Botschaft. W. St. Archiv: er hette solche botschaft nimmer senden sollen, er hete dann die andren Fursten der cristenhait das vor vnd ee bericht.

[2]) Noch den 15. Dezemb. 1518 veranlaßte Maximilian I. einen neuen Aufschub der Reise. Gachard 155. Brief Zevenberghen's an Margareta, Augsburg 14. Febr. Le Glay, Négoc. 2, 226. 231. Siehe oben S. 51.

bis der Tod Maximilian's erfolgte, welcher Zevenberghen's Gegenwart in Deutschland zunächst dringend nötig machte. Unter den Befehlen König Karls war es wieder einer der ersten, Zevenberghen nach der Schweiz zu senden[1], doch ohne Geld konnte man sich keinen Erfolg versprechen und im Februar herrschte solcher Mangel in der Kasse zu Augsburg, daß Zevenberghen den eigenen Credit in Anspruch nehmen mußte, um 8000 Gulden zu bekommen. Nachdem dieser die Kränkung überwunden, die das spanische Cabinet in einem unberatenen Augenblicke ihm zugefügt hatte, brach er am 10. März von Augsburg auf und erreichte Zürich am 15.

Inzwischen hatte die Vertretung Oesterreichs bei den Eidgenossen hauptsächlich in den Händen des eben so thätigen als schlauen Cardinals Matthäus Schiner, Bischofs von Sitten geruht. Er war von Alters her ein erbitterter Feind der Franzosen und sparte keine Mühe ihren Absichten entgegen zu wirken; immer von neuem ließ er den Ruf ergehen, daß man nicht zögern dürfe: Frankreich wende eine Million Geldes an die Gewinnung der Schweizer. In Zürich, wo er seinen Aufenthalt genommen, war er im Mittelpunkte der Intriguen und sah die Unermüdlichkeit der Franzosen aus der Nähe. Ihm entging auch die Bedeutung der würtembergischen Kriegsbewegung für die Kaiserwahl keinen Augenblick; er sprach es aus, daß Ulrich von Würtemberg dem Hause Oesterreich damit einen großen Dienst erweise. Die Rüstungen des Bundes müßten dem Könige Karl zu gute kommen[2].

Die Schweizer beriefen die Tagsatzung auf den 9. Februar, um über die Lage zu beraten. Die Franzosen thaten alles, um die Stimmung für ein Bündnis mit Frankreich zu gewinnen. Junker Albrecht von Stein, derselbe, der als bernerscher Feldhauptmann in den Kriegszügen von 1515 und 1516 seine franzosenfreundliche Gesinnung mannigfach an den Tag gelegt hat,

---

[1]) Négociat 2, 189. 208. 242.

[2]) Zürich 12. Febr. Brief des Cardinals an Margareta. Mone, Anzeiger 1836, S. 20.

schrieb von Paris her, um den Mut der französischen Partei zu steigern von den großen Anstalten Frankreichs, seinem guten Vernehmen mit England, dem Pabste, der keinen andern krönen werde, dem Entgegenkommen der Kurfürsten und von der herzlichen Freundschaft des Königs für die Eidgenossen. Wie hebt er die Bestechungssummen für die Wähler hervor, die er aus königlichem Munde selbst weiß. Da schau, setzt er in dem Briefe an seinen Freund Ludwig von Erbach hinzu, ob das nicht Wild zu zähmen vermöchte. Stein faßt seine Ansicht in dem Satz zusammen: der König von Frankreich wird Kaiser, ob ihm die Eidgenossen helfen oder entgegen sind, da sei es denn doch vortheilhafter, man helfe ihm und erhalte sich so seine Gunst[1]. Solches lag ganz im Sinne der demokratischen Partei, die nicht eben klein war. Der Cardinal von Sitten und die vom Regiment in Innsbruck bestellten Abgeordneten, Graf Ulrich von Sulz, Ulrich von Schellenberg und Wolfgang von Homburg, hatten dergestalt anfangs einen schweren Stand, bis Zevenberghen ihnen zu Hilfe kam. Zwei Tage nach seiner Ankunft trat er in officiellen Verkehr mit der Tagsatzung.

Die Instruction[2], welche Zevenberghen von Augsburg mitgenommen hatte, wies ihn vor allem an, die alte, zwischen den Eidgenossen und dem Hause Oesterreich bestehende Erbeinung zu erneuern. Daran sollte sich der Vorschlag reihen, eine weitere „Einung“ zu schließen. Sie sollte alle jetzigen und künftigen Länder und Reiche Karl's und seines Bruders umfassen. Für die Verpflichtung, niemals gegen Oesterreich eine fremde Werbung zu gestatten, hingegen zu erlauben,, daß jederzeit eine Anzahl Volkes gegen Sold im Dienste desselben fechte, sollte jedem der Cantone eine jährliche Zahlung von 1500 Gulden versprochen werden;

---

[1]) Vom 4. März bei Anshelm, Berner Chronik 5, 375.

[2]) Vom 9. März im Wiener St. Arch. Instruction, was mein herr von Sibenbergen mitsambt Graf Ruedolffen von Sulz des Reichs Hofrichter, Herr Ulrich von Schellenberg vogt zu veldkirch, Herr Wolfgang von Homburg, vnd doctor Jacoben Sturtzl oder etlichen aus Inen von Kunig Karls von Hispanj vnd seins Brueders wegen mit gemein Aydgenossen handlen soll.

zugleich wolle das österreichische Haus der Schweiz gegen jeden Feind und Widersacher Hilfe und Beistand gewähren. Dies war der Kern von Zevenberghen's Auftrag. Nachdem er nun seine Ansprache mit vielen Dankesbezeugungen eröffnet hatte für die Todtenceremonien und Gebete, welche die Schweizer für den abgeschiedenen Kaiser hatten abhalten lassen, schritt er an die Anpreisung des neuen festeren Bündnisses mit Oesterreich. Er warnte vor den Tendenzen Frankreichs, welches Unruhen im Reiche stifte, und die deutsche Freiheit unterdrücken wolle. Immer trage die französische Nation bösen Willen gegen die deutsche, besonders aber seitdem die Prinzen des Hauses Oesterreich über diese regierten. So habe der französische König ein Einverständnis und eine schlimme „Practik" mit dem Würtemberger und unterstütze ihn mit Geld, um sein Vorhaben mit Gewalt durchzusetzen; die Schweizer möchten wenigstens die Theilname ihrer Leute daran nicht gestatten. Endlich begehrte Zevenberghen, daß die Tagsatzung in einem Schreiben an die Kurfürsten diesen die Wahl Karls anempfehle, denn dieser werde als deutscher König ein treuer Freund und Schützer der Schweiz sein.

Die Tagsatzung ertheilte ihre Antwort bereits am folgenden Tage. Sie erklärte ihre Bereitwilligkeit, die alte Erbeinigung zu erneuern, da ihr Augenmerk zu aller Zeit auf ein gutes Verhältnis zu dem Hause Burgund und Oesterreich gerichtet gewesen; in die Beratung eines engeren Bündnisses könnte sie aber erst eingehen, wenn ihr ein schriftlicher Vorschlag mitgetheilt worden, weil sie ihn den einzelnen Cantonen vorlegen müßte; die Bewerbung des Königs von Frankreich um die Reichskrone seien die Schweizer entschlossen, keinesfalls zu dulden; sie würden hingegen dazu trachten, daß ein deutscher Fürst, gleichviel ob ein Kurfürst oder ein anderer, die Krone erhalte [1]. Es läßt sich nicht verkennen, daß hiemit der Gesichtspunkt des schweizerischen Interesses scharf

[1]) Lettre du seigneur de Zevenberghe à ses collègues à Augsbourg, 22. Mars 1519. Le Glay, Négoc. 2, 364—373. Auszug bei Gachard, Rapport 177.

und sicher festgestellt war; denn wenn die Wahl Franz' I. als direct gefährlich von den Schweizern mit aller Entschiedenheit verworfen werden mußte, so hatten sie auch keinen Grund, die Wahl eines so mächtigen Fürsten wie Karl zu wünschen und dafür zu wirken. Man wollte diesen eben gewähren lassen, weil er für minder mächtig als Franz I. galt, aber es sollte, ging es nach ihrem Herzen, keiner von ihnen Kaiser werden. Würde es aber Karl, dann konnte ihnen Frankreich, so lange nur nicht die Beiden in Allianz traten, erst recht nützlich werden; wie mußte ihre Bundesgenossenschaft dann wieder im Preise steigen [1]. Ein Bündnis jedoch, wie man es ihnen ansann, würde sie ganz und gar der österreichischen Politik dienstbar und ihnen in der schwebenden Angelegenheit jede selbständige Haltung unmöglich gemacht haben.

Doch dieser Bescheid genügte den österreichischen Abgeordneten nicht; sie wollten statt des negativen ein positives Resultat, an Stelle der Neutralität eine entschiedene Parteiname für Karl. Zevenberghen erhitzte sich gegen ihre Hartnäckigkeit; „worauf sie fallen, dabei bleiben sie“, schrieb er in Ärger. Keiner Zurede gelang es, die Tagsatzung zu bestimmen, in jenen Briefen, welche sie dem Pabste und den Kurfürsten wegen der Wahl schrieben, Karl ausdrücklich zu nennen, obgleich sie versicherten, ihn für einen deutschen Fürsten anzusehen [2], nicht minder wiesen sie die Forderung zurück, dem König Karl bei Werbungen in der Schweiz den Vorzug vor jedem anderen Fürsten zu geben. Die Ansprache aber, mit der sie sich an die Kurfürsten wendeten, war eine höchst energische; sie bezeichneten die Bewerbung des Königs von Frankreich als ihnen gänzlich zuwider und für die Nation, das Reich,

---

[1]) Rieth, man sollte den Spanier lassen fürfahren; aber wehren, daß die zwei Küng nit eins werdint, so blibint die Eydgenossen in ihrer Achtung, und würden dem französ. Küng werther dann vor nie, so ihrer Hilf erst meh dann vor würde bedörfen; dann, ohn Noth und Nutz so schatztint die Franzosen Niemand mit. Anshelm, Berner Chronik 5, 375.

[2]) Zevenberghen an Margareta, 22. März. Gachard 178. Die Briefe an den Pabst und den Kurfürsten von Mainz 4. April bei Goldast, politische Reichstagshändel I, 60.

die Christenheit gefahrvoll; aus ihrem Gelingen werde Krieg, Aufruhr und Zerstörung hervorgehen. Sie geberdeten sich als Glieder des h. römischen Reichs und versicherten, daß sie sich von diesem und dem h. Stuhle zu Rom, diesen zwei Häuptern, niemals getrennt hätten. Wie sie den Reichsadler auf ihren Schildern führten, so wünschten sie dessen Ehre und Lob zu erhalten. Es sei billig, die Würde, welche schon sechshundert Jahre bei den Deutschen sei, bei diesen zu belassen. Sie bitten daher die Kurfürsten, ein Haupt aus der löblichen deutschen und nicht aus der welschen Nation zu wählen [1].

Erreichte so die österreichische Botschaft den Zweck ihrer Sendung nur zum Theil, so verfehlte ihn die französische völlig. Dem französischen Gesandten Savonier erklärte man unumwunden, Franz I. solle sich zufrieden stellen mit seinem großen Lande und der Bewerbung um das Kaisertum enthalten, es wäre dies ganz und gar schädlich und gegen die Uebung und Satzung aller Zeiten, da die römische Krone nach Recht und Herkommen den Deutschen gehöre; sie wollten Gut und Blut daran wenden, daß sie auch bei ihnen verharre. Uebrigens möchten sie mit ihm in gutem Frieden bleiben; die Knechte aber bedürften sie für sich selber und sie könnten darum keine Werbung erlauben [2]. Der Gedanke, daß der Herzog von Würtemberg sich ihrer Knechte bediene, um für Frankreichs Wahl zu kämpfen, erhöhte ihre Energie in der Zurückberufung aller im Dienste Ulrichs stehenden Schweizer. Hierin traf ihre Politik mit den Wünschen des schwäbischen Bundes und Oesterreichs auf das glücklichste zusammen. Schon waren die Bürgermeister von Augsburg und Ueberlingen und der Stadtammann von Ulm nach Zürich gekommen und hatten gewaltig angelegen, daß die Cantone ihre Leute zurückriefen; vergebens arbeiteten Ulrichs Abgesandte entgegen. Die Tagsatzung ließ dem Herzog eine sehr unfreundliche

[1]) Zürich 4. April bei Bucholtz I, 97.

[2]) Wiener St. Archiv. Maroton an Margareta 10. April, Mone 397. Jean de Marnix an Margareta. Augsburg 10. April, Le Glay, Négociat. 2, 412.

Botschaft zukommen; man warf ihm vor, hinter dem Rücken der Obrigkeiten mit ihren Unterthanen sich eingelassen und sie zum Ungehorsam verleitet zu haben, aber fremde Herren sollten sich nicht vermessen und rühmen, mehr Gewalt über die Schweizer zu haben als die eigene Obrigkeit; unter der Androhung gegen ihn zu handeln, hießen sie ihn, die Knechte entlassen. Der Bote, der diesen Auftrag dem Herzog brachte, sollte auch seine Landsleute zur Heimkehr auffordern. Allein der schlaue Herzog ließ ihn möglichst lang auf Umwegen führen, um inzwischen Frist zu gewinnen, durch eine flehentliche Vorstellung in Zürich eine günstigere Entscheidung zu erlangen. Aber dort war man unbeugsam, ein neues Schreiben der Eidgenossenschaft rief alle bei Verlust von Hab und Gut, Leib und Leben zurück; sonst würde man am Montag nach Oculi (28. März) insgesammt mit Fähnlein und Bannern ausziehen und die Knechte mit Gewalt wieder heimbringen. Vier Cantone ließen Herzog Ulrich sogar absagen. Als die schweizerischen Reisläufer merkten, daß es Ernst sei, zogen sie unverweilt sämmtlich nach Hause. Der Herzog soll geweint haben, als er es sah. Die Cantone waren jedoch über die Zögerung ihrer Leute so erbittert, daß sie einige der Hauptleute an Ehren und Geld straften, ja einen in Abwesenheit zum Tode verurtheilten; gar mancher von ihnen wagte sich nicht nach Hause.

So fest und umsichtig die Schweizer die allgemeinen Interessen des Landes wahrten, so klug wußten die Einzelnen ihren Vortheil zu finden; sie ließen sich für das, was sie zum Nutzen ihres Gemeinwesens thaten, besonders honoriren. Zevenberghen war durch seine Instruction auch die Regelung der Pensionen überwiesen worden, welche die österreichische Regierung seit alter Zeit an wichtige und einflußreiche Männer des Landes zahlte. Viele Pensionäre hatten indessen an Ansehen und Bedeutung verloren, andere jüngere indessen zu Macht gelangte mußte man ködern [1]. Da drängte

---

[1]) Und nachdem vill personen In der Eydgenossenschaft bisherr von dem Haus Oesterreich pension gehabt haben vnd aber derselben etlich allt vnd bey der Eydgenossenschaft nit mer In ansehen vnd wesen, vnd herwiderumb

sich sogleich die Selbstsucht ungeschminkt heran; Zevenberghen konnte über die Schamlosigkeit und Habgierde der Pensionshungerigen nicht genug klagen; man müsse das Geld in der Tasche haben, als wäre man auf den Markt gekommen; er wollte lieber Steine führen, als Geschäfte mit diesen Protzen, die man zu allem Ueberfluß noch achtungsvoll und mit Schonung behandeln solle. Jedem Cantone wurde die Forderung einer neuen Pension von 800 Gulden zugestanden, überdies 200 für die Erneuerung der alten Erbeinigung. Im Ganzen war es ein Aufwand von 26.000 Goldgulden, eine Summe, die nun freilich weit über den von König Karl angewiesenen Betrag von 5000 Gulden Rh. hinausging [1].

So standen die Angelegenheiten in der Schweiz um die Mitte April, als Zevenberghen wieder nach Deutschland zurückging. Da war der würtembergische Handel bereits im günstigen Sinne für Oesterreich entschieden. Nach dem Abzuge der Schweizer war Herzog Ulrich nicht mehr im Stande gewesen, das Feld zu halten; ohne Geld und Vertrauen in seine Sache stand er zagend an, und würde nun gern in Unterhandlungen sein Heil gesucht haben. An einer großen Zahl der Mitglieder des gekränkten Bundes lag es nicht, wenn er seine Absicht nicht erreichte; schon weissagten Viele die Auflösung des Heeres, den friedlichen Ausgang der Verwickelung. Ein solcher war aber durchaus nicht im Wunsche Habsburgs und im Sinne seiner hellblickenden Freunde, denen der große Nutzen dieses einmal entzündeten Brandes nicht entging. Auch Zevenberghen sprach es nachdrücklich aus, daß diese Sache mit Gottes Hilfe den König am meisten fördern müsse [2]. Er war

---

etlich annder, so dieselben provision noch nit gehabt haben, Kunig Karlen vnd seinem Brueder In der Eydgenossenschaft wol dienen mugen, söllen mein Herr von Sibenpergen vnd seine Zugeordneten die provisionen so also nit mer nutz sein, abstellen vnd die so noch zu gepranchen sein, behallten vnd darzu etlich new die sy gut bedunkhen, zu provisionen aufnemen. W. St. Arch.

[1]) Briefe Zevenberghens v. 22. März und 12. April bei Le Glay, Négoc. 2, 364. 415. Gachard Rapport 177, 182.

[2]) Zevenberghen an Margareta, 28. März j'ay esté tousjours d'advis, que s'est la principalle apparente cause, laquelle au plaisir du dieu fera

auf das äußerste gegen Matthäus Lang, den Cardinal von Gurk, gereizt, der als alter Freund Ulrich's lange Zeit für friedliche Beilegung des Streites stimmte; doch es gelang auch diesen zur Ansicht zu bekehren, „nur keinen Frieden“ [1]. Da war es nun überaus nützlich, daß die Commission zu Augsburg den Vorschlag machte, durch Subsidien aus der königlichen Kasse während der nächsten Monate die Kriegskosten des Bundes zu decken [2]. So sicherte man sich eine active Streitmacht, wie man sie in der Schweiz aller dort herrschenden antifranzösischen Gesinnung ungeachtet nicht finden konnte und war damit den Franzosen weit überlegen.

Der österreichische Einfluß brachte auch den Kriegszug des Bundes in Gang. Am 27. März brach Wilhelm von Baiern als oberster Hauptmann des Bundes an der Spitze von 25.000 Mann von Ulm auf. Da war kein Widerstand möglich; Herzog Ulrich mußte das Land verlassen, das in wenigen Wochen gänzlich erobert war und suchte die Verwendung der Kurfürsten an. Wie wenig hatte er drei Monate früher vor Reutlingen geahnt, daß er seine Aussaat nur für Oesterreich machen würde.

---

parvenir le roy à son intente; et ay tousjours fait mon mieulx pour l'entretenir. Mone, 293.

[1]) a. a. O. que à ceste heure est de mon oppinion contre la paix pour le bien du roy.

[2]) Die Räte zu Augsburg an Zevenberghen. Augsburg 29. März bei Mone 295. Avons advisé, que sans aide pour furnir à la despense extraordinaire, la dicte lighe auroit bien affaire et se trouveroit fort empeschée de continuer et exploicter la guerre, car desia survient de ce aucunes murmuracions et par ce moien et à la persuasion d'aucuns d'icelle lighe plus enclins à la paix que à la guerre — la ditte armée se pourroit desioindre et separer.

Vermehrte Aussichten Oesterreichs.

Im Anfang des April 1519 waren die Franzosen auf den meisten Punkten noch im Vortheil und sprachen die Ueberzeugung von einem glücklichen Ausgange des Unternehmens allerorten mit Lebhaftigkeit aus. Sir Thomas Boleyn, der am Hoflager zu Poissy verweilte, erfuhr in einer Unterredung mit Louise von Savoyen, der Mutter des Königs, daß der Admiral Bonnivet sehr zuversichtliche Berichte über den Stand der Unterhandlungen mit Brandenburg eingesendet hatte, und daß Franz I. große Erwartungen an die Weseler Conferenz knüpfte; er hielt dafür, daß die Wahl dort schon entschieden werden dürfte. Noch am 9. April schrieb derselbe Gesandte, der König sei seiner Sache gewiß; hätten bis zum 6. Juni nicht sechs Kurfürsten sich geeinigt, so habe der Pabst die Entscheidung [1]. Gegen die Schweizer rühmte er sich damals wie früher, vier Stimmen unter den Kurfürsten auf seiner Seite zu haben [2]. Ende Mai noch nahm der König die Miene an, der vorbereiteten Gewalt nicht einmal zu bedürfen; er sagte, ich rüste nur um mich zu vertheidigen, glaubt mir, ich werde nicht zu den Waffen greifen, da ich auf andere Weise die Krone des Reiches erhalten kann [3]. Nicht so rosig sah man die Sache Franz' I. in

---

[1]) Pauli, S. 423. 424.

[2]) Anshelm, Berner Chronik V, 375.

[3]) Droysen, Politik 2, 119.

Rom an, wo man sich durch alle Erfolge nicht blenden ließ; man meldete von dort bereits am 13. März: die französische Wahl ist nicht wahrscheinlich [1].

Dennoch war, es ist nicht zu leugnen, in den drei ersten Monaten seit Maximilian's Ableben die Thätigkeit der Franzosen sehr vom Glück begleitet gewesen. Nicht so in der Folge, mehr und mehr verengt sich der Kreis ihrer Aussichten. Und sie können darüber ihren Unwillen, wie ihr Erstaunen nicht verbergen; alle Schuld daran sollte die Treulosigkeit der deutschen Fürsten tragen, sie seien ebenso käuflich als wankelmüthig. Aber Franz I. hatte einen wesentlichen Factor nicht in die Rechnung gezogen: die anti-französische Stimmung des deutschen Volkes. So zersplittert und zerbröckelt in kleine wenig zusammenhängende Theile, so ungeordnet und arm an gemeinsamen Institutionen, Interessen und Zielen die deutsche Nation damals auch war, ein kräftiges Bewußtsein eigener Art und eigenen Wesens im Gegensatze zu den Nachbarn war ihr noch nicht abhanden gekommen; namentlich der Gegensatz zu den Wälschen, den Italienern und Franzosen war überall ungemein lebendig, insbesondere in den mittleren und unteren Schichten. Daß der gehaßte französische Nachbar die Hand nach der heimischen, durch Jahrhunderte mit Ruhm behaupteten, dem gesammten historischen Bewußtsein so theuren Krone ausstreckte, regte überall die Leidenschaft mächtig auf. Wie war dieselbe gegenüber dem Legaten und Nuncius in Mainz zu Tage getreten. Als in Ober-Wesel der daselbst anwesende französische Gesandte sich in unehrerbietiger Rede gegen König Karl vernehmen ließ, hat ihm nicht nur der Graf Heinrich von Nassau eine derbe Antwort zu hören gegeben, auch der Kurfürst von Trier hielt für nötig ihn zum Schweigen zu bringen [2]. Damals war es auch, daß die Grafen und Herren am Rhein den versammelten vier

---

[1]) Mar. Sanudo.

[2]) Brief Andrea da Burgo's an Bischof Bernhard Cles v. Trient, 19. April, bei K. Stögmann, über die Briefe des A. d. Burgo. Sitzungsber. d. Wiener Akad. d. Wissensch. 1857, Bd. 24. S. 164.

Kurfürsten erklärten, sie würden den letzten Blutstropfen daran setzen, zu verhindern, daß der König von Frankreich gewählt werde, sie verspürten keine Lust Franzosen zu werden [1]. Als der englische Gesandte Richard Pace in Köln eintraf, so ließ ihn die Stadt feierlich einholen, nur darum, weil Jedermann meinte, er komme die Kurfürsten zur Wahl des Königs von Spanien anzueifern [2]. Solche Gesinnung herschte überall in den Städten am Rheine. Allenthalben sang man Spottlieder auf die Franzosen [3]. In Schwaben aber hatte bereits im Februar der Haß gegen die Franzosen sich mächtig kundgegeben; Augsburg und Ulm verboten ihren Kaufleuten französische Wechsel anzunehmen [4]. Der reiche Fugger in Augsburg wies es von der Hand, der Bankier Franz I. zu sein, obgleich ihm ein ansehnlicher Gewinn dabei sicher war. Der große Credit, den dieses angesehenste aller Bankhäuser dem geldarmen Karl gewährte, ist für Oesterreichs Sache kein geringes Glück gewesen [5]. Das Bargeld, dessen sich die Franzosen überall bedienen mußten, machte diesen viel Unruhe und Sorge, besonders seitdem die Leidenschaft in Deutschland immer höher wallte. Nichts hat gegen den König von Frankreich so erbittert, als das allgemein und wol mit Recht geglaubte Gerücht, daß er den Herzog Ulrich mit Geld unterstütze. Ja Franz I. hat es für nötig befunden, in feierlicher Weise seinen Bund mit diesem zu leugnen und beruhigende Worte an die Reichsstädte zu richten. Er schrieb ihnen: Wir können es nicht ohne großes Mißvergnügen ertragen, daß man, wie uns Kunde zukömmt, in Deutschland das Gerücht ausgestreut hat, als unterstützten wir mit Geld und Waffen diejenigen, welche in erklärter

---

1) H. v. Nassau an Margareta. Diest 11. März. Mone 128.

2) Pauli 427 ut hortarer electores ad illum principem eligendum, quem judicarent pacis et tranquillitatis orbis christiani studiosissimum.

3) Pace an Wolsey bei Pauli 428.

4) Zevenberghen an Margareta. Le Glay, Négoc. 2, 244.

5) Mone 36 (Focker) fait journellement tant de plaisirs et services au roy à nostre requeste vers les princes electeurs et à tous costez, que le roy est fort tenu à luy, de quelque jour le recognoistre.

Feindschaft die Reichstädte angreifen. Wir sind aber so weit davon entfernt und tragen darnach so wenig Verlangen, daß, wenn wir in der gegenwärtigen Lage der Dinge Krieg führen müßten, wir lieber für euch und das heilige Reich die Waffen ergreifen würden als für irgend einen Andern[1]. Allein wer schenkte solchen Worten Glauben?

Konnten die Fürsten wagen sich einer so allgemeinen und einmütigen Strömung zu widersetzen? Der Markgraf, welcher am hartnäckigsten den Franzosen anhing, geriet später zu Frankfurt in Lebensgefahr. In Uebereinstimmung damit steht, was Pace später dem venezianischen Gesandten sagte, man hätte die Kurfürsten in Stücke gehauen, wenn sie Franz gewählt hätten, und die Worte, die ihnen in den Mund gelegt worden, „wenn sie ihn auch wollten, so dürften sie ihn nicht wählen“[2], drücken die wahre Lage aus. Darum verkehrten sie mit den französischen Gesandten meist nur insgeheim, und diese zeigten sich je näher das Ereignis heranrückte, immer seltener öffentlich.

Auf der anderen Seite waren in den ersten Apriltagen die österreichischen Gesandten H. v. Nassau und Gerhard v. Pleine noch voll der Besorgnis, daß ihr König aus Verzweiflung an einem guten Ausgange sich mit den Franzosen in eine Unterhandlung einlassen werde[3]. Damals war bei König Karl einmal der Wunsch hervorgetreten, daß die Wahl früher als am gesetzlichen Wahltage, also vor dem 17. Juni stattfinden solle; doch man belehrte ihn, daß es am wenigsten im österreichischen Interesse sei, sie zu beschleunigen, ehe die Unterhandlungen mit den Kurfürsten weiter gediehen seien[4].

---

1) Brief Franz I. vom 3. März bei Mignet 247.

2) Marin. Sanudo 17. Aug. (vergl. Lanz S. 229), aus Verona 29. Juni (Droysen 2, 2, 128). 2, 2, 121.

3) An den König von Castilien. Wesel 4. April bei Le Glay, Négoc. 2, 405 afinque par doubte de non estre esleu, ne traictez avec les François chose à votre desavantoiges.

4) Mone 397.

Seither war ihre Zuversicht immerwährend gewachsen, und wenn Zevenberghen noch zuweilen schwarz sah, es war unverkennbar, daß man Fortschritte machte. Die öffentliche Meinung förderte diese Wendung sichtlich. Auf der Conferenz, welche zur Schlichtung einiger alter Irrungen zwischen Burgund-Spanien und Frankreich in den ersten Maitagen zu Montpellier gehalten ward, machten die Franzosen den Vorschlag, Franz sowol als Karl sollten von der Bewerbung zurücktreten. Karl wies die Zumutung rund ab.

Im oberen Schwaben, in Vorderösterreich, am Rhein war die Macht und der Einfluß Sickingen's allenthalben sehr bedeutend. Bei der Gefahr, welche einige Zeit lang Herzog Ulrich erregt hatte, schien das Eingreifen des Ritters von hoher Wichtigkeit. Vom ersten Augenblicke an hatten alle Unterhändler Oesterreichs an ihn gedacht und seiner Anwerbung das Wort geredet; die Mühe, die sich Frankreich gab, ihn neu an sich zu fesseln, erhöhte die Begierde nach seinem Besitze. Und was den Franzosen nicht gelang, gelang Oesterreich. Richtig hatte Zevenberghen erkannt[1], daß Robert von Sedan der geeignetste Mittler sein würde, und so wurde ihm vom burgundischen Cabinete in Mecheln der Auftrag ertheilt, Sickingen aufzusuchen[2]. Man erinnerte ihn zugleich an die alte, seinem Interesse förderliche Verbindung mit dem Erzhause Oesterreich, wie an die schroffe Art, mit der die Franzosen ihr Verhältnis zu ihm gelöst hatten; man mahnte ihn an die Behandlung seines Freundes des Bischofs von Lüttich Erard de la Marck. Diesem hatte Franz I. den Cardinalshut versprochen, doch eine geheime Intrigue der Herzogin von Angoulême am römischen Hofe es verhindert. Der stolze Prälat, der diese Kränkung auf Rechnung des Königs setzte, trug seitdem den heftigsten Groll gegen denselben. Wie wir hörten, hat der burgundische Hof

---

[1]) Zevenberghen an Margareta 6. und 14. Februar. Le Glay, Négoc. 2, 202. 225. Gachard, 158, 160.

[2]) Instruction für Sedan. Mecheln 17. Febr. 1519. Mone 20. Lettre du conseil privé au Roi 26. Febr. Gachard 164.

es unternommen, dem Bischofe schnell zur ersehnten Würde zu verhelfen [1]. Auch Franz von Sickingen war patriotischen Hinneigungen nicht so fremd, daß er nicht ein Abkommen mit einem österreichischen Prinzen einem mit dem französischen König vorgezogen hätte, wenn nur die Bedingungen nicht zu ungleich waren. Und um diese verstand er zu feilschen, wie ein Anderer, denn wie Zevenberghen sagte, die Pest der Habsucht herrschte hüben wie drüben [2]. Die Zusage einer Pension von zweitausend Gulden, wenn er in den Dienst Karl's einträte, der ihm in aller Weise Vorschub zu leisten gedenke, genügte dem Ritter nicht, er betonte, daß die Franzosen ihm weit mehr böten; so mußte die Pension um tausend Gulden erhöht werden. Dafür versprach er den König von Spanien gegen Jedermann zu vertheidigen. Der Unterhändler Sickingens, Gaspar, dem man viel Einfluß auf seinen Herrn zutraute, ging nicht leer aus [3] und so war der Pact geschlossen. Der erste Auftrag, den Sickingen empfing, war mit 600 Reitern zur Armee des schwäbischen Bundes zu stoßen, als dieser noch vom würtembergischen Herzog bedroht schien. Er traf im Lager von Stuttgart am 9. April ein, noch war der Krieg nicht zu Ende [4].

Sickingens Dienstvertrag ist nicht der einzige, den man einging. Hatte doch das habsburgische Haus seit es das vorzugsweise kaiserliche in Deutschland geworden war, eine der Hauptstützen seines Einflußes in dem Anhange eines zahlreichen Adels gefunden. Wo hätte dieser für die vielen nachgebornen erblosen Söhne aussichtsreichere und ehrenvollere Dienste finden können. In der Diplomatie wie im Heere und in diesem vor allem gewährten die nie endenden Kriege und Missionen Gelegenheit zur Versorgung, Bereicherung, Auszeichnung. Bei dem Adel war

---

[1]) Le Glay, Négociat. 2, 298. Marguerite et le Conseil privé au Roi de Castille. Malines 4. mars. Vergl. auch Négoc. 2, 224.

[2]) Car la peste d'avarice est ossy bien en ce quartier que aux autres. Négoc. 2, 220. Die Bedingungen des Vertrags im Briefe Margaretas an den König, 4. März. Négoc. 2, 294. Gachard 165.

[3]) Margareta an Zevenberghen. Mecheln 4. März. Mone 122.

[4]) Le Glay, Négoc. 2, 413.

Maximilian am beliebtesten gewesen. Wie haben aber selbst fürstliche Sprößlinge die Nähe des Kaisers gesucht und bei ihm Stellen angenommen. Allein vom Hause Brandenburg dienten in dieser Zeit drei Brüder: Georg, Johann, Kasimir (sämmtlich in der Wahlangelegenheit thätig) den habsburgischen Interessen. Den Pfalzgrafen Friedrich, den Grafen Heinrich von Nassau kennen wir als einflußreiche Vertreter desselben Hauses. Dieser Adel, besonders der rheinische und süddeutsche, welcher am meisten Anhänglichkeit an Oesterreich zeigte, konnte auch für die Wahl ersprießlich werden. Gebot es doch schon die Klugheit auch hier den Franzosen entgegen zu treten, welche fort und fort Dienstverträge unterhandelten mit dem Adel des Harzes und Westfalens, die doch kein Geheimnis geblieben waren. Sie haben Bernhard von Nassau zu sich herüberziehen wollen, der es nicht verschwieg.

Jener Graf von Schwarzburg war sicher nicht der Einzige, welcher aus einem Antrag, den ihm die Franzosen machten, Vortheil ziehen wollte für Erlangung einer ähnlichen Bestallung im Dienste Oesterreichs [1]. Wenn dieses nur nicht so schlecht gezahlt hätte; manche Anerbietung ist deshalb zurückgenommen worden. Allgemein verlangten die Grafen, welche einen Reitertrupp aufzustellen bereit waren, zehn Goldgulden per Mann; die Erzherzogin Margareta ließ lange markten und mäkeln, ehe sie statt acht Gulden zehn bewilligte. Den Meisten erschienen die vorgeschlagenen Soldverträge weitaus zu niedrig, die Dauer eines Monats fast beleidigend, sie hätten dabei Auslage statt Gewinnes [2]; da sie lieber darauf verzichteten, so darf man ihrer Versicherung

---

[1]) Man bot ihm 600 Livres Rente auf Lebenszeit; er versicherte, daß er sich den Antrag bis Mittfasten zur Ueberlegung genommen. H. v. Nassau an Marg. Köln 20. März. Mone 136.

[2]) Mone 126, 128, 286. Von denjenigen, mit welchen man unterhandelte und zum Theil abschloß, werden genannt die Grafen Philipp, Wilhelm und Bernhard von Nassau, die Grafen von Königstein, Waldeck, Isenburg, Manderscheid, Wied, Meurs, Nuenar, Arenberg, Renneberg, Reiffenscheid, Schwarzberg, Felix von Werdenberg.

vollkommen trauen. Den Vorstellungen Heinrich's von Nassau gelang es manche der Schwierigkeiten, die man in Mecheln machte, zu ebnen. Die Bestallbriefe mit den für die rüstenden Grafen ausgesetzten Pensionen sollten auf drei Monate lauten. So wäre für einen reisigen Zug von fünfhundert Pferden Vorsorge getroffen gewesen. Sie hätten Erzherzog Ferdinand nach Deutschland begleiten sollen gemäß dem in Mecheln und Augsburg gefaßten Plane. Als Karl's Befehl diesen verwarf, begnügte man sich mit der Anwerbung von fünfzig Reitern, unter dem Befehle Bernhard's von Nassau; sie waren in Diedenhofen (Thionville) im Luxemburg'schen postirt. Doch die Kasse der Erzherzogin fand auch diese zu kostspielig. Zum großen Verdruße Heinrich's von Nassau wurden sie schon im zweiten Monat entlassen [1].

Am besten fuhr der an den Höfen der Kurfürsten bedienstete Adel; nicht unerhebliche Summen flossen diesem als lebenslängliche Pensionen, sowie als Gratificationen zu. So den Grafen von Wied und Meurs, Manderscheid und Nuenar am kölnischen Hofe [2]. Wegen seiner nahen Beziehungen zum kölnischen Kurfürsten mußte der Herzog von Kleve und Jülich ganz vorzüglich berücksichtigt werden; wie bemühten sich die Franzosen um ihn. Heinrich von Nassau und Zevenberghen rieten darum diesen, wie die ersten Adeligen des Landes durch Anbietung von Geldsummen zu gewinnen [3]. Karl genehmigte die Vorschläge, die Anknüpfung von Unterhandlungen wurde aber verzögert, bis der Herzog laut drohte, die Partei Frankreichs nehmen zu wollen. Nun scheint man ihn befriedigt zu haben [4].

---

1) H. v. Nassau an Bernh. v. Nassau. Altenburg 29. April. H. v. N. u. G. v. Pleine an Margareta. Altenburg 30. April. Mone 404.

2) Die Uebersicht der Summen bei Mone 409.

3) H. v. Nassau. Breda 8. Febr. Zevenberghen 14. Febr. Négoc. 2, 210. Gachard 160.

4) Margareta an H. v. Nassau. Mecheln 25. Febr. 1519 bei Mone 29. H. v. Nassau. Kerpen 20. März. Mone 135. Margareta an Nassau. Mecheln 1. April. Mone, 296. Le Glay, Négoc. 211. 230.

Die Tage von Wesel hatten für die spanisch-österreichische Partei das Gute, die Stimmung zu Gunsten ihres Candidaten gerade darum zu steigern, weil der Pabst gegen ihn einzuwirken strebte [1]. Vielleicht unter dem Beistande derselben Richtung gelang es den österreichischen Agenten Graf Heinrich von Nassau und Gerhard von Pleine, in ihren Bemühungen um den Pfalzgrafen Ludwig einen Schritt weiter zu kommen. Mit diesem hatte Armerstorff Ende Februar in Heidelberg unterhandelt, und seine Absichten nicht ungünstig befunden. Seither aber hatten die Franzosen mit verdoppelten Anstrengungen die Oberhand gewonnen und die alte Entfremdung zwischen Pfalz und Oesterreich wieder wach gerufen. Offen gestand der Kurfürst in Wesel, daß ihm von der andern Seite größere Anerbietungen gemacht worden, und verlangte nun Bestätigung seiner Rechte auf Hagenau unabhängig von jeder Verpflichtung für die Wahl, als etwas, was ihm überhaupt gebühre, behauptete, es sei in Augsburg einmal davon die Rede gewesen, ihm 60.000 Gulden zu geben, anstatt der zwanzigtausend laut dem jüngeren Vertrage, und es müßte ihm die Statthalterschaft in Abwesenheit des künftigen Kaisers zugestanden werden. Mit dieser Preissteigerung nahm es nun der Pfalzgraf nicht so ernst; man durfte ihm viel abhandeln.

So ging man auf eine Verhandlung über Hagenau gar nicht ein, gab auch nur allgemeine Versicherungen, daß das Vicariat der Pfalz nie solle angetastet werden, steigerte aber das Geschenk um zehntausend und die Pension um zweitausend Goldgulden [2]. Unter diesen Bedingungen gelang es sich mit ihm zu verständigen und er desavouirte alles, was sein zur Unterhandlung bestellter Bruder inzwischen mit dem Cardinal von Gurk und Jakob Villinger in Augsburg verhandelt haben möchte [3].

---

[1]) Wiener Staats-Archiv und bei Bucholtz, Ferdinand I., 3, 674.

[2]) Heinrich von Nassau und Gerhard von Pleine an den König von Castilien, Wesel 4. April. Négoc. 2, 403.

[3]) Marnix an Margareta. Augsburg 10. April. Le Glay, Négoc. 2, 410.

Es war kein geringer Triumph über die französischen Erfolge. Einem erneuerten Ansturm erlag bald darauf auch Mainz. Man bot ihm jetzt dasselbe als Frankreich, nicht von freien Stücken, sondern auf sein Begehren; fortan war für Albrecht kein Grund mehr, die allgemeinen Gesichtspunkte, welche für Oesterreich sprachen, hintanzusetzen. Denn dies ist der Hauptzug in dieser Angelegenheit; sobald Oesterreich dasselbe verspricht als Frankreich, ist auch sein Vorzug entschieden, die politischen und nationalen Erwägungen erlangen ihr natürliches Uebergewicht.

Ein am 12. März in Barcelona ausgestellter Brief verhieß dem Mainzer Kurfürsten ausgedehnte Bewilligungen. Vor allem das Amt des Legaten in Deutschland; es war der Cardinalpunkt, nimmer hätte Albrecht darin nachgegeben. Er sollte aber auch durch Karl's Verwendung bei dem Pabste noch ein Bistum, das vierte, annehmen dürfen. Man gestand ihm volle Gewalt über die kaiserliche Reichskanzlei zu, mit der Befugnis sich selber den Reichsvicekanzler zu ernennen. Damit ist eine seit Rudolf I. oft erneuerte Differenz wieder für Mainz entschieden worden. Der König verhieß ihm seinen Schutz in dem Streite mit Sachsen um Erfurt und mit Hessen über einen von diesen angesprochenen Zoll; auch werde er in allen Reichsangelegenheiten seines Rates sich bedienen. Endlich gewährte er ihm eine neue Bestätigung aller auf dem Tage in Augsburg gemachten Zusagen und Verschreibungen von Geschenken und Jahrgeldern [1]. Daß man sich übrigens mit dem allen von spanischer Seite nicht sehr zu binden meinte, zeigt der Ausspruch des Kämmerers Jean de le Sauch, welcher die Urkunden vom königlichen Cabinete nach Deutschland trug: die Verschreibungen an Mainz seien nicht erheblich, da sie sich auf Versprechungen beschränken [2].

---

[1]) Karl an Albert. Gudenus 4, 607. Jean de le Sauch an Margareta. Augsburg 29. April. Mone 403.

[2]) Le roi lui consent sept points et articles nominaux, dont il a fait demande, ilz ne sont de grant importance, car ilz ne consistent fors en promesse de tenir la main es dis VII points à son desir.

Nur mit Trier kam man nicht weiter. Der feste Widerstand desselben gestattete Illusionen keinen Raum. Zwar hat einmal der kurfürstliche Kanzler Herrn von Sedan im Vertrauen sagen lassen, daß er für das Geschenk von zweitausend Gulden und eine Pension von dreihundert Gulden sich anheischig mache, seinen Herrn für die Sache des spanischen Königs zu gewinnen; der Antrag war mit Eifer erfaßt und die Sicherheit für die Erfüllung der Zahlungen geleistet worden [1]. Aber das Versprechen konnte nicht erfüllt werden, der Kurfürst bewahrte seine sogenannte Freiheit, d. i. die französische Gesinnung bis zur Wahl. Freilich gab es nun Stimmen, die um Trost nicht verlegen waren und es aussprachen, daß man der Opposition Triers, welches übrigens schwerlich von seinen rheinischen Collegen sich isoliren werde, nicht so viel Gewicht beilegen solle, weil das ganze Besitztum des Kurfürsten Richard an Luxemburg und damit an die burgundischen Niederlande anstieß; er könnte im schlimmen Falle leicht die Zeche bezahlen [2]. Doch hat man in Trier ebenso wie in Mainz und Köln Agenten bestellt, welche jede günstige Strömung benützen, jedem möglichen Umschlage der Stimmung begegnen sollten [3].

Es kam jetzt noch auf Sachsen und Brandenburg an, diese zu gewinnen sollte noch einmal aller Nachdruck angewendet werden. Die feierliche Gesandtschaft, an deren Spitze der Graf von Nassau, Gerhard von La Roche und Nikolaus Ziegler standen, brach zweihundert Pferde stark den 14. April von Frankfurt auf. Sie nahm ihren Weg direct auf Berlin, um mit Brandenburg in das Reine zu kommen. Am 6. Mai hatten sie Audienz bei dem Kurfürsten, der sich in ein Rühmen gab über seine in Augsburg erworbenen Verdienste und über den Undank, mit dem man ihm gelohnt. Doch auch jetzt noch wolle er für Karl wirken und

[1]) Margareta an H. v. Nassau. Mecheln 3. April. Le Glay, Négociat 2, 402.

[2]) J. de Marnix an Margareta. Augsburg 10. April, a. a. O. 2, 411.

[3]) Le Glay, Négoc. 2, 409.

sei bereit ihm seine Stimme zu geben, wenn vier Kurfürsten vor ihm sich für denselben ausgesprochen haben würden. An dieses Zugeständnis der fünften Stimme, welches in Wahrheit keines war, da vier Stimmen die Majorität und damit die Wahl entschieden, knüpfte er ungemessene Forderungen: Vermehrung der Mitgift Katharinens um 100.000, der Gratification von 30.000 um andere 30.000 und der Pension um 4000 Goldgulden, überdies das Reichsvicariat über die sächsischen Länder. Es läßt sich nicht sagen, wie viel von diesen Punkten ihm dennoch wäre zugestanden worden, wenn er sich zugleich unbedingt für Karl hätte entscheiden wollen. Doch die Zusage der fünften Stimme bewies deutlich, daß es ihm damit nicht Ernst war. Unter dieser Bedingung, die er unwandelbar aufrecht hielt, waren die Gesandten Karl's zu keiner weiteren Bewilligung autorisirt; da gab es keine Brücke der Verständigung [1].

Joachim war sichtlich entschlossen bis zum äußersten auf Seite Franz I. zu stehen. Was hat ihn dazu bewogen? Man hat gemeint, daß die Ratification der Infantin Katharina, welche in die Hände Kasimir's niedergelegt worden, dem Kurfürsten ihres früheren Datums wegen nicht alle die Sicherheit geboten haben möchte, die er wünschte [2]. Sie war nämlich vom 1. Jänner aus Tordesillas, also aus der Zeit vor Beginn der neuen Verhandlungen um die Königskrone. So sollen auch die ihm versprochenen Vortheile seiner Habsucht nicht genügt haben. Aber in beiden Punkten hätte Oesterreich den Kurfürsten befriedigen können, wenn es ihm Ernst war, mit diesem zu gehen. Wir können auch nicht glauben, daß es die Gesandten Franz I., La Poussinière und Bazoges in Berlin gewesen seien, welche Joachim in den Ketten des französischen Bundes

---

[1]) Brief der Gesandten an König Karl. Berlin 8. Mai. Le Glay, Négoc. 1, CLI—CLVI. Das Schreiben ist durch Versehen mit dem Datum des 8. April versehen. Mignet (S. 253), der es wieder im Original sah, nennt es irrthümlich unedirt.

[2]) J. G. Droysen in dem Aufsatze über das Verlöbniß der Infantin Katharina.

festgehalten, so sehr diese der königlichen Weisung, alle Wünsche des Kurfürsten zu befriedigen, auf das eifrigste nachgekommen sein mögen [1]. Ein so guter Rechner Joachim war, so sehr er das Geld liebte, so reizte ihn damals ein anderes Ziel weit mehr; es ist die durch Frankreich erweckte und gestützte Hoffnung für sich selbst die Krone zu erlangen. Je mehr Frankreichs Aussichten zusammenschwanden, desto stärker hielt er an diesem, weil nun der Tag der Erfüllung seines hochfliegenden Ehrgeizes herannahte. Daß es ihm mit seinem Plane noch minder gelingen werde, als Franz I., hat er damals noch nicht glauben mögen.

Mit sehr herabgedrückten Erwartungen eilten die Gesandten von Berlin weg und berichteten, wie Joachim in schlimmer Weise fortfahre und allen Eifer aufbiete, die anderen Kurfürsten von Karl abzuziehen. Es war die reine Wahrheit, machte er doch damals alle Anstrengungen, daß anstatt Frankfurts, in dessen Nähe das Heer des schwäbischen Bundes stand und einen für seine Tendenzen gefährlichen Druck ausübte, Köln zum Wahlorte bestimmt werde [2].

Der Mißerfolg in Brandenburg gab der Werbung bei Friedrich von Sachsen, zu dem der Graf von Nassau und seine Begleiter sich nun wendeten, eine erhöhte Bedeutung. Auch der Markgraf Kasimir schloß sich ihnen an; am 10. Mai trafen sie auf dem kurfürstlichen Schlosse Lochau ein. Wird es ihnen

[1]) Brief Franz I. an seine Gesandten in Berlin, 28. März bei Mignet 251. Si, avant ou après la totale et finale conclusion prise par mes ambassadeurs avec le marquis, ils aperçoivent quelques offres pour le faire bransler et changer, qu'ils soient advertis d'y avoir l'oeil et eulx tenir près dudit marquis et de ses serviteurs, et principalement de ceux qui conduisent les affaires; et s'il demande quelque chose soit pour lui ou son filz, qu'ilz le lui accordent et lui en fassent.... et qu'ils le traitent et menent de sorte qu'il demeure ferme et tiene sa foy et promesse; car, pour ce faire, je n'y veuil aucune chose espargner, quelle qu'elle soit. Ayant luy et Mgr de Mayence, son frère pour moi avec Mgr de Treves et le comte palatin, l'affaire est du tout assurée.

[2]) H. v. Nassau und Gerhard v. Pleine an König Karl. Rudolstadt 16. Mai. Mone 406.

besser ergehen als ihren Vorgängern, wird ihr Andringen glücklicheren Erfolges sich rühmen, als die bisherigen Sturmläufe? Nach Maximilian's Tode hatte König Karl keinen Augenblick gezögert, ein Schreiben an den sächsischen Kurfürsten zu richten, weil dieser auf dem Reichstage zu Augsburg gegen ihn „einen wunderdankbaren Fürsten", wie er sich nennt, freundlich gewesen. Diesem ersten Briefe, in dem er um Friedrich's Stimme bat, folgte bald ein anderer, welcher die Sendung des Grafen von Nassau und einiger Räte ankündigte, und Friedrich ersuchte, diesen und ihren Eröffnungen vollen Glauben zu schenken [1]. Bis zur Ankunft derselben sind die verschiedensten Personen thätig gewesen, auf Friedrich einzuwirken. Der Graf von Mansfeld erschien bei ihm und wirkte für Karl [2], der Cardinallegat schrieb von Koblenz und Mainz gegen die Zulässigkeit desselben wegen des Besitzes von Neapel. Da war Heinrich der Mittlere nach Lüneburg gekommen, direct für Franz I. zu werben, die Franzosen hatten nichts unterlassen, den Unerschütterlichen zu ihrer Partei zu ziehen. Und obgleich Friedrich ihnen keine Hoffnung gab, sie meinten doch, ihn nicht gegen sich zu haben, denn er werde nimmer den König von Spanien wollen [3].

Die österreichische Gesandtschaft muß sich in arger Verlegenheit befunden haben, was sie Friedrich anbieten sollte. Der Graf von Nassau kannte seit alter Zeit den Kurfürsten viel zu genau, als daß er hoffen durfte, durch unmittelbare Versprechen, wie bei den Anderen, zum Ziele zu gelangen. Am wenigsten war hier auf die Macht des Geldes zu zählen; so gemeiner Versuchung zu widerstehen, kostete Friedrich keine Ueberwindung. Mit der Verdächtigung, die man in neuerer Zeit hie und da gegen ihn erho-

---

[1]) Die beiden Briefe vom 6. Februar und 2. März bei Neudecker und Preller, Spalatin's Nachlaß S. 92. 94. 95.

[2]) Le Glay, Négoc. 2, 409.

[3]) Schreiben des venezianischen Gesandten v. 28. März aus Poissy bei Ranke 1, 247 (der vierten Auflage): Del duca di Saxonia si confida; non vorrà il re catolico.

ben, thut man diesem Fürsten sehr Unrecht[1]; er hat seine Hände rein gehalten. Vielleicht hätte die Reichsstatthalterschaft, die ihm die Regentin Margareta einmal hat anbieten lassen wollen eine ernstere Lockung für ihn werden können, aber Karl wollte nicht, daß man ihm hinsichtlich derselben eine Versprechung mache[2]. Wie wenig hatte aber doch gerade Friedrich Ursache Oesterreich hold zu sein, ihm etwas zu Liebe zu thun, dessen Ehre und Wachstum zu fördern. Wem war es besser und schmerzlicher in Erinnerung, als ihm, wie das sächsische Haus gegen das Ende der letzten Regierung eines habsburgischen Kaisers auf eine so viel tiefere Stufe war herabgedrückt worden.

Es ist demnach anzunehmen, daß Nassau's diplomatische Thätigkeit sich besonders dahin gerichtet haben wird, Karl's Erwählung als die geeignetste von allen, als die beste unter den möglichen Wahlen dem weisen Fürsten darzulegen, daß weil kaum daran zu denken war, daß ein deutscher Fürst die Stimmen auf sich ver-

---

1) So Stumpf pol. Gesch. von Baiern S. 22. Sugenheim, Frankreichs Einfluß auf Deutschland S. 4. Soldan hat in dem Aufsatze deutsche Königswahlen (Raumer's histor. Taschenbuch 1862) S. 65 den Nachweis geliefert, daß jener bei Fink aufgeführte Posten einer Schuldzahlung für Friedrich vielmehr die Zahlung einer Schuld ist, welche Friedrich von Karl zu fordern hatte. Der Kurfürst hat auch nicht einmal gewollt, daß seine Diener Gratificationen annehmen. Erasmus citirt hierüber den Ausspruch desselben: Mag nehmen wer will; aber wer selbst nur einen Goldgulden annimmt, der tritt morgen aus meinem Dienste. (Epist. XIII, 4.) Dennoch finden sich in Fink's Rechnungen folgende Summen angemerkt: 4000 Goldgulden an den Grafen Philipp zu Solms, 2000 an Fritz von Thun, 1000 an Fabian von Feilitzsch u. A. Hat der Kurfürst also doch durch die Finger gesehen? Es bieten sich zwei Erklärungen. Nach der einen sind die Summen in den Anschlag gesetzt worden, ohne daß sie je zur Vertheilung kamen. So finden wir auch in dem Etat des pensions pour les électeurs v. J. 1518 bei Gachard, Rapport S. 152 ff. (vgl. Mone 410): Au duc Frédéric de Saxe, pour lui et ses gens 60.000 fl. d'or, ein Posten welcher niemals bezahlt worden ist. Oder die Summen an die genannten Personen des sächsischen Hofstaats sind in der That bezahlt worden, jedoch nicht für die Wahl, sondern für ihre Mühewaltung bei dem späteren Abschluß des Ehepactes der Prinzessin Katharina mit Johann Friedrich.

2) Le Glay, Négoc. 2, 438.

einigen und nach seiner etwaigen Erwählung wieder die Kraft finden könnte, um das erforderliche Ansehen zu erlangen, die Wahl des Habsburgers also den Deutschen relativ noch die meisten Vortheile verheiße und gegenüber der Wahl Franz' I., eines offenbaren Ausländers den Traditionen des deutschen Reiches und den Neigungen des deutschen Volkes am meisten entspreche. Durch eine Wahlcapitulation ließ sich auch wol jene ständische Centralregierung wieder aufrichten, welche Friedrich's politisches Ziel in den langen Jahren seines politischen Ringens gewesen, als er mit Berthold von Mainz vergeblich gegen das Reichsoberhaupt zusammen gestanden. Durch diesen Zügel, den man dem neuen Könige anlegte, mochte man hoffen dürfen, den Gefahren zu begegnen, welche das übermächtige Auftreten eines ehrgeizigen Regenten, oder die starre Stabilität eines schlaffen Herrschers über die Reichsstände zu bringen vermochten. Diese und ähnliche Auseinandersetzungen dürften es gewesen sein, durch welche Heinrich von Nassau eine Uebereinstimmung mit Friedrich anzubahnen versucht hat [1].

Es sind und bleiben allerdings nur Vermutungen, die Briefe gewähren darüber keine thatsächliche Bestätigung, schon darum nicht, weil Nassau so manches von dergleichen geheimen und delicaten Ueberlegungen dem Könige Karl selbst nicht hat mittheilen können.

Wie dem auch sei, es tauchte in Mitte der Gesandtschaft noch ein anderer Vorschlag auf, der übrigens ganz darnach angethan war, Kurbrandenburg noch mehr zu entfremden, und es constatirt, daß man Sachsens Beitritt jetzt ungleich höher stellte und von Joachim schon völlig absah. Dieselbe Prinzessin Katharine, Karl's Schwester, damals eilfjährig, welche mit dem ältesten Sohne Joachim's hatte vermält werden sollen und über die man eine Woche früher noch in Berlin verhandelt hatte, sollte jetzt

[1]) Ich finde mich hier durchaus in Einklang mit den von J. G. Droysen in der Schrift: Zwei Verzeichnisse, Kaiser Karl's V. Lande betreffend (Abhandl. der königl. sächsischen Gesellsch. d. Wissensch. III, 334—340) geäußerten Ideen.

dem sechszehnjährigen Prinzen Johann Friedrich, dem Neffen des Kurfürsten und Sohne von dessen Bruder und Erben Johann, zu Theil werden [1]. Damit sollte der Einfluß der Familie aufgeboten werden, um Friedrich in der Wahlsache günstig zu stimmen; auch möchte es nicht allzufern liegen, zu meinen, daß den Gesandten eine Verwandtschaft am besten geeignet schien, die politischen Differenzen zwischen Kursachsen und dem zum Kaisertum wieder erhobenen Oesterreich zu mildern. Gewiß ist es, daß der Gedanke dieser Heirat von der spanischen Gesandtschaft ausging, daß er nicht im entferntesten vom sächsischen Hofe an die Hand gegeben oder gar als eine Bedingung für eine günstigere Haltung in der Kaiserwahl gestellt wurde. Der Graf von Nassau aber, der sich viel davon versprach, schrieb voll Eifer sogleich nach Spanien, wolle der König nicht alles aufgeben, was er angefangen, so sei es notwendig, die Vollmachten zur Heirat sogleich zu senden, damit sie vor dem Wahltage in den Händen der Gesandten seien.

Am spanischen Hofe ging man überraschend leicht und rasch auf den Handel ein, wol weil man schon damals der Ueberzeugung lebte, daß die Heirat, wie die frühere mit Joachim, ein Project bleiben würde. Der kurfürstliche Hof aber nahm den Antrag nicht so stürmisch und mit beiden Händen an, als man zuweilen wol gemeint hat. Friedrich äußerte zwar in aller Artigkeit, daß er eine solche Verbindung gern sehen und für eine Ehre halten werde, daß ihm jedoch sein Eid verbiete in dieser Angelegenheit, bei der doch nur die Wahl den Hintergedanken bilde, mit zu verhandeln. Wie er dachte, gab er kund in der Instruction, mit welcher er Hans von der Planitz an seinen Bruder Johann nach Weimar absendete. Er gab ihm vor allem zu bedenken, „wie es mit den wälschen Heiraten zugehe, daß die ofte Aenderung gewinnen, wie das Beispiel des Markgrafen lehre“. Er solle durchaus kein Versprechen geben, in Hinsicht der Wahl bei dem Kur-

[1]) H. v. Nassau u. G. v. Pleine an König Karl. Rudolstadt 16. Mai. Mone 406.

fürsten sich verwenden zu wollen, denn wenn er es auch thäte, so würde der Kurfürst doch bei dem Bescheide bleiben, welchen er dem Könige von Spanien, wie dem von Frankreich gegeben. Insoferne aber der Antrag unabhängig von der Wahl gemacht werde, so dürfe er ihn wol in Ueberlegung nehmen. Hans von Plaunitz war abgeritten, als die „hispanische Botschaft“ noch auf Lochau verweilte, sie selbst machte ihre Werbung, d. i. den Heiratsvorschlag am 13. Mai in Weimar. Tags darauf ertheilte Herzog Johann seine Antwort; sie war im Sinne der Instruction seines Bruders. Nach den pflicht- und gewohnheitsmäßigen höflichen Formeln erklärte er einen Entschluß noch nicht fassen zu können, bis er mit seinem Bruder, den er in allen Dingen um Rat frage, sich geeinigt habe. Es war dann nur eine artige, bescheiden aussehende Phrase, hinter der sich der Wille, noch zuzuwarten, versteckte, wenn er in einem Briefe, welcher der mittlerweile abgereisten Gesandtschaft nachgesandt wurde, aussprach: König Karl werde seine Schwester höheren und besseren Ortes anbringen können. Es versteht sich, daß Heinrich von Nassau sich beeilte, auf das zuvorkommendste zu erwiedern; er erinnerte, daß die Großmutter der Herzoge von Sachsen die Schwester Kaiser Friedrich's gewesen, und der König von Castilien die alte Verwandtschaft der beiden Häuser zu erneuern wünsche [1]. Kann es für uns zweifelhaft sein, wo man ein höheres Interesse an der Heirat hatte? Eine länderlose Prinzessin mit mäßiger Mitgift war übrigens auch nicht darnach hochgehenden Ansprüchen zu genügen.

---

[1]) Vergl. darüber J. G. Droysen, über das Verlöbniß der Infantin Katharina mit Herzog Johann Friedrich von Sachsen 1519. Berichte über die Verhandlungen der königl. sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften 1853. S. 169—172.

Letzte Anstrengungen beider Rivalen.

Wir haben die Schweizer Verhältnisse bis zum Ende der Mission Zevenberghen's betrachtet. Seither hatten auf dieser alten Kampfstätte der Eifersucht zwischen Habsburg und Frankreich die Intriguen niemals geruht. Franz I. suchte um jeden Preis das verlorene Terrän wieder zu gewinnen. Hatte er die Anwerbung Sickingen's und Sedan's [1] durch die österreichische Partei, und das Unterliegen Ulrich's sehr schmerzlich empfunden, so war ihm die schroffe Haltung der Eidgenossen noch viel bitterer. Er ließ einen Wechsel in der Gesandtschaft eintreten und schickte anstatt Savonier's Soliers dahin. Der Tagsatzung ließ er seine Wahl als unzweifelhaft ankündigen, weil bereits vier Stimmen sich für ihn verpflichtet hätten; es sei also thöricht, ihm entgegen zu wirken. Die Schweizer ließen sich nicht einschüchtern und glaubten ihm selbst die Wahrheit nicht. Man hatte sehr genau erfahren, was man von des Königs wiederholten Betheuerungen, er unterhalte mit Würtemberg keinerlei Verständnis, zu denken habe: die aufgefundenen Briefschaften Eberlin's von Rynschalch, eines Hauptorgans der Franzosen und Herzog Ulrich's hatten unwiderleglich Frankreichs allerorten thätige Hand aufgewiesen [2]. Wer sollte seiner Versicherung nun glauben, daß er sich gern mit seinem

[1]) Lanz, Monumenta Habsburgica S. 58.

[2]) Zevenberghen an König Karl. Le Glay, Négoc. 2, 415.

Reiche begnügen wollte, wenn es nicht die Kurfürsten wären, die ihm ihre Krone antrügen; wer ihm glauben, daß er bei seiner Bewerbung nur das Wohl Deutschlands und seiner Schweizer Freunde im Auge habe? Die Schweizer also hatten sich nicht abhalten lassen, den deutschen Kurfürsten wie dem Pabste Vorstellungen im antifranzösischen Sinne zu machen und laut zu erklären, daß sie auf Seite eines deutschen Fürsten stehen würden. Ja man hatte schon vielfach im Lande hören können, daß in dem Falle, als die Franzosen die Wahl mit Gewalt durchzusetzen gedächten, sie zur Abwehr derselben kräftigen Beistand leisten wollten [1].

Da die Tagsatzung noch nicht auf alle Begehren der österreichischen Botschaft Bescheid ertheilt hatte, so war es notwendig, daß Zevenberghen sich noch einmal nach der Schweiz wandte. Er reiste also zu der auf den 8. Mai in Zürich angesetzten Versammlung ab; diesmal aber nicht blos mit Versprechungen ausgerüstet, sondern mit zehntausend Goldgulden in der Tasche, um neue, wie alte rückständige Jahrgelder auszuzahlen.

Auf der Tagsatzung entbrannte der Hader der beiden Parteien noch einmal auf das lebhafteste. Die französische Botschaft legte die Antwort ihres Königs auf den letzten derben und zurückweisenden Bescheid dar. Die Schweizer, hieß es da unter andern, sollten vor einer Erhebung des französischen Königs zur Würde eines römischen Königs und Kaisers nicht nur nicht Furcht empfinden, sondern sie auf alle Weise fördern, da kein Fürst in der ganzen Christenheit solche Liebe zu ihnen hege und ihnen jemals so viele Wohlthaten erwiesen habe; von ihm würden sie besser als von Spanien in ihren Freiheiten beschützt werden. Der allerchristlichste König habe in den deutschen Landen weder Haus noch Heimat, und werde die meiste Zeit in Frankreich bleiben. Anders der Spanier, der sein Nest, d. i. das Herzogtum Oesterreich, in deutschen Landen und Eier daselbst zu brüten habe, nämlich die alten

[1]) Le Glay, Négoc. 2, 420.

Ansprüche an die Eidgenossen. Und wenn diesem die Freundschaft der deutschen Fürsten erst zu Theil geworden, so sollten sie sehen, was für Thiere aus den Eiern schlüpfen würden. Gestützt auf diese und ähnliche Vorstellungen lautete das Begehren Franz' I., da sie einmal ihm geschrieben, er möge von der Bewerbung um das Kaisertum abstehen, so sollten sie dieselbe Aufforderung nun auch an Karl richten und ebenso, wie sie an den Pabst und die Kurfürsten gegen Franz I. geschrieben, in gleicher Weise ihre entschiedene und feste Erklärung gegen den spanischen König und seinen Bruder richten. Dafür werde er ihnen vorzüglichen Dank wissen.

Sofort griff die österreichische Botschaft diese Rechtfertigung schonungslos an. Es sei die Art der Franzosen, mit glatten, betrüglichen und unbegründeten Reden zu blenden und das gerade nicht zu thun, was sie auf das lauteste als ihre Absicht ausgeben. Den Vorwurf, ein Heer zu sammeln, um mit Gewalt die streitige Krone an sich zu reißen, schob ein Theil dem andern zu, jeder läugnete solchen Frevel, und spielte das Lamm gegenüber dem reißenden Wolfe. Der König von Frankreich sollte gesagt haben, behaupteten die Oesterreicher, wo der König von Spanien einen Landsknecht in Dienst nehme, wolle er zwei anwerben. Dafür klammerten sich die Franzosen zu großem Aerger der Oesterreicher an den alten Vorwurf, der spanische König sei nicht mehr ein Deutscher als Franz I., und sei der deutschen Sprache eben so unkundig als dieser. Man berichtigte dies mit der Versicherung, Karl verstehe die ober- und niederdeutsche Sprache zu reden und zu schreiben und habe erst jüngst den Kurfürsten mit eigener Hand deutsch geschrieben [1]. Man ward nicht müde zu wiederholen, er sei aus dem edelsten deutschen Blute, rief als Zeugen dessen die Eidgenossen

---

[1]) Daß Karl den Kurfürsten und zumeist Sachsen wiederholentlich deutsch geschrieben, ist zweifellos, dennoch war er noch, als er zur Krönung sich begab, der oberdeutschen Sprache durchaus nicht mächtig. Es sind eben die Concepte seines deutschen Secretärs gewesen, die er copirt hat, weil er wußte, wie schwer sein Deutschtum in die Wage fiel.

selbst auf, deren allernächste Nachbarn die Grafen von Habsburg gewesen. So sei König Karl als Erzherzog von Oesterreich und Herzog zu Brabant auch deutscher Reichsfürst, was Franz I. nimmer von sich sagen könne[1].

Der Streit der beiden Rivalen übertrug sich diesmal auf die Tagsatzung selbst. Die sechs Cantone Schwyz, Uri, Unterwalden, Zürich, Schaffhausen und Basel verlangten, daß man die österreichische Forderung eines engeren Bündnisses und der Gestattung von Werbungen acceptire, allein die Majorität stimmte entgegen und beschloß Vertagung des Entscheids bis zum 2. Juni. Bis dahin sollten die früheren Beschlüsse in Kraft bleiben, und welcher von den beiden Königen wagen würde, auf dem Gebiete der Eidgenossen Leute in Dienst und Sold zu ziehen, sollte als Feind der Schweiz gelten. Insgeheim ließen aber die sechs freundlichen Cantone Zevenberghen wissen, daß sie im Falle, als der König von Frankreich die Freiheit der Wahl in Frankfurt stören würde oder sonst zur Gewalt griffe, Beistand leisten wollten ohne Rücksicht auf die anderen Cantone[2].

Weiter ist man auch am 3. Juni nicht gekommen. Wieder erging sich die französische Botschaft in der Darlegung der bekannten Vorstellungen, wieder trat ihr die österreichische, diesmal ohne Zevenberghen's Gegenwart, entgegen; beide brachten wenig neues mehr vor. Wieder hörte man die Ansicht, zwischen spanischen und deutschen Sitten walte ein größerer Unterschied, als zwischen französischen und deutschen, die Franzosen würden daher besser zu den Deutschen passen. Man hat nachmals gesehen, daß in der That die deutsche Nation sehr wenig Geschmack an dem spanischen Naturell fand. Neu war nur etwa die Behauptung, die goldene Bulle verwerfe die Wahl eines Ausländers keineswegs, sondern sie verordne nur, daß der Gewählte der Christenheit zum Nutzen gereiche. Ich wäre, schrieb Franz I., nicht der erste französische König, welcher Kaiser geworden; Karl

[1]) Die Acten im Wiener St. Arch. Vergl. Anshelm Berner Chronik 5.
[2]) Wiener St. Archiv.

der Große und viele seiner Nachkommen sind es gewesen, und zu ihren Zeiten hat das Kaisertum geblüht und sie haben der deutschen Nation viele und große Wohlthaten erwiesen.

Die Tagsatzung blieb also auf dem alten Standpunkte und verwies auf ihre früheren Aeußerungen. Mittlerweile war die Eroberung des Herzogtums Würtemberg durch den schwäbischen Bund vollendet worden, am 23. Mai fiel die letzte Burg, der hohe Asberg. Es entstand für den Bund die Frage, was mit dem Lande zu thun sei. Zur Beratung darüber hatte man einen Tag in Eßlingen bestimmt; auch Zevenberghen ging dahin[1]. Die Herzogin Sabina wandte sich an die Eidgenossen um Beistand, damit das Fürstentum ihrem Sohne Christoph, als dem rechten Stamme erhalten bleibe[2]. Doch ehe eine Entscheidung über den Besitz gefällt werden konnte, mußte eine andere getroffen werden, welche auf den Ausgang der Wahl nähern Einfluß ausübte. Bisher hatte der schwäbische Bund die Truppen, welche Ulrich's Land erobert, nur mit habsburgischer Subvention unterhalten; da dieser sie nicht mehr bedurfte, so war Gefahr, den Beistand dieses schlagfertigen Heeres zu verlieren. Ja die Landsknechte würden sogleich Frankreichs Truppenmacht an der Grenze Lothringens verstärkt haben, denn schon machte Franz I. Versuche sie anzuwerben, und da zu derselben Zeit auch Dänemark Werbungen in Deutschland veranstalten ließ, konnte solches Treiben desto ungestörtern und ruhigern Fortgang erwarten[3]. Es bedeutete dabei nicht viel, daß der Kurfürst Ludwig von der Pfalz als einer der Vicare des Reiches die Stände desselben auf das viele Kriegsvolk aufmerksam machte, welches allerorten sich versammelte und ihnen gebot, den Durch-

---

[1]) Die Räte in Augsburg an König Karl, 4. Mai. Le Glay, Négoc. 2, 448. La Roche an Margareta, Höchst 2. Juni. Gachard 188.

[2]) Wiener St. Archiv.

[3]) Le Glay, Négoc. 2, 442. Die österreichischen Abgesandten in der Schweiz schreiben von Zürich, 18. April an das Regiment in Inspruck: Die von Zürich habend vns hewt nach dem Frumal ain schrifft hören lassen, des Innhälts das die Landsknecht hauptlewt von dem Kunig zu Franckreich als wieder abgefertigt seyend In Teutsch landen knecht aufzubringen.

zug Bewaffneter durch Stadt und Land zu verhindern[1]; denn man weiß, wie selten und saumselig solche Befehle befolgt wurden.

Weil aber Karl den ungeheuren Auslagen, die nach allen Seiten notwendig wurden, nicht durchaus gerecht werden konnte, so beschränkte man sich auf die Besoldung von 10.000 Fußgängern und 2000 Reitern während des Entscheidungsmonats Juni[2]. Dies mit den Reitern Sickingen's gab eine Macht, die nicht nur gegen jeden Handstreich von außen sicherte, sondern auch in Deutschland selbst unbedingtes Ansehen verschaffte. Seit Beginn des Juni zogen sich diese Truppen gegen den Wahlort Frankfurt zum großen Verdruß Joachim's von Brandenburg und der französischen Partei, welche darin ebenso sehr eine Gefährdung der Wahlfreiheit, als in der Aufstellung eines weit größeren französischen Heeres an den deutschen Grenzen eine Sicherung derselben erkannten[3], denn derselbe Markgraf schrieb mit Genugthuung dem Landgrafen von Hessen, Franz I. werde 30.000 Mann deutscher „Kurusser" und Reiter von deutschen Fürsten und anderen zum Schutze der Kurfürsten um Frankfurt liegen haben[4]. Ueberdies hieß es, daß Franz vierhunderttausend Goldthaler zu Werbungen seiner Verbündeten an den Rhein geschickt habe; an deutsche Städte erging die Aufforderung, französischen Truppen Aufname zu gewähren[5]. Joachim von Brandenburg allein wollte

---

1) Heidelberg, Mittwochs in Osterfeiertagen. Münch, Franz von Sickingen 2, 104.

2) Le Glay, Négoc. 2, 444. Es ist daher sehr übertrieben, wenn neuere Darstellungen von 20—30.000 Mann reden.

3) Mone 406. Ueber die Stärke des französischen Heeres läßt sich keine sichere Schätzung gewinnen, denn je nachdem es das Interesse des Augenblickes erheischte, stellte es Franz I. bald ungemein groß und furchtbar, bald als gering und blos auf Defensive berechnet hin.

4) Droysen, preuß. Politik II, 2, 118.

5) Interea solicitantur et civitates aliquae in Germania, ut Gallicis exercitibus receptum praebeant, quae videbantur arces belli futurae, si armis possessio Imperii tuenda esset. Ich sehe keinen Grund dieser Nachricht des G. Sabinus (Schard 2) zu mißtrauen.

15.000 Knechte und 4000 Pferde in das Feld stellen. Nicht wenig Sorge empfand die österreichische Partei auch vor dem Landgrafen von Hessen, weil dessen Gebiet bis an die Thore von Frankfurt reichte, von da an aber eine ununterbrochene Reihe französischer Anhänger sich durch das nördliche Deutschland hinzog [1]. In den Niederlanden wartete man von Tag zu Tag, daß der Herzog Karl von Geldern über die Grenze brechen werde; nach oftmaliger kurzer Verlängerung war der Waffenstillstand seit Mai nicht mehr erneuert worden, alle Unterhandlungen erwiesen sich als fruchtlos: neuerdings hatte der Herzog wieder einen Trupp Fußvolk in Dienst gezogen, welchen Christian von Dänemark gerade entlassen, stündlich nahm er neue Landsknechte auf; Franz I. brauchte nur das Signal zu geben. Von Geldern lief der Zündfaden nach Lüneburg, wo der Herzog Heinrich der Mittlere, ohnedies in Krieg mit seinen welfischen Nachbarn, deren Gebiete für Frankreich zu gewinnen Anstrengungen machte. Daß sein Schwiegersohn Karl von Geldern zu ihm gereist war, erfuhr die augsburgische Gesandtschaft und empfand es als ein übles Zeichen [2].

Durch Vermittelung Franz von Bourdeilles und des gewandten Joachim von Maltzan gelang es Franz I. ein Bündnis mit Herzog Heinrich von Meklenburg zu schließen; für eine Pension von 3000 Goldthalern sagte er Beistand zu in gewissen schwierigen Geschäften, welche der König von Frankreich mit Gottes Hilfe in Deutschland nächstens zu vollenden hoffe. Ein ähnliches Bündnis ward mit Albrecht von Meklenburg vereinbart [3]. Nach erfolgter Wahl sollte er in Koblenz erscheinen, um in einem gewiß nicht friedlichen Dienste die Pension des Königs zu verdienen. Ueberall waren Ansammlungen von Knechten und Reitern im besten Gange; dem deut-

---

[1]) Les députés en Allemagne au roi de Castille. Augsburg 4. Mai. Le Glay, Négoc. 2, 443.

[2]) Le Glay, Négoc. 2, 443. Havemann, 2, 19.

[3]) Schwerin 14. Mai bei Lisch Meklenb. Urkundensammlung. Riedel Nov. Cod. dipl. Brandenburg. 3, 3, 280. 284. Der Vertrag mit Albrecht v. 6. Juni Rudloff bei Meklenb. Geschichte 3, S. 50. Vgl. Négoc. a. a. O.

schen Heerlager Oesterreichs im Süden konnte man hoffen ein anderes französisches im Norden gegenüber zu stellen. Nur bot das schwäbische Heer unleugbar den Vortheil, daß es nicht nur seit Monaten bereits in voller Ausrüstung, sondern auch seit Wochen in compacter Masse schlagfertig zu ausschließlichem Dienste Oesterreichs dastand, während die Truppen des Nordens in vielerlei kleinere, mannigfaltigem Befehl unterstehende Körper zersplittert waren.

Auch nach anderer Seite hin entwickelte Franz I. eine unausgesetzte Thätigkeit. Im April hatte es ausgesehen, als ob Pfalz nun durchaus an die österreichische Partei sich anschließen würde, im Mai erfolgte eine neue Schwenkung. Was sie hervorgerufen hat, ist nicht klar, obgleich sie nicht so geheim vollzogen wurde, daß sich das Gerücht davon nicht verbreitet hätte; Mainz richtete deshalb eine Anfrage an den Pfalzgrafen. Dieser leugnete noch am 5. Mai alles: So hat sich auch, schrieb er, mein Gemüt seit dem Abschied von Wesel noch nicht verändert; so sich aber mein Gemüt aus einiger zufallenden Ursach nochmals endern würde, solle es dem Kurfürsten unverholen bleiben [1]. Ob er nun darin Wort gehalten, ist nicht bekannt. Seit April aber weilten die französischen Gesandten, die wir im Anfange ihrer Mission in Lothringen sahen, am Rhein selbst, bald in Koblenz, bald in Trier. Sechs Wochen lang, gerade so viel Zeit als die österreichische Stimmung angedauert, hatte der Pfalzgraf Ludwig unter allerlei Vorwänden den Admiral Bonnivet zu sehen verweigert. Am 9. Mai sandte er seinen Kanzler heimlich zu ihm und ließ zu den früher verhandelten Bedingungen mit Frankreich abschließen. Am 23. Mai fand die Unterzeichnung in Heidelberg statt. Am nächsten Tage melden die erfreuten Gesandten das günstige Resultat an den König, das Versprechen, ihm die Stimme zu geben liege in klaren und deutlichen Worten, gezeichnet und gesiegelt in ihren Händen. Schon am 28. ratificirte

[1]) Der Brief des Pfalzgrafen an Albrecht von Mainz bei Bucholtz, 3, 674.

es der König. Der Vertrag enthielt von Seiten des Kurfürsten die Worte: Damit unsere frommen Absichten sich verwirklichen, bitten wir den allerchristlichsten König auf das eindringlichste, in Anbetracht der vielen Vortheile, welche die gesammte Christenheit durch seine Erhöhung gewönne, von der Bewerbung um das Reich nicht abzulassen. Darum verpflichten wir uns mit Fürstenwort und bei unserer Treue, ihn zu erwählen, ihm sowol unsere Stimme zu geben, als die anderen Fürsten zu bewegen, ihm die ihre zu ertheilen. Wir können nichts besseres, nichts würdigeres, nichts Gott angenehmeres, nichts allen Christen heilsameres thun [1].

In dem Vertrage verhieß der König, daß er als Kaiser, die in Folge des pfälzischen Krieges an Hessen und Nürnberg verlorenen Städte und Schlösser dem Pfalzgrafen erobern helfen, ihn gegen alle Gegner mit aller Macht schirmen, mit ihm ein ewiges Bündnis schließen werde. Der Kurfürst wird sogleich nach erfolgter Wahl hunderttausend Gulden und Vergütung aller seiner Auslagen empfangen und in den Genuß seines Jahrgeldes von fünftausend Kronen treten. Der König wird aber den Kurfürsten nicht als einen „schlechten Pensionisten“, sondern als einen der mächtigsten Fürsten und als einen Freund Frankreichs halten, seinen Brüdern Bistümer in Frankreich oder Deutschland verleihen, und dem Pfalzgrafen Friedrich, wenn er bei Frankreich Dienste zu nehmen geneigt sei, sechstausend Gulden jährlich auszahlen [2].

Im ersten Drittel des Mai gelangte Franz auch mit Trier zum Abschluß. Ein Wahlversprechen, „das nicht besser sein konnte“, wie die Gesandten erklärten, wurde ausgestellt. Dafür zeichnete man den Kurfürsten Richard ebenso wie Brandenburg auf ganz besondere Weise aus. Franz I. übertrug ihm das Amt eines Procurators, Botschafters und Commissarius. Demgemäß

---

[1]) Mignet 254. Stumpf, 1, 32.

[2]) Bucholtz 1, 94. Leodius S. 100.

sollte der Kurfürst mit seinen Collegen unterhandeln und denselben, sowie ihren Dienern, und anderen Fürsten des Reiches nach eigenem Ermessen Geldbewilligungen machen dürfen, sei es als einmal zahlbares Geschenk, sei es als jährliche Pension. Als Sicherheit und Pfand solcher Zusagen sollte er im Namen des Königs und seiner Nachfolger die französischen Krongüter bezeichnen, und alles, was er verspreche, dieselbe Kraft und Giltigkeit haben, als wenn es vom Könige selbst ausginge. In einer zweiten Urkunde von demselben Datum gelobt Franz I. die Privilegien und Rechte der Fürsten, des Adels, der Geistlichkeit und der Städte zu beschützen, überhaupt zu thun, was einem guten Kaiser zu thun zukomme und zur Erweiterung und Vertheidigung des christlichen Glaubens den Krieg gegen die Türken zu unternehmen; er gibt dem Kurfürsten Richard zugleich Vollmacht, wenn die Wahl auf ihn falle, im Namen des französischen Königs den Eid auf seine Seele zu leisten [1].

So wurde nun auch Köln noch einmal wankend. Gegen Ende Mai ließ Kurfürst Hermann den französischen Gesandten Jean d'Albret zu sich rufen und gab ihm die wolmeinendste Gesinnung zu erkennen. Der Gesandte ermangelte nicht, ihm die Situation des französischen Königs überaus glänzend und hoffnungsvoll auszumalen. Aber sich in schriftlicher Form zu binden ließ sich der Kurfürst doch nicht gewinnen. Er hoffe, war sein letztes Wort, daß der König von Frankreich nach der Lehre des Herrn im Evangelium handeln werde, welcher die Arbeiter im Weinberge gleich entlohnte, ob sie erst am Mittag eintraten oder bereits seit dem Morgen dienten [2]. Dennoch verbreitete sich das Gerücht, Köln habe sich mit Brief und Siegel gegen Franz I. verpflichtet. Der Kurfürst zögerte nicht, Mainz zu beruhigen und zu betheuern, daß er mit Frankreich „gar nichts geschlossen noch

---

[1]) Mignet 256. Urkunde von St. Germain en Laye 12. Mai im Auszug bei Ranke, deutsche Gesch. I, 244 (4. Auflage).

[2]) Brief Jean d'Albret's an Franz I., Bonn 27. Mai. Mignet 255.

endlichs gehandelt", und sich gemäß dem Weseler Abschied gehalten habe [1].

Während so Frankreich noch die kräftigsten Anstrengungen machte, seine Hoffnungen zu verwirklichen, zweifelte man in Deutschland nicht mehr, daß der Pabst die Maske seiner Theilname für dasselbe fallen lassen werde. Schon schreibt Nikolaus Ziegler an den Kurfürsten von Mainz, daß der Pabst den Dispens ertheilt habe; La Roche ließ sich in einem Brief an die Erzherzogin Margareta in Mecheln in ähnlichem Sinne vernehmen [2].

Man hatte einst von gegnerischer Seite in Deutschland gegen Karl eingewendet, daß die spanische Nation die Wahl ihres Königs mit ungünstigen Blicken betrachte und daraus die Folgerung gezogen, daß Karl nicht nach Deutschland werde kommen können. Der spanische Hof zögerte keinen Augenblick, dieser Meinung ein feierliches Dementi zu geben und veranlaßte einige der hervorragenden spanischen Fürsten und Bischöfe in einer Urkunde die Erwählung Karl's den Kurfürsten zu empfehlen [3]. An der Spitze der übrigens nicht allzu zahlreichen Unterschriften steht der

---

[1]) Brief Köln's an Mainz, Oberwesel manedach post exaudi (6. Juni) bei Bucholtz 3, 674.

[2]) Gudenus 4, 612. 27. Mai. La Roche an Margareta 2. Juni bei Gachard 188: Monsieur de Nassau et lui ont signifié à messieurs de Cologne, Trèves et Palatin que, quoique le Saint-Père, à la requête du roi de France, eût fait remontrer, par ses légat et nonce, l'intérêt de l'église à cause de l'investiture de Naples, néanmoins Sa Sainteté avait dit que, si le Roi était élu, non-seulement elle ne lui serait contraire, mais lui porterait toute faveur. Die Erklärung Orsini's bei Bucholtz 1, 111 ist aber irrig auf den 24. Mai gesetzt.

[3]) Die Urkunde vom 15. März auf Pergament im Wiener St. Archive. Diese wie die Antwort der Kurfürsten gedruckt bei Goldast, politische Reichshändel S. 31. Von ihr hatte auch Spalatin Kenntnis. Er schreibt (Neudecker und Preller, Nachlaß S. 95): Nach des römischen Kaisers Maximilian's Tod haben auch der Cardinal Adrian von Dertuß, folgend Babst, und etlich Fürsten und Herrn in Hispanien dem Churfürsten geschrieben und gebeten, ihren König Karln zu einem römischen König zu erwählen mit großem Erbieten, wie man denn pflegt zu thun, wenn man um eine solche Braut buhlet.

des Cardinals Hadrian, Bischofs von Tortosa, welcher einige Jahre später Pabst wurde, und als solcher eine Nachgiebigkeit gegen die Forderungen des Jahrhunderts bewies, wie Keiner mehr mit Ausname Ganganellis. In dem Actenstücke sprechen die spanischen Granden übrigens die Zuversicht aus, daß die Zeit kommen werde, in der sie die siegreichen Adler des Reiches im Verein mit den spanischen Fahnen gegen die Feinde ihres Glaubens tragen würden. Wie sind doch diese Worte später, in einer ganz andern Weise erfüllt worden, als Karl V. bei Mühlberg mit spanischen und deutschen Truppen die Coalition der Protestanten niederwarf.

Als der Juni begann, in welchem die Entscheidung fallen mußte, rühmten sich die Franzosen, daß ihnen drei Stimmen, nämlich Brandenburg, Trier und Böhmen gewiß, zwei, Köln und Pfalz wahrscheinlich seien, ebenso fest rechneten die Oesterreicher auf vier, und zwar auf Mainz, Köln, Pfalz und Böhmen [1]. Das letztere meinte also jede Partei auf ihrer Seite zu haben. Wie dies gekommen ist, soll nun näher dargelegt werden.

---

[1]) Lettre du seigneur de la Roche à Marguerite, Hoechst 2. Juni bei Gachard 188 und Nicol. Ziegler ad Albert. Mogunt. Augsburg 27. Mai. Gudenus 4, 612.

Die böhmische Kurstimme.

Gemäß der goldenen Bulle erläßt der Kurfürst von Mainz nach dem Tode eines Königs das Ausschreiben zur Wahl eines Nachfolgers und fordert seine sechs Collegen auf, persönlich oder durch Botschafter und Verweser nach drei Monaten vom Tage der Convocation an in Frankfurt ihr Amt zu üben. Erzbischof Albrecht erfüllte seine Pflicht, indem er am 17. Februar 1519 die Einladung zur Wahl versandte. Er fügte den Wunsch bei, die Kurfürsten möchten bereits vor dem anberaumten Wahltage, dem 17. Juni, an gelegener Malstatt, z. B. Friedberg oder Gelnhausen, zu einer Vorbesprechung zusammentreten [1].

Die Einladung an den König von Böhmen überbrachten die kurmainzischen Gesandten Sebastian von Rollenheim und Bernhard von Hartheim zugleich mit dem Notar Jakob Frobinkind. Als sie am 27. Februar nach Prag kamen, fanden sie den König nicht anwesend. Sie richteten daher ihre Botschaft zunächst vor den Gubernatoren des Königreichs Wenzlaw von Kolowrat und Peter Wnada aus. Darauf begaben sie sich nach Ofen, wo König Ludwig verweilte, nicht ohne vorher den Antritt dieser Reise als freien Entschluß zu verkünden und sich zu verwahren, daß man in der Folge keine nachtheiligen Folgerungen und Forderungen daraus ableite [2]. In Gegenwart des Mark-

[1]) Und sich aller sachen notdurftiglich unterreden. Das Wahlausschreiben bei Goldast, polit. Reichshändel S. 16—18.

[2]) W. St. Arch.

grafen Georg von Brandenburg, eines Vetters des Kurfürsten Joachim, hatten sie am 11. März Audienz bei dem König auf der Burg zu Ofen. Am vierten Tag darauf empfingen sie die Versicherung des Königs, der Einladung Folge zu leisten wollen. Sogleich sandten auch die böhmischen Gubernatoren eine Deputation nach Ofen und theilten mit, daß sie die Verkündigung des Mainzer Kurfürsten dem ganzen Lande und den Ständen ansagen wollten [1].

Ehe diese feierliche Gesandtschaft nach Ofen kam, hatte hier die Nachricht vom Tode Maximilian's bereits ihre Wirkung gethan. Ungarn war von Parteien zerrissen, Willkür und Unbotmäßigkeit der Magnaten, Verfall des Heeres und der Finanzen, drohende Gefahr von Seite der Türken waren die Zeichen der Zeit. Gegenüber der traurigen Lage stand der König, in seiner Schwäche und Minderjährigkeit, ein Spielball intriguirender Factionen. Der Träger so schattenhafter Gewalt beschloß unter den Bewerbern um die Kaiserkrone aufzutreten. Nicht die Minderjährigkeit, welche ihn zufolge der goldenen Bulle davon ausschloß, nicht seine ausländische Abstammung als Jagiellone, nicht die Not des Landes vermochten ihn davon abzuhalten. Mit der Urkunde von 1515 in der Hand meinte er die Schwierigkeiten leicht zu überwinden. Doch war es nicht der noch unselbständige König allein, den solche Illusionen verblendeten. Der gesammte bisher zwieträchtige Hof wurde einig, die österreichische, wie die zápolyanische Partei nahm sich des Planes auf das wärmste an. Nur der Markgraf Georg, dessen Einfluß nicht allzu groß war und der Oberschatzmeister Johann Bornemissa blieben der österreichischen Sache treu, und waren für die Wahl Karl's und Aufrechthaltung der Augsburger Verträge [2]. Zuerst wurden Venedig und Rom in das Auge gefaßt, das erstere sollte durch ein Heer, das letztere durch

---

[1]) W. St. Arch.

[2]) Max. Zevenberghen an Margareta, Augsburg 18. Febr. Marquis George de Brandenbourgh et M. de Bornamisse, qui sont des principaule gouverneurs bons pour nostre partie. Le Glay, Négoc. 2, 246.

das Aufgebot geistlicher Mittel die Wahl Ludwig's fördern. Stephan Verböczy früher bereits zu einer Mission an den Kaiser und den Pabst ausersehen, erhielt im Februar den Auftrag, sich vor allem nach Venedig zu begeben. Die Menge der Begleitung sollte der Gesandtschaft Glanz verleihen. Am 23. März wurde sie in öffentlicher Audienz vom Dogen Leonardo Loredano empfangen. Ihre Bitte ging zuerst um eine geheime Besprechung mit dem Rate der Zehn. In dieser aber begehrten sie außer einer Hilfe gegen die Türken Unterstützung ihres Königs bei seinem Vorhaben der Bewerbung um die Kaiserkrone. Man berief sich auf die Urkunde Maximilian's, in der dieser den König von Ungarn zu seinem Nachfolger bestimmt habe und legte sie vor. Der Senat versprach die Sache in Erwägung zu ziehen und bat die Gesandten bis dahin in Venedig zu bleiben. Inzwischen beschloß das Consilium rogatorum, daß der Doge die Gesandten daran erinnern solle, wie die Marcusrepublik immer eine treue Freundin des ungarischen Reiches gewesen und zu keiner Zeit unterlassen habe, demselben Hilfe gegen die Türken zu leisten. Was die Erwählung zum römischen Könige betreffe, wünschten sie dem König Ludwig alles Gute; ihn zu unterstützen aber wären sie nicht in der Lage, da sie unter den Kurfürsten keinen näheren Freund hätten; man fügte den Rat hinzu, sich an den Pabst zu wenden, der in Deutschland großen Einfluß besitze. Dieser Bescheid wurde den ungarischen Gesandten am 25. ertheilt. Sie waren damit nicht zufrieden, sondern verlangten eine bestimmte Erklärung, ob Venedig Ludwig unterstützen wolle, wenn einige der Kurfürsten ihn wählen würden und er zur Durchfechtung seiner Ansprüche zu den Waffen greifen müßte. Der greise Doge antwortete: Wenn die Republik schon jetzt der Freund Ludwigs ist und wünscht, daß er gewählt werden möge, so wird sie es desto mehr nach erfolgter Wahl sein. Den Tag darauf reisten die Ungarn nach Rom ab[1]. Venedig aber machte von dem allen sogleich Mittheilung an Franz I.

[1]) Firnhaber, Stephan Verböczy's Gesandtschaft nach Venedig im J. 1519. Notizenblatt für österr. Gesch. 1852, S. 32.

In Rom erging es ihnen übler; der Pabst ließ sich vernehmen, die Urkunde von 1515, auf die sie so sehr pochten, gehöre zu den mancherlei Privilegien, die Maximilian habe ausfertigen lassen, um seinen Schreibern einen Gewinn zu verschaffen[1]. Verböczy verlor jede Hoffnung für die Erwählung Ludwig's. Als der Bericht des Gesandten in Ofen einlief, mußte man auch hier dem Traumbilde länger nachzuhängen entsagen. Bis dahin aber war man voll eitler Zuversicht in das Gelingen.

Zu denjenigen, bei welchen die Absichten des ungarischen Hofes auf die Kaiserkrone am meisten Anklang und Unterstützung fanden, gehörten die böhmischen Stände. Sie hofften dabei das Wahlrecht, welches sie im Falle der Minderjährigkeit eines böhmischen Königs und Kurfürsten in Anspruch nahmen, allein auszuüben; schon aus Rücksicht auf ihren guten Willen, seine Partei zu ergreifen, war von Ludwig kein Widerspruch zu besorgen, auch konnte höchstens darüber gestritten werden, ob den böhmischen Ständen oder Sigismund von Polen die Ausübung des Wahlrechtes zugehöre, denn daß sie Ludwig nicht zukam, war auch nicht dem leisesten Zweifel unterworfen. Aber auch der Anspruch der böhmischeu Stände beruhte einzig auf unrichtiger Interpretation der goldenen Bulle, und die Ausübung des Wahlrechtes gebührte dem Könige von Polen[2]. Gegen diesen richteten sich nun die Bestrebungen der Stände und des Königs gleicherweise. Die ersteren sahen in ihm einen Rivalen für ihre Prätensionen, der letztere hatte vom Anfang an die Vermutung, die er bald

---

[1]) Ranke 1, 255.

[2]) Cap. 7. ut si Principem Electorem seu eius primigenitum, aut filium seniorem laicum mori, et heredes masculos, legitimos laicos, defectum etatis pacientes relinquere contingeret, tunc frater senior eiusdem primigeniti tutor eorum et administrator existat, donec senior ex eis legitimam etatem attigerit, quam in Principe Electore decem et octo annos completos censeri volumus. Die Böhmen beriefen sich auf die Worte salvis semper privilegiis, juribus et consuetudinibus Regni nostri Boemie, super eleccione Regis in casu vocacionis per Regnicolas, qui ius habent eligendi Regem Boemie.

bestätigt sah, daß von ihm keine Förderung seiner Bewerbung zu erwarten sei. Man ward also einig gegen Sigismund gemeinsam zu handeln. Das nächste Mittel, das man anwendete, war allerdings sehr kleinlich und konnte keinen andern Erfolg haben als Zeit zu gewinnen. Man notificirte nämlich die von Mainz eingelangte Einladung dem polnischen Könige nicht. Die Gesandten, welche am 7. Mai auf dem Reichstage zu Petrikau vor Sigismund erschienen, ließen sie unerwähnt. Dieser aber hatte von ihr bereits Nachricht; eine französische und eine österreichische Botschaft waren bei ihm eingetroffen und hatten ihm über alles vollständige Mittheilung gemacht. In loyaler Weise meldete er dies sogleich seinem Neffen, dem er seine Verwunderung über das Stillschweigen in der wichtigen Sache zu erkennen gab, verlangte seine Ansicht zu erfahren, und empfahl Verständigung über ein gemeinsames Votum. Zu diesem Ende werde es am besten sein, daß jeder der beiden Könige einen Gesandten nach Frankfurt sende, und das gemeinsame Wahlmandat zugleich mit dem böhmischen und polnischen Siegel bekräftiget werde. In demselben Sinne schrieb er an die böhmischen Stände und die ungarischen Magnaten [1]. Man sieht, daß, während von böhmischer und ungarischer Seite, die auf das Wahlrecht keinen Anspruch hätten machen dürfen, die Tendenz waltet, den König von Polen davon auszuschließen, dieser obgleich ausschließend berechtigt auf ein Zusammengehen mit seinem Neffen und den böhmischen Ständen augenscheinlich Wert legt.

Welchem von den beiden Thronbewerbern neigte sich aber Sigismund zu? Politische und Hausinteressen zogen ihn gleicherweise nach beiden Seiten. Jede Parteiname versprach Vortheile und bedrohte mit Nachtheilen. Eine solche Lage schrieb eine unentschiedene, lavirende Haltung vor.

Zunächst war es die preußische Angelegenheit, welche Sigismund's Sorge erweckte. Welcher der beiden Fürsten würde voraussichtlich eine Polens Wünschen am wenigsten nachtheilige Stellung

[1]) Acta Tomiciana, 5, S. 35—38.

nehmen. Einige Zeit hatte Maximilian den deutschen Orden gegen die Souveränetätstendenzen Sigismund's zu schützen den Schein angenommen, dann aber seit 1515 den Orden an Polen ausgeliefert, den Thorner Frieden anerkannt, polnisches Gericht an die Stelle des deutschen treten lassen. Wird Karl von Spanien in dieselben Fußstapfen treten, oder die verratenen Reichsrechte von neuem aufleben lassen? Es lag nichts vor, um darüber eine beruhigende Antwort zu gewinnen. Hingegen sprach alles mit hoher Wahrscheinlichkeit dafür, daß Franz I. als römischer Kaiser ganz andere Ziele, als die der Vertretung von alten Reichsansprüchen im entferntesten Osten verfolgen werde.

Wenn Sigismund darum den französischen König vorgezogen hätte, so warf ihn ein anderer Umstand wieder Karl in die Arme. Die Königin Johanna von Neapel, welche im Herbste 1518 gestorben war, hatte ihre Enkelin Isabella von Mailand, Herzogin von Bari, zur Erbin ihres gesammten Vermögens eingesetzt. Diese aber war die Schwiegermutter König Sigismund's. Die Erbschaft, worunter Städte und Herrschaften waren, besaß einen Wert von fünfhunderttausend Ducaten. Ihre Ausfolgung an die Erbin lag im Belieben Karl's, als des Königs von Neapel. Nahm Sigismund entschieden für Frankreich Partei, so war die neapolitanische Erbschaft verloren. Wenn er aber dieser zu Liebe ebenso rückhaltlos Karl'n die Stimme versprach, und das Glück etwa Franz seine Gunst bewies, so konnte die dadurch erweckte Feindschaft dieses Monarchen ihm in Preußen verderblich werden. Sich nach keiner Seite zu compromittiren wurde daher Sigismund's Losung [1].

Um die Testamentsvollstreckung zu beschleunigen, war noch im Jahre 1518 Johann Dantiscus an den Kaiser und den König von Spanien abgesendet worden. Besonders auf des Kaisers Maxi-

---

[1]) Acta Tomiciana 5, 26. Der Gedanke Sigismund's ist präcis ausgesprochen in der Mittheilung an die polnischen Stände: nescitur, quorsum hec alea cadet, et multum interest nostra, favorabilem habere cesarem cum propter res pruthenicas tum alias nostras difficultates.

milian Fürsprache hatte Sigismund seine Hoffnung gebaut. Doch als Dantiscus am 14. Jänner 1519 in Barcelona eintraf, war jener bereits todt [1]. Die Wichtigkeit, welche Sigismund als Ausüber des böhmischen Wahlrechts nun gewann, nahm sogleich auf Karl's Benehmen gegen Dantiscus Einfluß. Obgleich dieser behauptete, nur Secretär seines Königs zu sein, erwies man ihm die Ehren eines königlichen Gesandten. Bei dem feierlichen Einzuge, welchen Karl als König von Aragonien am 15. Februar in Barcelona hielt, schritt er an der Seite des englischen Gesandten einher. Bei der Audienz nahm Karl das Baret vor ihm ab, versprach alles zu thun, was man billig von ihm verlangen könne, und noch mehr als dies. Er ließ Sigismund fragen, ob er nicht das goldene Vlies annehmen wolle, und sprach in einem eigenhändigen Schreiben von der Sehnsucht des Ordenscapitels, ihn zum Mitgliede zu haben. Doch der schönen Worte ungeachtet, welche die Versicherung günstiger und rascher Erledigung schriftlich und mündlich aussprachen, rückte die Erbschaftsabhandlung nicht vor. Sigismund sah dies mit steigendem Verdruße; in dem Schreiben, worin er Karl antwortete, bemerkte er, daß ein rascher Spruch wol hätte gefällt werden können, da er nichts verlange, als was ein gerechter Fürst dem letzten seiner Unterthanen gewähren müsse. Das goldene Vlies nahm er nicht sogleich an, er müsse zuvor die Statuten kennen, ehe er die angebotene Ehre annehmen könne.

Dantiscus bewies in Betreibung seines Auftrags einen Eifer, der lästig fiel, man fand immer neue Vorwände der Verzögerung. Aus Rom lief einmal die Nachricht ein, der polnische König bewerbe sich selbst um die Kaiserkrone, der Papst und Venedig hätten ihm dazu Subsidien von 200.000 Dukaten angeboten. Eine neue Verlegenheit für den Gesandten, dem man diese Mittheilung vorhielt. Er antwortete dem Großkanzler, es sei wol möglich, daß man dem Könige solche Anträge gemacht, aber dieser

[1]) Acta Tomic. 5, 33.

sei ein Fürst von so fester und loyaler Gesinnung, daß er die Versprechungen, welche er dem verstorbenen Kaiser in Augsburg gemacht, unverbrüchlich halten werde. Als man dann wieder erfuhr, daß Sigismund seinen Gesandten zugleich mit den von Böhmen und Ungarn nach Frankfurt geschickt habe mit der Instruction für Karl zu stimmen, wurde Dantiscus Lage wol angenehmer; man wurde sogleich wieder freigebig mit Verheißungen, die schwebende Angelegenheit zu Ende zu führen. Doch kam sie vor der Kaiserwahl zu keinem Schlusse [1]. Sigismund hatte um ihretwillen seine Haltung nicht entschieden genommen, ebenso sehr wünschte aber auch Karl ein Unterpfand derselben in der Hand zu behalten; er hat es sich nicht entschlüpfen lassen.

König Sigismund hatte indessen sein vorsichtiges Spiel mit aller Sorgfalt in Scene gesetzt. Der König von Frankreich hatte seine Gesandten Jean de Langhac und Antoine Lamet schon am 27. Jänner abgeschickt [2], diese aber konnten, da sie um unentdeckt zu bleiben, in fortwährender Verkleidung als Kaufleute und Pilger reisten [3], nicht eher als Ende April in Krakau eintreffen. Sie wurden auf das rücksichtsvollste empfangen. Ihr Begehren lautete dahin, daß Sigismund bei der Kaiserwahl seine Stimme für Franz abgeben möge, wenn unter den Kurfürsten Stimmengleichheit eintreten sollte. Dafür hatten sie den Auftrag, ihm vortheilhafte Heiraten für seine Töchter und Hilfe in den Kriegen mit Moskau und den Türken zu versprechen. Sigismund nahm diese Mittheilungen zur Beratung. Um aber nur nicht in die Notwendigkeit einer baldigen Entschließung zu geraten, ertheilte er ihnen kurz darauf die folgende vorläufige Antwort: Es sei dem Könige von Frankreich nicht unbekannt, in welcher Weise er sich in Augsburg zu Karl's Gunsten bemüht und verpflichtet habe, weil er damals von den Wünschen des französischen Königs nicht unterrichtet gewesen. Jetzt aber, wo die Christenheit in so

[1]) Acta Tomic. 5, 7. 31. 32. 56.
[2]) Acta Tomic. 5, 25.
[3]) Mignet 231. 256.

großer Bedrängnis schwebe, sehe er wol, daß Franz I., welcher so reich an Macht, Mut und Truppen sei, der geeignetste Mann für diese Würde wäre. Bevor er jedoch in Widerspruch mit der Augsburger Zusage ein Versprechen ertheilen könne, müsse er sich mit den Ständen von Ungarn und Böhmen beraten, ohne deren, besonders der letzteren Mitwirkung selbst ein großjähriger König von Böhmen nichts zu beschließen vermöge. Wenn aber die genannten Stände und die deutschen Kurfürsten in ihrer Gesinnung gegen Franz I. mit ihm übereinstimmten, so wolle er ihm gern die Stimme geben. Die Gesandten möchten daher bis zum Eintreffen einer Antwort der Stände Ungarns und Böhmens bei ihm verweilen. Auch dem Könige von Frankreich schrieb er, daß in Anbetracht der Zeit, welche die Sache in Anspruch nehme, ein längerer Aufenthalt der Gesandten in Krakau wünschenswert sei [1].

Einer Gesandtschaft von den deutschen Bevollmächtigten in Augsburg, die der französischen bald folgte, gab der König auf ihr Ansuchen, dem Augsburger Vertrage treu zu bleiben, eine ähnliche unbestimmte Antwort; ohne eine Vereinbarung mit den böhmischen Ständen könne er keine Entscheidung treffen. Von der Ankunft der beiden Gesandtschaften setzte nun Sigismund allerdings den König Ludwig in Ofen so wie die böhmischen Stände in Kenntnis und verlangte zu erfahren, ob in dem Falle als die Vorwähler zwiespältig sein sollten, Polen als Ausüber der böhmischen Kur das Gewicht derselben für Karl in die Wagschale werfen dürfe. Solches paßte jedoch gar nicht zu den Ansichten des ungarischen Hofes; dieser hielt noch immer an der eigenen Candidatur fest und wollte sich selbst die Stimme geben. Es wäre wünschenswert zu wissen, ob der sächsische Kurfürst, wie behauptet wird, darauf Einfluß nahm. Er soll eine Verbindung der Prinzessin Anna mit seinem Neffen Johann Friedrich vorgeschlagen und dazu angestiftet haben, Anna, die zu Wiener-Neustadt im

[1]) Acta Tomic. 5, 26. 27. 28.

Erzherzogtum Niederösterreich verweilte, nachdrücklich zurückzuverlangen[1], worauf die Auflösung der österreichischen Verbindung gewiß erfolgt wäre.

Diese Schwester Ludwigs war im Jahre 1515 zur Braut eines der Erzherzoge Ferdinand oder Karl bestimmt worden. Würde aber, hieß es zugleich, während eines Jahres keiner der beiden Brüder sich mit ihr verbinden, so wolle Kaiser Maximilian selbst mit ihr die Ehe eingehen. „Dem Wunsche und Willen des Kaisers gemäß" gab aber der Infant Ferdinand im März 1516 ein schriftliches Eheversprechen aus und ließ die Heirat durch Procuratoren abschließen. Da Ferdinand jedoch damals dreizehnjährig, Anna eilfjährig war, so konnte die wirkliche Heirat nicht stattfinden, über den Zeitpunkt derselben hatten die Verträge auch keine Bestimmung getroffen. Wol setzten dieselben aber fest, daß wenn die Ehe aufgelöst werden sollte, dreihunderttausend Dukaten an die Prinzessin ausgezahlt werden müßten. Maximilian hatte als Pfand für die Summe Kleinodien im Werte einer Million in Neustadt unter der Aufsicht der österreichischen Stände deponirt[2]. Nun erhoben die Ungarn Ansprüche auf diese Summe, indem sie behaupteten, die Zeit zur Einhaltung der eingegangenen Verpflichtungen sei vorüber. Zugleich sollte Anna von Neustadt, wo sie erzogen wurde, in ihre Heimat zurückkehren. Im Falle einer Weigerung drohte man mit Gewalt[3]. Wie es scheint, war dies vor allem das Werk der Bemühungen Frankreichs. Einerseits verhieß dieses im geheimen eine Macht für die Wahl Ludwigs aufzubieten, anderseits regte es die zahlreiche Partei Johann Zápolya's auf. Dieser ehrgeizige Mann hatte schon 1505 nach der Hand

[1] Zevenberghen an Margareta. Inspruck 16. Februar bei Le Glay, Négoc. 2, 235 ganz bestimmt, nur als Gerücht J. Marnix an Margareta, 16. März, Mone 131. Die Nachricht steht ganz vereinzelt; ihre Bestätigung würde aber auf die Politik des sächsischen Hofes in der Zeit ein neues Licht werfen.

[2] Bucholtz, Ferdinand I. 1, 150 ff.

[3] Marnix an Margareta. Augsburg 16. März. Mone 131.

Anna's getrachtet, um seinen Absichten auf die Krone dadurch einen legitimen Schein zu leihen. Seitdem er den furchtbaren Bauernaufstand, der im Jahre 1513 losbrach, niedergeworfen hatte, waren sein Ansehen und seine Ansprüche noch außerordentlich gewachsen. Der Zeitpunkt, der die österreichische Macht in schwankender Lage zeigte, war zur Erneuerung des alten Gedankens wie kein anderer geeignet. Je mehr der Hof der Wahl des Habsburgers entgegenwirkte, desto mehr hatte Zápolya Aussicht des Gelingens. Denn damit trat jener aus dem Kreise der habsburgischen Allianz und Familienverbindung heraus. Schon war es beschlossene Sache, auch die Heirat Ludwigs mit Maria zu hintertreiben. Anna selbst, scheint es, hatte man in diese Bestrebungen hineingezogen und ihre Zustimmung zur Rückkehr nach Ungarn erlangt [1].

Es bedurfte der höchsten Wachsamkeit und Umsicht der Organe Oesterreichs, um die Combination feindlicher Strebungen, die hier thätig wurden, nicht übermächtig werden zu lassen. In den Mitteln war man dabei zuweilen nicht allzu wählerisch. So wurde ein französischer Edelmann, der nach Ungarn gehen wollte, zu Linz in Oberösterreich angehalten und an der Besorgung seines Auftrages gehindert [2]. Dem Befehlshaber von Neustadt Melchior von Wasmünster gab man sogleich Befehl, vor einem Handstreiche der Ungarn auf seiner Hut zu sein [3]. Der Prinzessin Anna hat man raten lassen, auf die

---

[1]) Margareta an H. von Nassau 20. März. Mone, 134. D'autre part je suis advertye, qu' il y a eu quelque petit discord entre Madame Marie, ma niėce, et Madame Anne de Hongrie, et que practiques se denoynant pour oster la dicte dame — de ou elle est. Ueber die geheimen Versprechungen Frankreichs am ungar. Hofe s. den Brief Andrea's da Burgo vom 19. April. Anderseits scheint insbesondere der König Ludwig doch kein schroffes Verhältniß mit Oesterreich gewollt zu haben, denn Marnix schreibt am 10. April (Le Glay 2, 411): Aussi j' ay veu une bonne lettere dudit roi d'Ongrie de vieille date, adressant audit Cardinal de Gurce, que me accroist l' espoir.

[2]) Margareta an König Karl. Mecheln 12. April. Le Glay, Négoc. 2, 427. Dieser gentilhomme de France ist doch wol schwerlich der Gesandte selbst, wie Liske meint. Das Beglaubigungsschreiben für diesen erwähnt Marin. Sanudo. 13. Mai.

[3]) Mone 131. Le Glay 2, 206.

Einflüsterungen von Seiten der Ungarn nicht zu hören, ein glänzendes Los sei ihr gewiß, wenn sie entweder Ferdinand's oder Karl's Gemahlin geworden, von denen der erste nächstens römischer König, der andere römischer Kaiser werde; in Ungarn werde sie mit einer bescheideneren Zukunft sich begnügen müssen. Mit einem Schreiben König Karl's an Ludwig ging der Wiener Bürgermeister Cuspinian, der in öfteren Reisen eine große Kenntnis der Zustände und Personen Ungarns erworben hatte, und Laurenz Saurer nach Ofen[1]; allein ihr Wirken war fruchtlos. Daher sendete man Andreas da Burgo dahin, der schon im Februar diesen Auftrag empfangen hatte; nach Böhmen wurde Johann Morafki bestimmt[2]. Andreas da Burgo vertrat die Ansicht, man solle, während alles aufgeboten werde um Brandenburg zu gewinnen, die Ehe zwischen König Karl und Anna abschließen; dann dürfe man Ludwig's und der böhmischen Stimme sicher sein[3]. Gewiß hatte ein solcher Antrag Aussicht eine wesentliche Aenderung der Stimmung des ungarischen Hofes zu bewirken. Mit ihm in der bindenden Form eines Versprechens hervorzutreten, hatte Burgo jedoch keine Vollmacht; dies konnte ihn aber nicht verhindern, es den maßgebenden Persönlichkeiten Ungarns nahe zu legen, daß sie an die Förderung der Wahl Karl's, diese Heirat als Bedingung knüpfen dürften. Wir finden daher, daß Burgo's Erscheinung in Ofen den Umschwung, der sich schon vorbereitete, entschied. Alle aus Deutschland und Italien einlaufenden Nachrichten zeigten, daß für die Erwählung Ludwig's nicht die geringste Aussicht vorhanden war; eine Allianz mit der Zápolyanischen Partei konnte nicht lange Bestand haben, sie mußte scheitern an dem maßlosen Wesen und dem rohen Dictatortone des Woiwoden. Derart blieb kein anderes Mittel, als an der Verbindung mit dem österreichischen Hause

[1]) Cuspinians Tagebuch. Fontes rer. austriac. I. Sie gingen am 4. April von Wien ab und hatten am 8. Audienz.

[2]) Zevenbergen an Margareta. Augsburg 14. Februar. Le Glay 2, 233.

[3]) Brief an Bischof Bernhard Cles von Trient. 19. April bei Stögmann a. a. Orte.

festzuhalten. Konnte man für die Heirat Anna's mit Ferdinand die mit Karl eintauschen, so hatte man aus der Wahlangelegenheit soviel Gewinn gezogen, als man nur immer begehren konnte. Der junge König ist für diese Idee völlig gewonnen worden, er hing fortan an der glänzenden Aussicht seiner Schwester[1]. Es handelte sich nur darum, diesen Gewinn auch sicher zu stellen. Hier bewies die österreichische Diplomatie, daß sie aus alter Schule hervorging. Daß so gar nicht entschieden war, wer endlich die Kur ausüben werde, Ludwig, Sigismund oder die böhmischen Stände, arbeitete ihm sehr in die Hände.

Die Eventualität, daß Karl die Prinzessin Anna heirate, wurde also genau erörtert. Die bereits mit Ferdinand durch Procuration vollzogene Verlobung konnte kein ernstliches Bedenken abgeben, denn da beide Theile minderjährig gewesen, unterlag der Dispens keinem Zweifel. Gab Burgo sich so alle Mühe, die Wege zu ebnen, so hütete er sich irgend etwas davon in der Form eines Vertrages zu fixiren[2]. Dem schwachen Vertrauen auf bloße Worte die nöthige Festigkeit zu geben, wendete man mit bestem Erfolge das Geld an. König Karl ist um die Anweisung neuer Summen dringend ersucht warden. Mit den zehntausend Goldgulden, die er bewilligte[3], ging Cuspinian noch einmal nach Ungarn und betheilte damit Georg Szákmáry Bischof von Fünfkirchen und Ladislaus Szalkány Bischof von Waizen, zwei der Hauptrepräsentanten des österreichischen Einflußes und Mitglieder

---

1) Palacký, Dějiny české V, 2, S. 354. Brief König Ludwigs von Ungarn an Peter von Rosenberg. Ofen, 21. April. Žádáme wás, buď te k tomu pomocni, jestližebychme sami osobú naši k tomu přijíti nemohli, aby náš hlas žádnému dán nebyl, než Karlowi králi. Neb znáte, že naše sestra wdána není, a chtěli bychme rádi, aby jí král Karel měl.

2) König Ludwig an Markgraf Georg v. Brandenburg. Ofen, Juli? bei Pray, Epistolae Procerum Regni Hungariae, Posonii 1806. 1, 130. Ueber Burgo findet sich darin die Aeußerung: qui se se nostri, et rerum nostrarum studiosissimum professus est.

3) Instruction à Mr. Jean de le Sauch, secrétaire de Charles, Barcelone 13. März. Le Glay, Négoc. 2, 335.

des Conseils am Hofe [1]. Bei Markgraf Georg von Brandenburg dem Obersthofmeister scheint man dieses Mittels nicht bedurft zu haben, er war wie seine Brüder Johann, der Vicekönig von Valencia, und Markgraf Kasimir durchaus Anhänger des habsburgischen Hauses. Von diesem Augenblick an war man in Ofen entschieden, für die Wahl Karl's zu wirken, die Trennung von der Partei Johann Zápolya's fand ihren scharfen Ausdruck in der Wahl seines Rivalen Stephan Báthory zum Palatin.

Sogleich sendete man Hieronymus Balbus an König Sigismund, um diesem zu erklären, daß Ludwig sich für die Wahl Karl's interessire, aber aus dem letzten Schreiben seines Oheims die Vermutung geschöpft habe, daß dieser mehr für die Franz' I. eingenommen sei, weil er deren eingehend, jener Karls nur ganz kurz gedacht habe. Zugleich wurde Sigismund benachrichtigt, daß die Böhmen im Namen ihres Königs an dem Wahlakte sich allein betheiligen wollten. Diese behaupteten in der That ihre ganz besondere Stellung und waren beharrlich gesonnen, die Stimme zu Gunsten ihres Königs abzugeben. Um den König von Polen aus dem Felde zu schlagen, der nur als Vormund auf die Ausübung der Kur Ansprüche hatte, erklärten sie Ludwig für großjährig und setzten ihn in die Regierung Böhmens ein. Dabei vergaßen sie nur, daß die Großjährigkeit Ludwig's als König von Böhmen an der Bestimmung der goldenen Bulle nichts ändern könne, welche festsetzt, daß jeder Kurfürst mit dem zurückgelegten achtzehnten Jahre großjährig werde; Ludwig aber zählte erst dreizehn Jahre. Doch sie dehnten auch hierauf die Rechtskraft jener in der goldenen Bulle hervorgehobenen böhmischen Privilegien aus. Den König von Polen ließen sie von dieser Aufhebung der Vormundschaft wie von ihrem Entschluße, Ludwig die Stimme in Frankfurt zu geben, unterrichten. Sigmund verhehlte sein Erstaunen darüber nicht, hielt an seinem

---

[1]) Cuspinian verweilte in Ofen vom 25. Mai bis 1. Juni. (Tagebuch.) Und daselbst finden sich die Aeußerungen: Dedi obligacionem Vaciensi, dedi Quinqueecclesiensi.

Rechte fest und machte sie darauf aufmerksam, daß Kaiser Maximilian selbst, der den Wiener Vertrag geschlossen, später erklärt habe, daß seine Bemühungen, die Nachfolge Ludwig's bei den Kurfürsten zur Anerkennung zu bringen, fruchtlos gewesen seien [1]. Da nun so wenig Aussicht bestehe, daß sein Neffe erwählt werde, riet er ihnen eine Verständigung mit der französischen und österreichischen Botschaft an seinem Hofe und die Absendung einer Gesandtschaft in Gemeinschaft mit ihm. Den König von Ungarn versicherte er aller Bereitwilligkeit, mit ihm in der Thätigkeit für die Wahl Karl's gemeine Sache zu machen [2].

So bestimmt Sigismund sich hier auch äußert, so war er doch von einer entschiedenen Parteiname, wie sie zuletzt in Ofen beschlossen worden, weit entfernt. Noch immer harrten die französischen Gesandten der letzten, klar formulirten Antwort. Sie waren über den langen Aufenthalt schon ungehalten und sprachen es aus, daß sie sähen, wie ihr König hier nicht geschätzt werde, renommirten übrigens, daß die Erwählung Franz I. ohnedies sicher sei. Sie dürften über die wahren Gedanken Sigismund's eben so wenig in Zweifel geblieben sein, als ihr König über die anfängliche Bestrebung Ludwig's, sich den Beistand Venedigs und Roms zu seiner Erhöhung zu verschaffen. Sie haben darum auch bedeutende Summen zur Bestechung der einflußreichsten Personen der polnischen Kanzlei verwendet; solche waren der Großkanzler Szydłowiecki, der Vicekanzler Peter Tomicki, der Secretär Krzycki, allein Erfolg hatten diese Auslagen nicht [3]. Am 4. Mai endlich berief man sie zur Audienz. Sigismund erklärte nun, daß zwar der Abgesandte aus Böhmen noch nicht zurückgekehrt sei, er aber inzwischen die günstige Gesinnung Ludwig's in Erfahrung gebracht habe, welcher

---

[1]) Significaverat nobis postea illius Mtas secreto, se in ea re omnem impendisse operam apud electores, sed efficere aliquid nullo modo potuisse. Acta Tom. 38. Vgl. darüber Liske: Der Congreß zu Wien. Forschungen zur deutschen Geschichte Bd. 7.

[2]) Acta Tom. 5, 49. 55. 56.

[3]) Mignet 256. Bucholtz, Ferdinand der Erste 3, 219. X. Liske S. 65.

eben so wie er mit höchster Bereitwilligkeit Franz I. seine Stimme geben wolle, wenn Stimmengleichheit eintreten sollte. Für den Fall aber, daß der König von Frankreich seine Sache nicht zu einem glücklichen Ausgange gedeihen sähe, bat Sigismund um dessen Verwendung, damit die Stimmen auf ihn oder seinen Neffen Ludwig fielen. Die Verhandlungen über die angebotenen Heiratsverbindungen und das Bündnis behalte er einer späteren Gesandtschaft vor, die er gemeinsam mit dem Könige von Ungarn an Franz abzusenden gedenke [1].

Einen nicht minder günstigen Bescheid erhielten die Räte Karl's auf ihre Sendung an den polnischen König. Er habe, sagte Sigismund, vor allem mit König Ludwig und den ungarischen und böhmischen Ministern verhandeln müssen, welche sich über das einseitige Vorgehen Polens in Augsburg beklagt hätten. Und es sei nun allerdings zwischen ihm und den Ungarn Uebereinstimmung erzielt worden, jedoch nicht mit den Böhmen. Um diese nun nicht durch eine bestimmt ausgesprochene Hinneigung zu einem der Bewerber noch mehr wider sich aufzubringen, beschränke er sich darauf, seine nach Frankfurt abgehenden Gesandten zu instruiren und bitte Karl's Räte zugleich, die Böhmen zu bewegen, keine abweichende Haltung einzunehmen und vor allem nicht zu gestatten, daß die Gesandten eine Unbill von ihnen erführen. Denn er fürchte nur zu sehr, daß die Böhmen in Frankfurt Störungen bereiten werden [2].

Zu Gesandten in Frankfurt bestimmte der König Mathias Drzewicki, Bischof von Włocławek in Kujavien, der sogleich nach Frankfurt aufbrach [3], und Raphael Leszczyński, Castellan von Lond,

---

[1]) Acta Tomic. 5, 45. 46.

[2]) Sigismund an die Räte K. Karl's. Acta Tom. 5, 42: ne iidem Bohemi cognito studio nostro in eo perficiendo, quod cupimus, aliquas turbas excitent.

[3]) Es werden ihm der nöthigen Repräsentation wegen tausend ungarische Gulden und sex stamina panni rubei lundensis angewiesen, um in dieser Farbe dreißig bis vierzig Reiter zu kleiden.

derselbe, der schon im vorigen Jahre in Augsburg gewesen. Dieser bekam seine Vollmacht am 20. Mai und trat die Reise zum Wahlort am folgenden Tage an. Die Instruction, die man erließ, schrieb das Verhalten der Gesandten gegenüber allen officiellen Personen am Wahlorte umständlich vor.

Den Kurfürsten sollten sie nun an das Herz legen, eine dem Wohle der Christenheit förderliche Wahl zu treffen; dem Legaten mittheilen, daß ihr König im Einklange mit den päbstlichen Absichten stimmen wolle; den böhmischen Gesandten darlegen, wie König Sigismund, ohne die Meinung ihrer Stände eingeholt zu haben, keiner der beiden Gesandtschaften, die zu ihm gekommen, eine bestimmte Antwort gegeben, sondern sie von dem Eintreffen der Aeußerung der böhmischen Stände abhängig gemacht habe. In Augsburg aber sei es nicht möglich gewesen, die Böhmen zur Mitwirkung beizuziehen, weil der Wunsch des Kaisers sich auf eine eben so geheime als rasche Erledigung der Angelegenheit gerichtet habe. Die Gesandten sollten nun die Böhmen ersuchen, Rücksicht zu nehmen auf die Gemeinsamkeit der Sprache und die Verwandtschaft ihres Königs mit dem Polens, und ihnen die Nothwendigkeit einträchtigen Vorgehens klar machen. Während sie beständig betheuern müßten, in nichts den Wünschen der Böhmen entgegen sein zu wollen, sollten sie es zugleich durchaus geheim halten, welchen der Bewerber der König von Polen zu begünstigen Neigung trage.

Eine Richtschnur von eben solcher Schwierigkeit der Ausführung empfingen sie für ihren Verkehr mit den spanisch-österreichischen Gesandten und Räten, der, um weder den Argwohn der Kurfürsten noch der Böhmen wachzurufen, in größter Heimlichkeit stattfinden sollte [1]. Zunächst sei übereinstimmend mit den Intentionen Ludwig's die Heirat König Karl's mit der Prinzessin Anna zu unterhandeln. Bei diesem Anlasse sollen die ungarischen Bevollmächtigten beigezogen, von diesem Geschäfte auch

---

[1]) Neque statim venientes nec sine magna dexteritate et cautione.

die böhmischen Gesandten verständigt werden, die in diesem Böhmens Interessen so nahberührenden Punkte keinen Widerspruch erheben würden. Wieder wird geltend gemacht, daß Ferdinand, als er die Verlobung mit Anna durch Procuration eingehen ließ, nicht im gesetzmäßigen Alter gewesen. An diese Verbindung des erstgebornen Bruders sei alsogleich die Heirat Ferdinand's mit Sigismund's erstgeborner Tochter Hedwig zu reihen und wo möglich zum Abschlusse zu bringen. In Betreff des Krieges mit Moskau und der Angelegenheit des deutschen Ordens solle Karl sich verpflichten, die Differenzen gemäß den Absichten und Wünschen des Königs von Polen beizulegen; für den Fall, daß er dies nicht vermöchte, eine Unterstützung in Geld oder Truppen gegen den Orden zu sichern. Wegen der neapolitanischen Erbschaft sei die Forderung der Aufrechthaltung des Testamentes Isabella's für alles bewegliche und unbewegliche Gut zu erneuern. Wäre es zu erreichen, sollten die urkundlichen Versicherungen aller dieser Begehren noch auf dem Frankfurter Tage selbst an die Gesandten ausgefolgt werden.

Wenn man so im Fordern wahrlich nicht bescheiden war, so verhielt man sich in den Zusagen desto karger. Die Gesandten wurden angewiesen, während der Verhandlung ihrer Begehren zuweilen die Aeußerung zu thun, daß Sigismund seine vollkommene Treue gegen den Augsburger Vertrag bewahren wolle. Wenn man jedoch von ihnen verlange, sich mit den andern Kurfürsten über den König von Spanien zu einigen, so müßten sie sich gegen die Zumutung verwahren und erklären, daß sie sich zur Stunde weder für diesen noch für einen andern aussprechen dürften, um die Böhmen nicht zu reizen, und dadurch der Sache Karls nicht Nachtheil zu bringen. Sie würden aber handeln und stimmen wie die anderen Kurfürsten; so lange diese an den Augsburger Verträgen festhielten, wollten sie dasselbe thun. Begehrten die Kurfürsten etwa eine specielle Erklärung darüber, ob die von Polen abzugebende Wahlstimme von Ludwig werde bestätigt werden, sobald dieser das achtzehnte Lebensjahr erreicht habe, sollten sie

die Zusicherung geben, Sigismund werde Sorge tragen, daß Ludwig die Ratification ertheile. Es sei wol nicht vorauszusehen, daß die dem Könige von Polen kraft der goldenen Bulle zukommende Stimme ihm aberkannt werde; wenn es aber doch geschähe, müßten sie den Kurfürsten die Bedürfnisse des polnischen Staates auseinandersetzen, und sie um ihre Fürsprache bei dem künftigen Kaiser bitten, damit Polen in dem Kampfe mit den Feinden des Christentums, dessen Last es unablässig trage, eine Unterstützung erhalte.

Mit den Gesandten Frankreichs sollen sie das angetragene Bündnis und die Familienverbindungen besprechen; Frankreich solle Polen Beistand leisten gegen den Hochmeister in Preußen, wenn dieser den Thorner Frieden überschreite, auch die Bestätigung dieses Vertrages durch den Pabst erwirken. Den Krieg mit Moskau sollte es mit Wahrung der polnischen Interessen beilegen helfen oder zur Fortführung Hilfe gewähren. Endlich solle Franz I., wenn er Kaiser werde, Ludwig zur Würde eines römischen Königs befördern[1]. War anzunehmen, daß das feine Räderwerk dieser diplomatischen Maschinerie nirgends Störung erleiden werde, daß die zum Angriff entschlossenen Böhmen nirgends mit derber Faust eingreifen würden? Doch ehe es die Probe in Frankfurt bestehen sollte, änderte sich die Lage noch einmal vollständig.

Das Verdienst dabei gebührt der diplomatischen Kunst da Burgos; es war ein Meisterstreich, den er ausführte und seine schweren Folgen fielen alsogleich, und in verstärktem Maße später in Frankfurt auf Polen nieder. Den böhmischen Ständen war, wie wir wissen, an der Fernhaltung Sigismund's und an der ausschließlichen Uebung des Kurrechts durch sie selbst alles gelegen; sie hielten die Einmischung Polens für einen Eingriff in die alten, durch die kaiserliche Hand ihres Karl IV. bekräftigten und geweihten Privilegien ihrer Krone. Um den Preis der Aner-

[1]) Instructio summaria data a Sigismundo R. P. Oratoribus ad Conventum Francofordiensem. Act. Tomic. 5, 49—54.

kennung und Sicherung ihres Kurrechtes waren sie bereit auch das ohnedies chimärische Project der Wahl Ludwig's fallen zu lassen, und für Karl zu stimmen, für den sie als einen österreichischen Prinzen keine Sympathien fühlten.

Andreas von Burgo hatte in Ofen schnell großes Vertrauen erworben. Indem er Ludwig das Versprechen gab, in Gemeinschaft des Markgrafen Georg von Brandenburg selbst für die ungarischen Interessen in Frankfurt Sorge tragen zu wollen, verpflichtete er sich den König und befestigte die Hoffnungen, die man auf seine Vermittlung der Heirat Karl's mit Anna setzte. Jetzt durfte er aber auch die Absendung einer eigenen Gesandtschaft als unnützen kostspieligen Prunk bezeichnen und weiter gehen. Da die Böhmen sich bereit erklärten für Karl zu stimmen, so wie Ludwig selbst, so gab es keinen Grund, daß der König nicht das Recht der Abstimmung in seinem Namen an die böhmischen Gesandten übertrug und ihnen die volle Gewalt der Kur einräumte [1]. Am 10. Mai war diese durch Burgo erzielte Combination acceptirt, und Ludwig bevollmächtigte die böhmischen Gesandten in seinem Namen zu stimmen [2]. Die Böhmen rückten damit der Erfüllung ihres Wunsches ungemein näher; die österreichische Partei errang den wesentlichen Vortheil für die unentschiedene, orakelhafte Sprache und zweideutige Haltung des polnischen Königs den sicheren Anhang der Böhmen einzutauschen, und auch Ludwig verlor im Grunde nichts, weil er auch bei Absendung einer eigenen Gesandtschaft nichts hätte gewinnen können, denn der Hauptgewinn, den er von der Wahl erwartete, die Heirat Karl's mit Anna wäre von Spanien nie zugestanden, und wenn zugestanden, niemals vollzogen worden [3].

---

[1]) Ich habe keine andere Begründung für meine Auffassung, als daß durch sie ein enger Zusammenhang in den bisher unzusammenhängenden Actenstücken vermittelt wird.

[2]) Goldast, polit. Reichshändel S. 26. Politica Imperialia S. 103.

[3]) Hierüber sind folgende Aeußerungen Mercurin de Gattinara's, welche er in Molin del Rey zu Herberstein machte (Tagebuch, Fontes rer. austr. 1,

Es war ein vollständiger Abfall Ungarns von Polen in der Frage. Doch konnte man sich einer Mittheilung darüber an den Krakauer Hof nicht entschlagen. Man schrieb nun, daß Ludwig, nur um Streit mit den Böhmen zu vermeiden, sich seines Abstimmungsrechtes an sie begeben; er rate seinem Oheim dasselbe zu thun. Für die Besorgung der privaten Angelegenheiten seines Hofes habe er Burgo und dem Markgrafen sein Vertrauen geschenkt; auch hierin rate er Sigismund, seinem Beispiele zu folgen; die beiden würden sich der Ordenssache ohne Zweifel nicht minder aufrichtig und zum Vortheil der beiden Kronen annehmen. Uebrigens halte er an der Absicht fest, Karl die Stimme zu geben, und nur dann anders zu wählen, wenn Franz I. die Mehrheit auf seine Seite bekäme.

Diese neuen Nachrichten drückten Sigismund sehr darnieder, und stimmten seine Hoffnungen ungemein herab. Noch aber gab er sich nicht ganz verloren und wies seine Gesandten an, die Ordenssache so zu betreiben, daß wenigstens die Zusage, welche man Polen zu Augsburg gemacht habe, aufrecht bleibe. Man erinnert sich, daß diese nur negativer Art war: Der neue Kaiser werde dem deutschen Orden keinerlei Gunst und Schutz widerfahren lassen[1]. Bald darauf traf von den Räten Karl's in Eßlingen ein Brief ein, der Sigismund hätte beruhigen können. Aber die

---

197) nicht ohne Interesse: Ir Teutschen sächt gern, das vnnser Khaiser Euer hüngerin (das was Khunig Vladislay zw Hungern vnd Behaim Tochter) Eelichen näme. Ir sollt aber wissen, das der khunig von Franckhreich vorhat, alls sollt der Khaiser innhallt aines vertrags sein Tochter nemen, dahin doch der Khaiser nit verpunden ist. So erbeuth sich der Khünig in Engellandt vil gellts zw seiner Tochter zugeben, darnach auch der Khünig in Portugal, gleichermassen mit anbiettung vill gellts, dem Khaiser zu seiner Tochter zugeben. Weill aber der Khayser mit frid hiheer in Hispanien khomen, vill mächtiger Khünigreich on alle Schwerdtschleg vnnd Pluetvergießen eingenomen hat, so ist man noch zw khainem khrieg gefaßt. Darumb mues man die Nachbarn in guetem willen vnnd hoffnung erhallten, damit man wider mit frid in Teutsche Lannd khome, vnd daselbsten den fueß vestne. Sodann wierdt sich der Khayser seiner heurath entschließen.

[1]) Acta Tomic. 5, 55. 56. Dogiel, Cod. dipl. Pol. 4, 200.

Auffassung der Lage, welche jene kundgaben, beruhte auf veralteten Nachrichten. In der Meinung, daß gegenüber der Opposition, welche die Böhmen bisher gemacht hatten, selbst die zweifelhafte Freundschaft Sigismund's noch immer vorzuziehen sei, thaten sie bei den Kurfürsten alles, um das Stimmrecht der Böhmen an den König von Polen übertragen zu lassen. Damit dieser nun entschiedener werde und Farbe bekenne, hielten sie die Anwesenheit da Burgo's in Krakau für höchst dringlich und erließen am 15. Mai an diesen den Auftrag, Ofen zu verlassen und an das Hoflager Sigismund's zu gehen. Burgo wußte sehr gut, warum er diesem Rufe nicht folgte, und daß seine neuerliche Mediation in Ofen erfolgreicher war, als jede nochmalige Einwirkung auf die unfaßbare Politik des polnischen Hofes. Ja noch mehr, als er die Mahnung aus Deutschland erhielt, war sein Plan bereits ausgeführt und gelungen, jede fernere Anknüpfung mit Polen völlig unnütz geworden. Doch ließ sich Burgo davon nichts merken. Als aber die Commissäre und Räte in Eßlingen ihn in Erfüllung ihrer Weisung bereits in Krakau meinten, theilten sie ihm mit, daß ein Theil der Kurfürsten dahin erkannt habe, das böhmische Wahlrecht sei Polen zu vindiciren. Sie trugen ihm daher auf den König von Polen zu bestimmen, eine neue Vollmacht von der Form, welche die goldene Bulle im 19. Capitel[1] vorschreibe oder ein gesiegeltes Blanket, oder auch das Reichssiegel selbst seinen Gesandten nachzusenden. Vor Absendung des Briefes kam den Räten die Mittheilung zu, Burgo sei wahrscheinlich noch in Ofen; damit aber die Ausführung ihrer Begehren keiner Verzögerung verfalle, fügten sie der Adresse des Auftrags an Burgo die Worte hinzu, daß in dessen Abwesenheit auch der König von Polen den Brief eröffnen dürfe[2]. So erhielt Sigismund von der ihm vortheilhaften Stimmung in

---

[1]) Olenschlager. Neue Erläuterungen der goldenen Bulle Kaysers Karl IV. 1766.

[2]) Acta Tomic. 5, 40. 41.

Deutschland Kunde. Sogleich sendete er das Reichssiegel und eine letzte Instruction für die Wahl an Matthias Drzewicki und Raphael Lesczyński.

Die beiden wurden darin vor allem angewiesen, in jeder Böhmen allein berührenden Sache den böhmischen Sendboten alle Freiheit zu lassen und aller Einmischung sich zu enthalten; überall sonst aber durch Mäßigung den Anlaß zu Conflicten mit ihnen zu vermeiden [1]. Die Schwierigkeiten einer Wahl im polnischen Interesse werden in der Instruction mit derselben ängstlichen Vorsicht erwogen, die wir alle Schritte Sigismund's lenken sahen. Sie wird mit den folgenden Worten eingeleitet: In Berücksichtigung der Nachbarschaft der beiderseitigen Länder unseres Neffen und des Königs Karl, und der Verwandtschaft, welche mich und meinen Neffen mit diesem Könige verbindet, dann mit Bedacht auf die Gefahren, welche meiner Schwiegermutter in Betreff der neapolitanischen Erbschaft erwachsen könnten, wie in dem Wunsche, daß die Heirat Anna's keine Störung erleide, zumeist aber in Erwägung des zu Augsburg im vorigen Jahre gegebenen Wortes beharren wir fest auf dem Vorsatze zu Karl's Erwählung nach Kräften beizutragen. Bisher habe, heißt es weiter, der König die Meinung gehabt, daß ihm das Wahlrecht in Vertretung Böhmens nur dann zustehe, wenn Stimmengleichheit unter den Parteien eintrete, wenn also drei Stimmen gegen drei stünden, eine Meinung, welche auch die Gesandten Frankreichs getheilt hätten, als sie um sein Votum baten für den Fall, daß Franz I. im Besitze drei vorhergehender Wahlstimmen sein würde. Jetzt aber habe der König bei genauerem Einblick in die goldene Bulle ersehen, daß bei dem Wahlacte Mainz zuerst Trier, dann Köln und nach diesem sogleich Böhmen um die Stimme befrage, daß also in keinem Falle drei Stimmen der böhmischen vorangingen. Darum werde es ganz besonderer Gewandtheit und Umsicht bedürfen, um, während der Ausgang noch ungewiß sei, Niemanden von den Bewerbern

---

[1]) Acta. Tomic. 55. 57—60.

und auch den Pabst nicht zu beleidigen. Der letztere habe sich nämlich offen zu Frankreichs Gunsten bei ihm verwendet und er ihm geantwortet, daß er nicht unterlassen werde den Tendenzen Sr. Heiligkeit gemäß zu stimmen. Die Gesandten sollten daher in diesem Sinne auch dem Legaten die schönsten Versicherungen geben. Bei der ersten Abstimmung der Kurfürsten aber, die ohne Zweifel noch nicht zu einem Abschlusse führen werde, sollten sie für König Ludwig von Ungarn stimmen. Dies werde den Böhmen zu großer Befriedigung gereichen. Wenn man ihnen nun einwende, daß man sich nicht selber die Stimme geben könne [1] und darauf dringe, sie möchten von dem Votum zurücktreten, so wolle er, daß sie Ferdinand den Bruder Karl's nennten; das werde diesem Genüge thun und den König von Frankreich nicht verdrießen, da Ferdinand nicht dessen Gegner sei. Wenn dann bei nochmaliger (also zweiter Abstimmung [2]) eine Majorität, sei es für Frankreich oder Spanien, sich kund gebe, so sei dieser beizutreten. Würden aber die Stimmen in gleicher Anzahl sich gegenüber stehen, oder in mehr als zwei Parteien sich spalten, dann sei das Mandat König Ludwig's vorzuzeigen, das zu Gunsten König Karl's laute; sie sollten sich darum dasselbe zuvor von dem Gesandten Ungarns einhändigen lassen. Wenn jedoch Ludwig der Zusage untreu geworden wäre und das Mandat nicht ausgestellt hätte, dann dürften sie nichts desto weniger für Karl Partei nehmen im Namen des Königs Sigismund von Polen. Es wird endlich den Gesandten sehr eingeschärft bis zum entscheidenden Augenblicke das tiefste Stillschweigen über ihre Absichten

---

[1]) In diesem Punkte war König Sigismund demnach nicht genau unterrichtet, denn bekanntlich konnte jeder der weltlichen Kurfürsten sich selbst die Stimme geben.

[2]) Liske S. 74 sieht hierin eine dritte Abstimmung; da man Ludwig's Nennung nach der Ansicht Sigismund's nicht würde gelten lassen, so ist Ferdinand's Wahl an seiner Stelle zu proclamiren. Dies ist noch die erste Abstimmung. Es haben auch in der That später zwei Abstimmungen stattgefunden.

und Aufträge zu bewahren und keinen Menschen in das Geheimnis zu ziehen.

Alle diese Schlauheit sollte wirkungslos, die ganze Instruction ein todter Buchstabe bleiben. Wir werden bald sehen, daß es den Vertretern Polens nicht gegönnt war, die Befehle ihres Königs zu vollziehen. Die ungünstige Wendung, welche in Ofen begonnen hatte, vollendete sich in Frankfurt.

England.

Im Verlaufe des April und Mai traten noch die Bemühungen eines dritten königlichen Bewerbers aus dem Dunkel, in dem sie angesponnen wurden, sichtbar hervor. Bei Maximilian's I. Lebzeiten hatte Heinrich VIII. auf die Anträge des Kaisers nicht eingehen wollen, die Gesandten im Ausland Wingfield und Dr. Cuthbert Tunstall, wie sein Minister Wolsey waren gleicherweise einem solchen Wagnis entgegen gewesen; seither war ein gänzlicher Wechsel der Ansichten eingetreten und Heinrich selbst that Schritte die Krone für sich zu erlangen.

Aber diese Wandelung war nicht sogleich erfolgt. Vergeblich hat noch Dr. William Knight, Agent am Hofe Margaretens, am 8. October 1518 eine Aufforderung an den König gelangen lassen, sich der günstigen Lage zu bedienen und das rivalisirende Frankreich auf dem Felde der Bewerbung zu verdrängen. Dem Gesandten ist es gar nicht recht, daß man die Dinge ihren Lauf nehmen lasse, ohne im mindesten in sie einzugreifen, und nicht auch um die Gunst der Kurfürsten werbe, die man vielmehr „Hallunken" nenne [1]. Knight verfehlte seines Eindrucks, noch immer hing

---

[1]) Brief an Wolsey, Brüssel 8. October 1518 bei R. Pauli S. 419. Neben dessen Schrift ist eine ältere von Joh. Gottl. Böhm, de Henrico VIII, Angliae rege post obitum Maximiliani I Imperium adfectante völlig überflüßig geworden.

man an der Idee, England solle in die Angelegenheit gelockt werden, um ihm sein gutes Geld abzunehmen [1].

Es ist nicht festgestellt, wann Leo X. die erste Aufforderung an Heinrich ergehen ließ; gewiß aber ist es, daß dieser Ruf zur Theilname an der Wahl und die damit verbundene Zusage thätiger Unterstützung einen mächtigen Impuls gegeben haben [2]. Ging die Kaiserwürde jetzt an England über, so konnte gehofft werden, daß die Kronen Valois und Habsburg im Gleichgewichte bleiben und Heinrich im Einvernehmen mit Leo den Frieden Europas garantire. Seither ließ man im britischen Cabinete das hohe Ziel nicht aus den Augen, hütete sich aber sorgfältig, die Wünsche, die man nährte, gegen Franz I. oder Karl zu offenbaren. Weil aber die Candidatur des seit Jahren auf allen Punkten zur Offensive geneigten Frankreich gefährlicher befunden wurde, beschloß man vor allem dieser entgegen zu wirken, pflegte aber darum den Schein, das Project Franz' I. zu begünstigen und ihm seine moralische Unterstützung zu leihen, auf das aller sorgfältigste. Würde die Gefahr, daß Franz I. durchdringe, sich steigern, so sollte, aber nur dann, die minder gefährliche Wahl Karl's unterstützt werden. Am besten konnte ein solches zweifaches Spiel gedeihen, wenn man den schriftlichen Instructionen an die Gesandten mündliche entgegengesetzter Art zur Seite laufen ließ. Je nachdem es dann paßte, dementirte man einen Auftrag durch den anderen [3]. Unbedenklich verhieß man auch beiden Bewerbern seinen Beistand.

---

[1]) Ellis, Original letters I, 147. R. Pauli 422.

[2]) Wolsey an Silv. Gigli bei Martene ampl. Collect. 3, 1288 u. Arch. storico italian. Appendice 1, 317: Rex noster imperator nunc esset, si, quae ab eius sanctitate oblata ac subinde pollicita erant, servata nobis fideliter essent.

[3]) Le Glay, Négoc. 2, 432. König Karl an seine Gesandten in Deutschland. 16. April, Barcelona. Le roy d'Angleterre, après plusieurs bonnes parolles, dit à nos ambassadeurs, combien qu'il differoit d'escripre en nostre faveur aux princes electeurs, à cause qu'il estait du semblable fort requis par le roy de France; que neantmoins il avoit secrete et bonne intelligence avec nostre dict saint-pere le pape, pour nous favoriser et avancer à la dite election. Et que tousjours secretement il le feroit.

Frankreich überließ sich anfangs diesem Anschein von Loyalität und bundesgenössischer Mitwirkung so völlig, daß der König selbst einen Theil seines Spieles vor Sir Thomas Boleyn, dem englischen Gesandten aufdeckte. Ja er glaubte eine Zeit lang Heinrich so ganz für sich zu haben, daß er aussprach, es sollte Niemand in Zukunft Pabst oder Kaiser werden, der ihnen beiden nicht gefiele. Er schien vor Boleyn kein Geheimnis zu haben und gefiel sich darin, demselben scheinbar den freiesten Einblick in seine Thätigkeit zu gewähren[1]. Franz I. war auch nicht karg mit Versprechungen, wie sie dem Ehrgeize des Cardinals Wolsey willkommen sein mußten; Frankreich, ließ er ihm sagen, verfüge über vierzehn Cardinalstimmen, und da überdies eine Aussöhnung zwischen Colonna und Orsini zu hoffen sei, so solle Wolsey bei der nächsten Wahl Pabst werden. Man weiß, mit welcher Anstrengung der staatskluge Minister dieses Ziel sein Leben lang verfolgt hat.

Dennoch hat die englische Regierung sich auf mündliche Versicherungen ihres vollkommenen Einverständnisses mit den französischen Zielen beschränkt; die Briefe Heinrich's VIII. enthielten nichts als allgemeine Höflichkeiten. Dennoch äußerte sich Franz I. so vergnügt, als ob er in ihnen die bestimmteste Bestätigung ihm erwünschter Gesinnungen lesen würde. Er beeiferte sich seinen Dank in die verbindlichsten Formen zu kleiden; indem er in der Audienz seinen Hut abnahm, betheuerte er dem Gesandten Boleyn, daß die Liebe des Königs von England ihm über alles auf Erden gehe[2]. Im März sprach die Herzogin Louise von Savoyen gegen Boleyn von einem jüngst in Greenwich abgehaltenen Feste, bei dem Heinrich dem französischen Gesandten versichert haben sollte, wenn zwei Stimmen für ihn wären, so sollten sie seinem Bruder von Frankreich gehören. Auf welche Weise er in den Besitz zweier Stimmen zu gelangen hoffen durfte,

[1]) Ellis, Original Letters I, 147.

[2]) Boleyn an König Heinrich bei Ellis 1, 148. Mit hoher Befriedigung schreibt er am 7. Febr. an Bonnivet. Mignet 237. S. oben S. 55.

wird leider nicht angedeutet. Aber bereits Ende März wußte man in Frankreich von Schritten, die der englische Hof zur Unterstützung des Königs von Castilien mache; ein Schreiben des französischen Gesandten am spanischen Hofe la Roche-Beaucourt gab darüber verläßlichen Aufschluß. Vergeblich bemühte sich Boleyn die Thatsache in Abrede zu stellen [1]. Wolsey versicherte im April, daß er an der Angelegenheit Karl's einen innigen Antheil nehme [2].

Anfangs Mai steigerte sich die Thätigkeit des englischen Cabinets; es ist nicht klar, was bisher noch immer ein regeres Auftreten zurückhielt, denn an aufmunternden Stimmen hat es nicht gefehlt. Selbst der Cardinal von Sitten, Mathias Schiner, hat sich dafür verwendet und den Beistand der Schweiz in Aussicht gestellt [3]. Robert Pace, der in deutschen Verhältnissen erfahrenste englische Diplomat, ein Mann von großer Gewandtheit und einnehmender Rede [4], empfing endlich am 20. seine Creditive und Briefe an die Kurfürsten. So verdeckt arbeitete man aber auch jetzt noch, daß man Pace die eigentlichen Aufträge nur mündlich gab und dem päbstlichen Hofe, dem man offenbar nicht völlig traute, keine Mittheilung machte. Da nämlich die Aussicht auf Erfolg nicht groß war, wollte man die Maske nicht fallen lassen, und that auch ferner, als sei man in der Wahlsache der Freund des spanischen Königs. Dieser hatte noch am 6. April voll Vertrauen an Heinrich VIII. geschrieben, ihm seine Wahl an das Herz gelegt, und um die Mitwirkung Englands gebeten. Diesen Brief zu überbringen und weiteren günstigen Einfluß zu nehmen, war Courbaron nach England gegangen. Gleichsam als Antwort darauf ließ das englische Cabinet die nahe Ankunft eines englischen Gesandten in Deutschland nach Mecheln verkün-

[1]) Boleyn an Wolsey, Poissy 25. März bei Ellis 1, 151.

[2]) Margareta und der geheime Rat an König Karl. Mecheln 12. April. Le Glay, Négoc. 2, 425.

[3]) Schreiben desselben an Wolsey, Zürich 13. April bei Pauli 424.

[4]) Man sehe über ihn des Erasmus Brief an Spalatin. lib. XI, S. 392.

digen, und bezeichnete als dessen Bestimmung, auf die Kurfürsten im Sinne Karl's einzuwirken. Im letzten Augenblicke aber zog man es vor, der Mission Pace's den Character einer geheimen zu verleihen; so wahrte man sich mancherlei Freiheit in der Bewegung und sicherte sich für jeden Fall einen ehrenvollen Rückzug [1].

Das Schreiben an die Kurfürsten sagte nichts anderes, als daß der König von England von dem Wunsche erfüllt sei, den Frieden in der Christenheit aufrecht zu erhalten und den Kurfürsten, die dasselbe Bestreben verfolgten, aus Anlaß der Zwietracht drohenden Kaiserwahl die Anerbietung mache, ihnen seinen Beistand zu leihen [2]. Minder vorsichtig und unbestimmt war der Wolsey's an Albrecht; hier wurde ausdrücklich auf den König von England hingewiesen, der die deutsche Freiheit am besten schirmen werde [4].

Am 30. Mai war Pace in Köln; eine Audienz bei dem Kurfürsten gab ihm die Ueberzeugung, daß dieser für König Karl stimmen wolle. Eine Woche später hatte er eine Unterredung mit Albrecht von Mainz, der ihn um neun Uhr des Abends heimlich zu sich rufen ließ. Er erfuhr aus dessen Munde, daß Mainz und Köln einig gegen Frankreich seien, dessen Wahl als unmöglich erscheine, obgleich Joachim sich sehr um sie bemühe.

---

[1]) Instruction pour Claude Bouton, seigneur de Courbaron, Barcelona 3. April. Lettre du Roi au Roi d'Angleterre. Barcelona 6. April. Lettre de Mme Marguerite, Brüssel 22. Mai bei Gachard 179. 180. 188.

[2]) Bei Bucholtz, Ferdinand der Erste 3, 673. Die Pergamenturkunde an Albrecht v. Mainz im W. St. Archive. Es scheinen identische Schreiben an alle einzelnen Kurfürsten gerichtet worden zu sein. Vergl. Spalatin's Nachlaß S. 108.

[3]) Im W. Staatsarchive, London, vom 12. Mai; der König, heißt es daselbst, begehre nichts anders als: ut vestrum ius pristinam libertatem retineatis, concordiamque summe colendam vobis proponatis. Mit einer feinen Wendung wird die Gefahr einer Erwählung Franz' I. oder Karl's, die nicht genannt werden, charakterisirt: Die Kurfürsten sollten einen wählen, qui nostri nominis sit amantissimus, qui denique non ad totius orbis Monarchiam, sed ad christianae fidei catholicique imperii propagationem omni conatu aspiret. Die Antwort auf diesen Brief hat R. Pauli gefunden und abgedruckt S. 429. Anm. 5.

Darauf empfing ihn noch der Kurfürst von Trier, der es ganz beifallswürdig fand, daß Heinrich VIII. als Bewerber auftrete, besonders weil der verstorbene Kaiser selbst ihm die Nachfolge angeboten habe. Der Pfalzgraf erwies sich französisch gesinnt. Friedrich von Sachsen war in Frankfurt, wo sich die Wahlfürsten seit dem 8. Juni bereits versammelten, noch nicht eingetroffen [1]. Doch mit dem Markgrafen hat Pace noch in Mainz reden können; hinter einer Tapete stand damals Bonnivet und hörte Wort für Wort die Anrede des englischen Gesandten [2].

Daß ihm nun Kurfürst Albrecht melden ließ, er sei wol geneigt, seine Stimme dem englischen Könige zu geben und Köln möchte in dem Falle das gleiche thun, hob einerseits Pace's Mut und Hoffnung auf einen glücklichen Ausgang, anderseits preßte es ihm Stoßseufzer aus, daß man die Angelegenheit so spät in Angriff genommen. Während er dies eine „zu spät" in allen Tonarten wiederholte, ließ er nicht von der Erwartung, daß sein König in Vorschlag kommen werde [3]. Immer neues trat hinzu, Pace dabei zu bestärken. Der Legat und der Nuncius wollten Briefe aus Rom erhalten haben, in denen ihnen die Weisung gegeben ward, Heinrich's Wahl zu unterstützen. Der Mainzer Kurfürst verlangte eine Vollmacht, ob Heinrich eine auf ihn fallende Wahl annehmen werde.

Unablässig hatte R. Pace eine erweiterte Vollmacht begehrt; am 20. Juni war sie endlich in seinen Händen. Sie wies ihn an, sich mit den Botschaftern des Pabstes in dieser Angelegenheit zu vereinigen, um sowol die eine als die andere der zu erwartenden Erwählungen zu hintertreiben und durch geeignete Mittel zu bewirken, daß entweder Heinrich erwählt werde, der deutscher Zunge sei, oder wenn dies nicht gelänge, einer von den Kur-

---

1) Nach den Briefen Pace's an Wolsey v. 30. Mai, 9., 11., 12. Juni bei R. Pauli S. 427. 428.

2) Boleyn an Wolsey. Paris 5. Dec. Pauli 431.

3) I loke hourly for sum tydyngis frome Frankforde of the kingis owne promocion to thempire bei Pauli 429.

fürsten. Aber nun handelte es sich um Geld. Es war schwer in der Eile eine so hohe Summe, als sie Karl bot, aufzutreiben, und ebenso viel hätte man mindestens versprechen müssen; kleinere Bestechungen bei Untergeordneten, die Pace ohne weiteres Zögern in's Werk setzte, konnten nichts helfen. Wechsel in der erwünschten Höhe waren nicht vorhanden. Wie wäre da eine Vertagung der Wahl erwünscht gewesen, doch an diese war nicht zu denken; die Sache war augenscheinlich hoffnungslos.

Pace aber wiegte sich mit auffallender Beharrlichkeit in süßen Täuschungen, legte hohen Wert auf die verbindlichen Redensarten, die man seinem Könige spendete und gab bis zum letzten Augenblicke das Spiel nicht auf. Er verkehrte ohne Unterlaß mit der spanischen Botschaft in Höchst, eiferte gegen Franz I., plante im geheimen bald für die Wahl eines der Kurfürsten bald seines Herrn. Daß man ihn in solcher Nähe von Frankfurt ungehindert seinen Aufenthalt nehmen ließ, verdroß die Franzosen sehr, die um das doppelte entfernter standen; die Mutter Franz' I. fand es wichtig genug, sich darüber zu beklagen. Noch am 25. Juni versuchte es der unermüdliche Gesandte mit einem neuen Schreiben an Friedrich.[1] „Da die Kurfürsten weder den König von Frankreich noch den von Spanien zu erwählen gedächten, so wollte der König von England sich hiemit angezeigt haben, daß er nicht ungeneigt wäre, das römische Reich anzunehmen, auch seine Person und all sein Vermögen daran zu wagen, Deutschland zu schützen und wol zu regieren, auch hierauf 50- oder 60.000 Gulden zu wenden." Pace überließ es dem Kurfürsten, darauf Antwort zu geben oder nicht. Sie erfolgte drei Tage später durch die Wahl des Königs von Spanien.

[1]) Richard Pacens' Artikel an Magister Veiten Warbecken, dem Kurfürsten zu Sachsen anzuzeigen. Neudecker und Preller, Spalatins Nachlaß S. 109.

Die Wahl in Frankfurt.

Der Kurfürst von Brandenburg machte sich der erste auf die Reise nach Frankfurt; knüpfte er doch auch von allen Collegen die größten Hoffnungen an den Ausgang der Wahl. Schon am 1. Juni war er in Gelnhausen; von da begab er sich über Mainz nach Frankfurt. Am 8. hielten die drei geistlichen Kurfürsten und der von der Pfalz ihren festlichen Einritt. Zu späterer Stunde an demselben Tage erschien Friedrich von Sachsen; er kam von Würzburg her den Main herab. Unter den 5 Kurfürsten, die ihn feierlich einholten, empfing ihn besonders freundlich Albrecht von Mainz. Am 10. traf von der Vertretung König Ludwig's, die wie wir wissen keinen öffentlichen Charakter hatte, Andreas da Burgo ein. Die böhmische Gesandtschaft hielt ihren Einzug am 15. Sie bestand aus den Herren Ladislaus von Sternberg, Christoph von Schwanberg, Ratislaus Beřkovský von Siebieřov und Jakob von Břesovic. Am 16. endlich erschienen die Gesandten des Königs von Polen, Matthias Drzewicki, Bischof von Włocławek und Raphael Lesczyński, Castellan von Lond und Capitän von Szłochow [1].

[1]) Liske S. 74 setzt ihre Ankunft auf den 11., aber ein Brief, Frankfurt 12. Juni des Kurfürsten von Mainz an die Beiden antwortet auf die Anzeige ihrer baldigen Ankunft mit den Worten: congratulamur, sperantes praesentia vestra res ubique melius cessuras, und fordert sie dringend zur

Nach ihnen noch an demselben Tage ist auch der Markgraf Georg von Brandenburg eingetroffen.

Hiemit waren die Vertreter der durch die goldene Bulle geheiligten Siebenzahl von Kurwürden vollzählig. Von da an war die Stadt gemäß dem Gesetze und Herkommen ein unverletzlicher Boden, den auch kein Fremder betreten durfte. Ausdrücklich ausgeschlossen waren vom Eintritt in die Stadt alle Botschafter und Gesandten der Thronbewerber. Die Frankfurter Bürger hatten auch diesmal darüber gewacht, daß die Menge der Bewaffneten, die jeder Wähler mitbrachte, nicht die durch die goldene Bulle erlaubte Anzahl überschritte. Bereis am 4. April hatten sie an den Kurfürsten von Mainz die Erinnerung übersendet, daß kein Kurfürst mehr als zweihundert Reiter, darunter fünfzig Gewappnete, als Begleitung haben dürfe [1]. Es scheint, daß man sich diesmal allerseits dem Gebote gefügt und jene Unordnungen vermieden hat, die sonst häufig aus den Ueberschreitungen desselben entsprangen. Dafür füllte sich die Umgebung der Reichsstadt mit Bewaffneten zu Pferde und zu Fuße, in nächster Nähe lag das bündische Heer. Pace fand aus diesem Grunde im nahen Mainz die Preise für Wohnung und Unterhalt überaus theuer [2].

Die Bemühung um die Gunst der Kurfürsten war von den Vertretern der beiden Kronbewerber kurz vor dem Beginn der entscheidenden Wochen in Frankfurt noch auf das lebhafteste betrieben worden. Gerhard von La Roche drang noch einmal, aber wieder vergeblich in den Kurfürsten von Trier, seine Stimme zuzusagen. Um fernerem Drängen auszuweichen, hat dieser sich rasch nach Frankfurt begeben. Der Graf von Nassau wartete eine Nacht

---

Beschleunigung ihrer Reise auf. Am 14. (feria tercia infra pentecostes octavam) schreiben sie selbst aus Gelnhausen an Albrecht, daß man ihr Recht nicht anfechten solle. W. St. Arch. Auch Spalatin's Chronik bei Mencken 2, 596, der Hauptanhalt für die Chronologie des Frankfurter Wahlcongresses, sagt ausdrücklich: Die V. pentecostes venit legatio Regis Sigismundi.

[1]) Montag nach Laetare. 2. Staats-Arch., gedruckt bei Goldast, Pol. Reichsh. S. 25.

[2]) Pace an Wolsey. Mainz 12. Juni.

lang auf allen Wegen, um den Kurfürsten von Sachsen nicht zu verfehlen, der ihn einer dringlichen Sache wegen noch einmal sprechen wollte. Mainz betheuerte bis zuletzt seine wolwollende Gesinnung [1].

Die Franzosen ruhten, wie sich erwarten läßt, eben so wenig. Der Admiral Bonnivet, schon lange mit seiner glänzenden prunkvollen Cortége am Rhein verweilend, hatte den Markgrafen Joachim in Gelnhausen erwartet. Kaum war dieser vom Pferde gestiegen, fand er sich in der Verkleidung eines Dieners beim Kurfürsten ein. Seiner Sicherheit wegen behielt Joachim ihn als „heimlichen Gefangenen" bei sich. Dieser Fürst hat in diesen Tagen, wo er in Frankfurts Nähe verweilte, seine Ueberredungskunst bei seinen Collegen auf das eifrigste bethätigt; dem Erzbischof von Trier ging er sogleich bei der Ankunft in Mainz entgegen, dem Cardinal Albert lag er auf das ungestümste an, um seine österreichische Gesinnung zu erschüttern. Doch es glückte ihm damit so wenig als dem päbstlichen Legaten, welchen Krankheit nicht abhielt, sich in einer Sänfte zum Kurfürsten Albrecht zu verfügen und ihm die Sache der Kirche, des Pabstes und die Wahl des Königs von Frankreich an das Herz zu legen. Albrecht erklärte, für die Sache der Kirche werde er und der römische Stuhl einstehen, aber den König von Frankreich wolle er nicht, sein Bruder der Markgraf sei ein Narr. Auf die Frage, wer doch gewählt werden solle, gab er zur Antwort: Spanien, und wenn dieses nicht, der Kurfürst von Sachsen oder der Bruder des Pfalzgrafen.

Als die französische Sache so auf das bedenklichste stand, glaubte Joachim den Augenblick gekommen, um ohne fernere Rücksicht auf Franz I. an dem Werke seiner Erhöhung zu arbeiten. Aber gleich bei Trier, das er doch am ersten in das Auge fassen mußte, fand er ungünstige Aufname [2]. An den Beifall seines Mainzer Bruders, der seine österreichische Gesinnung so ent-

[1]) La Roche an Margareta. Mainz 7. Juni. Gachard 189.

[2]) Nach Marino Sanudo bei Droysen, Pr. Politik, 2, 2. 122.

schieden bekannte, war auch nicht zu denken. Köln und Pfalz erwiesen sich schwerlich viel günstiger. Dennoch verbreitete sich das Gerücht von seiner Wahl in die Ferne [1]. Selbst wenn Frankreich, das immer noch nichts für ihn that, auf das energischste eingetreten wäre, würde er die Ungunst und das Mistrauen seiner Collegen nicht überwunden haben.

König Franz wiegte sich noch immer in der Täuschung eines glücklichen Ausganges gewärtig sein zu dürfen. Er meinte Trier sicher zu haben und rechnete auf Köln und seltsamer Weise auch auf Ungarn [2]. Umsonst hatte auch der Pabst ihn durch den Legaten auffordern lassen, nunmehr von seiner Bewerbung zurückzutreten und der Wahl eines Dritten seinen Beistand zu leihen [3].

Der mündliche Verkehr zwischen dem Kurfürsten und den Bevollmächtigten Karl's und Franz, war seit dem 8. Juni unterbrochen, der schriftliche aber nahm einen ununterbrochenen ungestörten Fortgang. Wie viele Schreiben sind noch gewechselt, wie manche Verhandlungen noch geführt worden. Mainz bildete das eine Hauptquartier der österreichischen Partei, Höchst das andere, alle die Räte, Gesandten und Freunde der Sache strömten hier zusammen. Man fand hier den Cardinal von Gurk, den Bischof Bernhard Cles von Trient, den Pfalzgrafen Friedrich, den Mark-

---

[1]) Sir John Peche an Wolsey, Calais 9. Juni. That the margrave of Bramburghe was chosyn king of Romains, but he had saye, that the saide margrave had refusyd it, as unworthy to take upon hym so hyghe a thynge. Pauli 431. Wenig sicheres erfuhr auch Pace hierüber, wie folgende Stelle eines Briefes von ihm zeigt: The marquis of Brandeburge doith continually labore for tho obteigne the imperiall dignitie, and the Frenche king wull promote hym therunto as much as schall lye in hys power to thintent that he maye saye that he hath made an emperor, thoghe he couith noth obteigne hym selfe.

[2]) Joachim v. Brandenburg an Franz I. Gelnhausen 1. Juni. Neudecker und Preller, Spalatin's Nachl. 113.

[3]) Marino Sanudo aus Frankreich, 11. Mai. Hieher gehört wol auch die von Raynaldus zum Jahre 1518 gesetzte Nachricht: Suggesserat autem illud consilium Laurentius Medices Urbini dux —, ut Romanorum imperium affectare desineret, Saxonemque Hispano apponeret,

grafen Kasimir, den Bischof von Lüttich, Zevenberghen, Serntein, Renner, Villinger, La Roche, den Grafen Heinrich von Nassau, den Cardinal-Legaten und so viele andere.

Es begegnen Andeutungen, daß man daran gedacht habe, die Wahlverhandlung vor dem im Ausschreiben angesetzten Tage, dem 17. Juni zu beginnen. La Roche schreibt an die Herzogin Margareta, die Messe zum heiligen Geist solle am 9. stattfinden und dann unverzüglich zur Wahl geschritten werden. Hédin gibt Wolsey Nachricht, daß man am 12. wählen wolle [1]. Doch scheinen hier nur Gerüchte zum Grunde zu liegen und die Absicht der Beschleunigung an maßgebendem Orte niemals hervorgetreten zu sein.

Vor allem mußte nun der seit längerer Zeit schwebende Streit zu Entscheidung kommen, welche von den beiden Botschaften, die Böhmens Kur vertraten, das Wahlrecht ausüben werde [2]. Trotz der aus Ofen empfangenen Information hatte Sigismund auf seinen Anspruch nicht verzichtet. Die neuerliche Meldung der Räte in Deutschland hatte ihn in der Hoffnung auf Anerkennung bestärkt. Seit dem Einzuge der polnischen Gesandten war die Wahlinstruction und das polnische Reichssiegel angelangt; sie zögerten nicht das Formular, welches die goldene Bulle für die Vollmachten abwesender Kurfürsten vorschreibt, in Anwendung zu bringen; sie nahmen die Kurstimme ausschließlich in Anspruch. Ebenso die Böhmen. Schon am 8. Mai hatten die zwei Stände des Königreiches in einem Schreiben an die Kurfürsten sich dagegen verwahrt, daß den Freiheiten der Krone Böhmen Abbruch geschehe. In Furcht, daß die Wahl früher statthaben könnte, hatten sie auch den Kurfürsten von Mainz dringend gebeten, früher keine Stimme zu geben, bis die Sendboten der Krone Böhmen eingetroffen seien [3].

Sogleich nach ihrer Ankunft in Frankfurt protestirten die

---

[1]) Gachard, Rapport, 189; Brüssel 1. Juni. Pauli 424.

[2]) Die österr. Commissarien an Andreas da Burgo. 31. Mai. Der Streit habe schon begonnen. Act. Tom. 5, 40.

[3]) Prag, am Tage Tiburtii, im W. St. Archiv.

Böhmen gegen die Zulassung der Polen, weil wol die goldene Bulle in Betreff der anderen Kurfürsten vorschreibe, daß wenn einer unmündig sei, sein „nächstgesippter Freund“ an seiner Statt die Kur und die Wahl üben solle, dies jedoch nicht auf Böhmen Anwendung finde, woselbst nach einer durch die goldene Bulle nicht aufgehobenen Gesetzbestimmung das Recht der Kur und Wahl nicht dem König allein, sondern den Herren und der Ritterschaft des Landes zugleich zustehe, so daß deren Botschafter mit voller Gewalt zu wählen berufen seien, solange der König nicht majorenn geworden[1].

Welche sind nun die Ursachen gewesen, die die Entscheidung gegen Polen ausfallen ließen? Die Böhmen selbst mögen auf die rechtlichen Argumente, die sie in das Gefecht führten, sehr viel Wert gelegt haben; es waren aber doch stumpfe Waffen. Indem die goldene Bulle vorschreibt, daß für einen minderjährigen Kurfürsten der nächste männliche Verwandte Vormund und als solcher kurberechtigt sein solle und die Minderjährigkeit aufhöre mit Vollendung des achtzehnten Jahres, macht sie für Böhmen keine Ausname. Wenn diese Bestimmungen aber galten, und sie galten in der That, so konnte die Befugnis des polnischen Königs und seiner Repräsentanten rechtlich nicht zweifelhaft sein. Und dies war auch den Kurfürsten gewiß ebenso einleuchtend. Jene gern angerufenen Privilegien des Landes Böhmen konnten dagegen nichts beweisen, weil sie allerdings das Recht des Volkes nach Aussterben der Dynastie sich einen König zu erwählen garantirten, aber nichts in Beziehung auf die Kur Böhmens, die ein deutsches Reichsamt war, enthielten. Die Auslegung, die man anwendete, war augenscheinlich gewunden, und haltlos. Sigismund, hieß es daselbst, sollte die Kur nicht ausüben, weil er nicht Administrator Böhmens war; hörte er darum auf, Vormund des Königs zu sein, und erlosch eines seiner Rechte, weil er ein anderes, das ihm auch zugehörte, auszuüben unterließ? Sigismund sollte ein

---

[1]) W. St. Arch. Goldast Politische Reichshändel, S. 29.

Fremder sein und Ludwig, der Sohn Wladislaws, der der Bruder Sigismund's war, nicht? Uebrigens legte die goldene Bulle auf die deutsche Nationalität des böhmischen Kurfürsten kein Gewicht. Daß es juristische Gründe also nicht waren, die den Böhmen zum Siege über die Polen verhalfen, ist klar. Burgo jedoch war in Frankfurt eingetroffen, derselbe, welcher indem er seinem Herrn gedient, auch den Böhmen einen nützlichen Dienst erwiesen hat. Soll der österreichische Anhang unter den Kurfürsten nicht von diesem den Antrieb empfangen haben, den Böhmen seine Gunst zuzuwenden? Der Zusammenhang macht dies mehr als wahrscheinlich. Wir lesen leider nirgend, in welcher Weise die Verhandlung darüber geführt worden, in welcher Form die Abstimmung erfolgt ist. Vielleicht hat Kurfürst Joachim, der auf die Stimme Ungarns zählte, sich verführen lassen, für die Böhmen Partei zu nehmen, welchen der König von Ungarn sein Wahlrecht übertragen und er ist die Täuschung zu spät gewahr geworden [1].

Aus der Lösung der einen Differenz wuchs sogleich eine andere hervor. Die böhmische Stimme war durch mehrere Boten vertreten; sollten alle oder nur einer von ihnen an der Wahl theilnehmen? Die Kurfürsten entschieden sich für die Theilname eines Einzigen: des Ladislaus von Sternberg.

Am 17. Juni fand die Ablegung des üblichen Sicherheitseides statt; die goldene Bulle verordnete, daß die Frankfurter Bürger in ihrer Gesammtheit die feierliche Verpflichtung übernahmen, alle Fremden aus der Stadt zu weisen, um der hohen Handlung, welche die Kurfürsten vorhatten, alle Ungestörtheit zu gewähren [2]. Diesmal nahm man von einem Schwure in Masse

---

1) Spalatini Chron. bei Mencken 2, 596 bringt zum 15. Juni die Notiz: Eodem die Principes Electores, dato Senatu legationi Boemicae plus minus sex horas in Curia emensi, ad octavam appetente jam nocte redierunt. Da die Polen erst am folgenden Tage in Frankfurt eintrafen, so scheint es, daß die Entscheidung der zwischen Böhmen und Polen schwebenden Streitfrage gefällt wurde, ohne daß man die Polen gehört hatte.

2) Cap. 1. Noch Goethe bemerkt, daß ein Frankfurter Bürger sich nicht wenig dünkte, daß er allein Zeuge einer so großen Feierlichkeit bleiben durfte.

Umgang und begnügte sich unbeschadet aller rechtlichen Folgen, die daraus abgeleitet werden könnten, damit, daß der Rat von Frankfurt im Namen der Bürgerschaft in der großen Ratsstube des Römers den Eid in die Hände des Kurfürsten von Mainz niederlegte [1].

Dann ritten die sechs Kurfürsten und der böhmische Abgesandte vom Römer aus in die St. Bartholomäi-Kirche, um die feierliche Messe de spiritu sancto nach Anweisung der goldenen Bulle zu hören. Alle erschienen in ihren festlichen Ornaten, vor jedem trug man ein Schwert. Nach dem Gottesdienste traten sie vor den hohen Altar im Chor der Kirche [2] und hier leistete zuerst der Kurfürst von Mainz den Eid auf die Evangelien, „nach aller Vernunft, mit Gottes Hilfe ohne alle Gedinge Sold Lohn oder Verheiß“ zu wählen. So der Reihe nach die Andern. Sämmtlich verfügten sie sich darauf in die rechts vom Chor liegende Sakristei. Ob hier Besprechungen stattfanden, läßt sich nicht sagen, an eine Abstimmung wurde entfernt nicht gedacht. Vielmehr ließen sie zwei Notare und einige Zeugen berufen, welche über die Anhörung der Messe und die Leistung des Eides eine Urkunde auffetzten, an deren Schluße die Kurfürsten erklärten: „wiewol sie wolgeneigt wären die Wahl eines römischen Königs von Stunde an zu thun, so hätten sie doch merklicher Ursachen halber, die heilige Christenheit und das römische Reich betreffend, diesmal etliche Verhinderung, daß sie also eilend darzu nicht thun möchten.“ Sie verschoben ihre Handlung auf den Montag nach St. Johann dem Täufer, d. i. den 27. Juni [3]. Verhandlungen untereinander sollten ihnen aber in dieser Frist unverwehrt sein.

---

[1]) Nach den Acten des Mainzer Archives im W. St. Arch., das wichtige gedruckt bei Goldast, Pol. Reichsh.

[2]) Spalatini Chron. bei Mencken 2, 596.

[3]) Ziemlich genau unterrichtet zeigt sich Marin. Sanudo vom 28. Juni: intrati in la dieta in Fr. adi 17. ed aver prolongati zorni 8 il principiar di quella. Unrichtig ist des Sabinus Prorogation auf den zweiten Tag.

An diesen hat es auch nicht gefehlt. Wir haben nur zu wenigen Einblick in die Vorgänge dieser Tage, da das meiste in mündlicher Verständigung sich bewegt; keiner der eigentlichen Theilnehmer hat Aufzeichnungen hinterlassen. Aber selbst das Wenige, das wir erfahren, bezeugt uns die Geschäftigkeit der beiden Parteien.

Seit Joachim in Mainz gesehen, wie hartnäckig die Franzosen ihre Bewerbung, die keine Aussicht eines Sieges über Oesterreich mehr bot, bis zum letzten Augenblicke aufrecht hielten, so daß er auch nicht mehr hoffen durfte, durch ihre Mitwirkung nun selber seine Erwählung zu sichern, fing er an sich für die des sächsischen Kurfürsten zu interessiren. War es ihm damit wirklich Ernst und seine Furcht vor Oesterreich so gewaltig, oder hatte er es nur auf eine Zersplitterung der Stimmen abgesehen, aus der für Franz oder ihn endlich doch noch ein Gewinn sich ergeben konnte? Aufrichtiger als er möchten es der Pfalzgraf und Richard von Trier gemeint haben. Der Letztere scheint schon, als er nach Frankfurt kam, vom französischen Interesse sich abgelöst zu haben [1], gegen welches die Stimmung der Nation laut demonstrirte. Eines Tages kam er um Mitternacht unvorgesehen in Friedrichs Herberge und indem er ihn auf's dringendste bat, das Reich anzunehmen, versprach er überdies, „er wollt' alsdann selbst rennen und laufen, Müh' und Arbeit haben“ [2].

---

[1]) Zufolge Leodius S. 76: Qui cum jam ad Francofordiam convenissent ... ac de eligendo Romanorum rege inter se consultarent, atque oratione Trevirensis archiepiscopi, qua omnibus modis dissuadebat ne Carolus eligeretur sed potius ex electoribus quisquam, vehementer commoti in ejus irent sententiam, et nunc ut elector palatinus nunc dux Saxoniae regiam dignitatem reciperet satagerent ... Wie damit der Auszug des leider datumlosen Briefes der Bevollmächtigten an König Karl bei Gachard 189 zu vereinigen sei, weiß ich nicht. Es heißt da: Les pratiques des Français tendent à obtenir de l'électeur de Trèves qu'il donne sa voix à Monsieur de Saxe. Wenigstens stimmt dazu Franz' I. Schreiben vom 26. Juni nicht.

[2]) Neudecker und Preller, Spalatin's Nachl. S. 59. und Spalatini Ephemerides bei Struve Corp. h. Germ. 2, 971 n. 32: in ea Rom. Regis Electione paucis ante diebus Fridericus III Sax. Dux Elector tria habuit

Das Reichsherkommen erlaubte sich selbst die Stimme zu geben; derart würde Friedrich die Majorität und damit die giltige Wahl erlangt haben. Die Sympathien des gesammten Reiches wären diesem populären Fürsten entgegengekommen. Erich von Braunschweig schrieb in diesen Tagen an ihn als „demnächst römischen König". Auch ein ernster Widerstand der Curie wäre nicht zu besorgen gewesen, wenngleich der Aufrichtigkeit jener Bitte nicht ganz zu vertrauen ist, welche Karl von Miltitz im Namen des Pabstes am 15. Juni an den Kurfürsten gerichtet hatte, daß Friedrich die Wahl annehmen möge, wenn Frankreich nicht gewählt werden könne [1].

Es ist natürlich, daß die Anerbietungen der Collegen einigen Eindruck auf Friedrich machten. Zwanzig Jahre früher hätte er wohl unbedenklich eingeschlagen, doch seither hatten so viele Erfahrungen ihn belehrt, daß die Macht des größten unter den kleinen Fürsten nicht zureiche, um in dem Wuste deutscher Zustände, in der Fessellosigkeit zahlloser Gewalten Ordnung zu schaffen. Und Friedrich war jetzt in ein Alter eingetreten, in dem er an die Bewältigung einer so großen Aufgabe zu schreiten physisch kaum mehr fähig war, hätte er sich auch die geistige Kraft dazu noch zugetraut. Durfte er sodann über sein Haus, dem er vielleicht nicht allzulang mehr vorstand, die Gefahr großer Opfer und Gefahren herbeiführen, wie sie von einer Reichsregierung unzertrennlich waren? Solche Ueberlegungen beschäftigten ihn zweifellos durch einige Zeit, sie spiegeln sich ab in einer Unterredung mit seinem Rate Graf Philipp von Solms, die freilich nicht genau überliefert ist, in den Grundlinien aber zuverlässig heißen darf [2]. Ratet, sagte er zu diesem, ob wir annehmen sollen.

---

suffragia, nempe Trevirensis Richardi, Palatini et Electoris Brandenburgensis Joachimi primi. Irrig meinten die meisten Zeitgenossen, daß er alle Stimmen für sich gehabt habe.

[1]) Droysen, Politik 2, 1. 123. 124.

[2]) Extract aus Lucas Geierberg, Leben Philipsen Grafen zu Solms. Marpurg 1561 bei Goebel, Beiträge zur Staatsgeschichte von Europa S. XIX. Unrichtig ist vor allem die Behauptung, daß Friedrich mit aller Kurfürsten

Da der Graf Anstand nahm, zu antworten, erneuerte Friedrich die Frage, worauf Solms nun sprach, wie es ihm um das Herz war. Zu einem Kaiser gehörten hauptsächlich zwei Dinge, Weisheit und Kraft. Was das erste betreffe, so sei der Kurfürst nach dem Zeugnis aller Fürsten des Reiches wohl in deren Besitze. Aber wegen des zweiten solle er die Lage des Reiches bedenken, wie viel Unruhe und Uneinigkeit darin herrsche; zu deren Bewältigung sei ein Ernst und eine Consequenz der Strafe nötig, die der Kurfürst nicht besitze. Dieser entgegnete, eben dieß sei auch sein Bedenken, um dessen willen er nicht annehme. Er lehnte ab, ließ aber immer noch ein Dunkel über seine Absicht, „daß kein Mensch wußte, wo er mit seiner Stimme hin wollte“ [1]. Die Candidatur Friedrich's muß spätestens um den 20. Juni aufgestellt worden sein; später ist für sie nicht mehr Raum [2]. Das Gerücht von ihr drang auch außer die Mauern Frankfurts, das doch kein ganz hermetisches Conclave war.

Der Abfall des Kurfürsten von der Pfalz zu Friedrich hat hohe Bestürzung unter den Oesterreichern hervorgerufen. Armerstorff bestürmte den Pfalzgrafen Friedrich und dieser drang in der Verkleidung eines Dieners, wie auch der Admiral Bonnivet nicht selten gethan haben soll, in die Stadt zu seinem Bruder. Er bürge für ihn, hatte er im Fortgehen gesagt, wenn er sein Versprechen nicht löse, wolle er Karl's Gefangener werden. Er konnte die Zusage erfüllen; der Kurfürst Ludwig gab Versicherungen über seine künftige Haltung [3]. Da Sachsen nicht annahm, war wol die Rückkehr zu Spanien das einzig Mögliche. Wir sehen nicht, daß seitdem die Wahl Karl's noch zweifelhaft war

Bewilligung zum Kaiser sei erwählt worden, ein Irrtum, der auch in Erasmus' bekanntem Briefe an Spalatin (Epist. S. 392) und sonst begegnet.

[1]) Neudecker und Preller, Spalatin's Nachlaß S. 59.

[2]) Am 26. Juni schrieb bereits König Franz, gewiß auf eine Nachricht Bonnivet's hin, aus Melun, daß man nur für Friedrichs Wahl wirken solle.

[3]) Nach einem Briefe Armerstorff's an Margareta, in Lille, bei Mignet S. 258.

und noch ein Schwanken eingetreten wäre. Sogleich erfuhr auch Bonnivet von der geänderten Situation, und schrieb in großer Aufregung an den Pfalzgrafen, wie er doch einen Fürsten verraten könne, der sein Verwandter und Freund sei, um einem andern die Gunst zu schenken, dessen Großvater über ihn den Reichsbann verhängt und ihm seine Staaten vermindert habe. Er solle bedenken, wie er sein Haus durch so ehrvergessenes Thun schädigen werde. Weil man euch droht, euer Land zu verbrennen und zu verderben, habt ihr nicht Not abzufallen, denn ich biete euch von Stund an, zu Hilfe zu sein mit sieben bis achttausend Landsknechten, die alle bereit stehen, und achthundert Pferden, und unverzüglich aufbrechen zu lassen das gesammte Heer des Königs, das an der deutschen Grenze steht und größer ist als man seit lange eines gesehen. Und wollt ihr, so will ich auch Sickingen's halbe Armee in Dienst nehmen, denn ich kann es so bald ich will. Was hätte Bonnivet nicht alles versprochen! Eine Schwester des Königs mit 2—300.000 fl. Mitgift, Entschädigung für jeden Verlust in dem Kriege, den Ludwig seiner Wahlstimme wegen über sich zöge, Besoldung von zweihundert Reitern als Leibgarde für sein Leben lang. Es war zu spät, und hätte einer festeren und kühneren Gesinnung bedurft, als sie der Pfalzgraf im Herzen trug. Er ließ Bonnivet den Rat zukommen, für die Sicherheit seiner eigenen Person zu wachen [1].

Die Hiobsposten aus Frankfurt bestimmten endlich den König Franz, seine Candidatur aufzugeben. Nur sein Rivale sollte nicht Kaiser werden; in der zwölften Stunde war er bereit, seinen Einfluß für Brandenburg oder Sachsen anzustrengen. Die sollten versprechen, ihm den Titel eines römischen Königs zu verschaffen; weigerten sie sich aber, müßte man sie auch ohne das unterstützen [2]. Hätte Franz diesen Entschluß wenigstens zwei Monate früher ergriffen, wer kann sagen, ob es ihm nicht geglückt wäre, einen seiner

[1]) Auszug aus Bonnivets Briefe bei Mignet 258. 260.

[2]) Franz an seine Gesandten. Melun 26. Juni, bei Mignet 259.

Clienten durchzubringen, so abgeneigt man Joachim war, so wenig Sachsen die Krone begehrte und wäre etwa auch jenes Treffen, in dem die franzosenfreundliche Partei im Norden Deutschlands am 29. Juni gesiegt hat, um vieles früher geschlagen worden. Der Vorgänge, die es herbeiführten, müssen wir hier noch mit wenigem gedenken [1].

In den welfischen Fürstenhäusern und deren Ländern war seit Jahren wegen mancherlei Ansprüchen auf Pfandschaften und verweigerter Einlösung derselben die Erbitterung und Verhetzung bis zu einem solchen Grade gediehen, daß man schon vor Maximilian's I. Tode jeden Augenblick den Ausbruch einer verwüstenden Fehde gewärtigen konnte. Nur daß Herzog Erich von Braunschweig, der alte Waffengenosse des Kaisers, sich dessen besonderer Gunst rühmen durfte, hatte das Schwert der Beleidigten, des Bischofs Johann von Hildesheim und Herzog Heinrich's des Mittleren von Lüneburg noch in der Scheide zurückgehalten. Einmal von der Furcht befreit, den Kaiser als Verbündeten ihrer Feinde und nicht unparteiischen Richter sich gegenüber zu finden, schloßen die Beiden eine Einigung zu Hildesheim und rüsteten für den Kampf, der in den ersten Apriltagen angehen sollte. In der Karwoche brach der Bischof von Hildesheim auf gegen seinen grimmigsten Gegner, Bischof Franz von Minden, der am meisten dazu beigetragen, den Haß zu schüren und die Feindschaft so unversöhnlich zu machen. Wie hat man nun die Landschaften verheert, die Dörfer verbrannt, den Städten schwere Schatzung auferlegt, die Schlösser geplündert, der geweihten Kirchen nicht geachtet. Ist es doch Erich's trotziges Wort gewesen: Können die Pfaffen bannen, so können die Fürsten brennen. So ging es viele Wochen fort, ohne daß ein Kampf im offenen Felde Entscheidung gebracht hätte; vergeblich waren zwei Abmahnungen des Kurfürsten von Sachsen, der als Vicar des Reiches in den Län-

[1]) W. Havemann, Geschichte der Lande Braunschweig und Lüneburg. 2, 1—40.

dern sächsischen Rechts für Ruhe und Frieden Sorge zu tragen hatte. Die Kurfürsten hatten sich mittlerweile in Frankfurt versammelt; auch sie richteten eine dritte Aufforderung an die Streitenden, die Waffen niederzulegen. Vergebens. Der Hildesheimer Bischof und Heinrich von Lüneburg waren wol dazu bereit, nicht so ihre Gegner, die sich ihrer Ueberlegenheit erfreuten. Waren ja aus Pommern, Meißen, Hessen zahlreiche Hilfstruppen zu ihnen gestoßen. Sie machten die reichste Beute, auf zweitausend Wagen führten sie sie fort. Aus dem Feldlager schickte Erich seiner Frau einen Antheil am Raube „zum Beutepfennig, daß sie ihn fröhlich verzehre und nicht unterlasse, seine göttliche Majestät mit Betmessen anzurufen". Nach Frankfurt meldete er nur Beschuldigungen über das französische Bündnis Herzog Heinrich's des Mittleren [1], dem dieser freilich nicht viel gegründetes zur Rechtfertigung entgegen zu setzen hatte. Soeben war ihm aber von seinem Schwiegersohn aus Geldern ein Zuzug von vierhundert trefflichen Reitern gesendet worden und da Heinrich einsah, daß nur eine Schlacht den blutigen Handel zu Ende bringen könne, brach er am Tage vor Peter und Paul mit 1500 Reitern und 9000 Knechten auf, um seine Gegner aufzusuchen. Diese hatten durch Entsendungen an Stärke eingebüßt und hätten nun gern den Kampf vermieden. Aber es war zu spät. Schon stürmten die reisigen Haufen der Lüneburg'schen heran gegen sie, die müde und hungrig waren vom langen Marsche in drückender Sonnenwärme. Doch sie zu erfrischen war nicht mehr Zeit. Drei Paternoster und Ave Maria sprach der Bischof von Hildesheim seinen knieenden Mannen vor, und warf sich dann ungesäumt mit dem Hauptbanner auf den Feind; mit ihm der Herzog Heinrich von Lüneburg und der ganze Adel. Noch war ein großer Theil des Heeres zurück, nur zwölf Fähnlein Knechte und dreihundert Reiter begannen das Treffen. Sie fielen auf den verlornen Haufen der Braunschweiger und machten so-

---

[1]) An die Kurfürsten in Frankfurt. Montag nach Trinitatis (20. Juni). W. St. Arch.

gleich ein furchtbares Blutbad. Die geldrischen Reiter hieben die Büchsenmeister der Geschütze nieder und eroberten alle Feldschlangen und Karthaunen. Als dann Hans von Steinberg mitten in die Reihen des großen Söldnerhaufens der Braunschweiger hineinritt und ihnen das Hauptbanner entriß, da war der Tag entschieden, die Flucht der Calenberg'schen und Braunschweig'schen unaufhaltsam. Bischof Franz und Heinrich der Jüngere retteten sich durch Wald und Moor, doch Herzog Wilhelm entkam der Verfolgung nicht; Erich, der aus keinem Kampfe geflohen war, hielt auch hier Stand, um ihn die Calenberg'schen Reiter, die ihre Schwerter wacker übten. Es war vergebens; ein geldrischer Reiter schützte Erich vor dem Todesstreiche und nahm ihn gefangen. Fünftausend Leichen bedeckten den Wahlplatz, eine sumpfige Heide zwischen Langeloe und Valensen unweit Soltau. Die Zahl der ritterlichen Gefangenen, der Reichthum der Beute war ungeheuer [1]. Jubelnd kehrten die Sieger nach Celle zurück; der Bischof intonirte das Tedeum in der Kathedrale zu Hildesheim. Es war die Partei Frankreichs, welche in ihnen triumphirte. Doch der Sieg konnte nichts mehr helfen; den Tag vor der Schlacht ist Karl erwählt worden.

Sehen wir nun zu, wie dies geschehen. Am 19. Juni haben die Commissarien des Königs von Spanien in Höchst die feierliche Werbung an die Kurfürsten zu Frankfurt gerichtet. Man kann nicht erwarten, daß hier andere als die bereits so oft vernommenen Gründe geltend gemacht worden seien. Das Actenstück faßte nur noch einmal alles zusammen und hüllte es in das weite bauschige Gewand officieller Sprache. Karl werde ein Schirmer und Schützer gegen die Ungläubigen sein, das heilige römische Reich und die Stände und Unterthanen desselben bei ihren Würden, Freiheiten und Obrigkeiten erhalten, Frieden und Recht bewahren, zu Ehren des Ganzen und seiner „vordersten Glieder der Kur-

---

[1]) Chytraeus, Saxoniae Chronicon l. VIII, S. 207. Lipsiae S. 237. Leibniz, Scriptores rer. brunsvic. III, 256—258.

fürsten." Noch einmal wurde erinnert, daß auch sein Ahnherr Ferdinand von Aragonien den Heiden viel Abbruch gethan und Karl voll des Willens sei in seine Fußstapfen zu treten, neuerdings zugesichert, daß der König ehestens persönlich in das Reich kommen werde. Sie würden, so schloßen die Commissarien, als Glieder des Reichs und geborne Deutsche Karl nicht zur Wahl empfehlen, wenn sie ihn, der ein Deutscher nach Geburt und Erziehung sei, seiner vorzüglichen Eigenschaften wegen nicht für das tauglichste Haupt hielten [1].

Auch die französischen Botschafter d'Albret, Bonnivet und Guillart haben, als ihre Bitte um eine Audienz bei den Kurfürsten keine Gewährung gefunden, weil der Rat von Frankfurt sich geweigert hatte, das hiezu erforderliche Versprechen eines sicheren Geleites zu ertheilen, ihre schriftliche Werbung vorgelegt. In den schwungvollen Formen einer wortreichen Rhetorik priesen sie die große Persönlichkeit ihres Monarchen, malten die Schrecken der von den Türken drohenden Gefahr, welche ihre „unflätige und thierische Religion" über ganz Europa zu verbreiten strebten und wie es dagegen keinen wirksameren Schutz gebe, als die Wahl Franz I., des Siegers von Marignano, vor dessen Mute auch die tapfersten Truppen Europas, die Schweizer, erlegen [2].

Wie man sich erinnert, sind die mündlichen Verhandlungen, welche die Kurfürsten in der Zeit vom 17. bis 27. Juni mit einander unterhielten, in tiefem Geheimnisse geblieben. Doch ist uns die Skizze eines Aufsatzes erhalten, welche, aus der Feder des Kurfürsten von Mainz oder eines seiner Räte stammend, wol den Zweck gehabt hat, als Grundlage für die Discussion mit der antispanischen Partei zu dienen [3]. Der Einblick, den sie eröffnet,

---

[1]) Goldast, pol. Reichsh. S. 30, 31. ddt. 14. Juni.

[2]) Religionem suinam et belluinam introducere moliuntur. Koblenz 5. Juni. Goldast, Reichshändel S. 34. Politica Imperialia S. 109.

[3]) Neudecker und Preller, Spalatin's Nachlaß S. 114. Diese Artikel hat der Kurfürst zu Mainz, Cardinal Albrecht, Markgraf zu Brandenburg, bedacht, wer und warum zum röm. König gewählt soll werden.

muß sehr erwünscht genannt werden, denn auch sie wehrt die noch von Manchen getheilte Meinung ab, als seien es lediglich die Gunsten und Gaben, die „Handsalben" und das, womit man nach Leo's X. Ausdruck die Kehle der Kurfürsten füllte, die einzigen Motive zur Wahl Karl's gewesen. Es hätte freilich jederzeit die Erwägung genügen sollen, daß wenn die Kurfürsten einzig und allein dem Meistbietenden anhangen wollten, sie über die Nützlichkeit der Wahl Franz' I. keinen Augenblick in Zweifel sein konnten, besaß dieser doch die vollere Kasse, und gewährte auch sonst all das, was Karl anbot und vielfach mehr. Jene Notate des Kurfürsten von Mainz, ein Seitenstück zu denen des Pfalzgrafen auf dem Tage in Wesel, vertreten nun vor allem den Satz, daß kein deutscher Fürst Macht genug besitze, um die Krone tragen zu können, denn das Vermögen keines derselben reiche für den unentbehrlichen Aufwand hin, das Reich aber sei zu unvermögend und erschöpft, eine Steuer auf den gemeinen Mann zu legen sei nicht ratsam, es drohe aller Orten der Bundschuh. Derart könnten Gehorsam, Fried und Recht nicht aufrecht erhalten werden. Die Städte und kleineren Stände würden sich zu den Schweizern schlagen, Jeder überhaupt den Frieden suchen, wo er ihn fände. Solches alles würden die Türken und andere Feinde zum Schaden des Reiches benützen. Daraus folge klar, daß nur ein starkes ausländisches Oberhaupt Frieden und Recht wieder aufrichten könnten; nur ein Fürst, der selbst genug Vermögen habe, um den gemeinen Mann in Deutschland nicht mit neuer Schatzung zu belasten, könne alles im Reiche bei seinem alten Ansehen erhalten.

Doch müßte dieses mächtige Oberhaupt seinem Namen nach zugleich ein Deutscher sein, damit von der ruhmreichen deutschen Nation die Ehre, welche ihr seit sieben hundert Jahren zukomme, nicht genommen werde und man den gemeinen Mann beruhige, der in solcher Besorgnis darum schwebe, daß er leicht zu Empörung und bösem Aufruhr geneigt sei. Da könne man nun eben deshalb den König von Frankreich nimmer zum Kaiser erheben, denn dieser sei ein Fremder. Ueberdies führe er ein hartes tyran-

nisches Regiment, sei den Weibern unterthan, und werde von den Seinigen beherrscht, die dann auch die Deutschen drücken würden; er sei stets im Kriege mit den Nachbarn und möchte später noch mehr zu Kriegen geneigt sein, was dem Reiche viel Schaden und Blutvergießen brächte. Endlich würde unter ihm Oesterreich vom Reiche abgezogen werden.

Es ist das Wesentliche hierin ausgesprochen; man scheute sich eine Wahl vorzunehmen im Widerstreite mit der öffentlichen Meinung des gesammten Volkes, in dessen Tiefen es bedenklich gährte. Man meinte den Frieden Deutschlands und Europas gesicherter unter Spaniens als unter Frankreichs Leitung, unter einem Fürsten, dessen Charakter nicht gefährlich schien, als unter einem Haupte, dessen bloßer Name an große Ziele mahnte; sie fühlten auch ihre Zukunft beruhigter, wenn ein Monarch an die Spitze trat, dessen voraussichtlich ofte Abwesenheit vom Reiche ihrer ständischen Selbstregierung Raum ließ. Wie sie den Gefahren vorzubeugen gedachten, mit denen jeder nicht geradezu schwache Fürst sie bedrohte, werden wir sogleich erfahren.

Nachdem das Resultat der Abstimmung nicht mehr zweifelhaft sein konnte, erklärte auch der päbstliche Legat Thomas von Gaeta in einem förmlichen Schreiben aus Mainz, daß der Pabst, um keine Ursache zu Aergernis oder Krieg zu geben und in der Hoffnung, daß auch der König von Spanien ein frommer getreuer Sohn und Schützer des päbstlichen Stuhles sein werde, seine Einwilligung ertheilte, daß die Kurfürsten ohne Rücksicht auf die entgegenstehende Bestimmung wegen Neapels Karl erwählen könnten [1]. Doch sollte damit die Entscheidung wegen Neapels nur vertagt sein.

Man begreift es, daß Leo X. mit seiner zustimmenden Erklärung bis zum letzten Augenblicke gezögert hat; er blieb immer in der Erwartung, Karl werde sich in Betreff Neapels oder der

[1]) Mainz 24. Juni bei Goldast R. 88; Pol. Imp. 118. Bucholtz, Ferdinand 3, 672. Neudecker u. Preller, Spalatin's Nachlaß S. 99: Die Kurfürsten antworteten in höchst allgemeinen farblosen Phrasen. Frankfurt am 25. Juni.

Fürsten Mittelitaliens endlich doch zu einigen Zugeständnissen bewegen lassen. Als sie sich nicht erfüllte, that er, was er vorlängst zu thun entschlossen gewesen [1]. Aber nun durfte er auch keinen Augenblick länger säumen, denn es ist nur zu gewiß, daß selbst die geistlichen Kurfürsten sich kein Bedenken gemacht hätten, auch über den Weseler Protest hinweg zur Wahl Karl's zu schreiten; in den Kreisen des Mainzer Hofes hatten die Gedanken einer größeren Selbständigkeit Deutschlands von Rom tiefe Wurzeln gefaßt; einer solchen flagranten Misachtung seines Ansehens mochte sich der päpstliche Hof schlechterdings nicht aussetzen [2].

Auch war dem Pabste sehr wohl bekannt, daß die Wahl Karl's unabwendbar geworden. Die Gährung im deutschen Volke, die drohende Haltung des süddeutschen und rheinischen Rittertums waren zu einer furchtbareren Macht erwachsen, als selbst das Heer des schwäbischen Bundes, welches doch einen merklichen Druck ausübte. Hatte ja der Legat selbst noch jüngst eine Probe der aufgeregten Leidenschaften bekommen. Einige Ritter waren in sein Haus eingedrungen, und hatten ihm mit drohenden Worten bedeutet, daß sie ihn aus dem Lande jagen würden, wenn er von seinen Umtrieben gegen Karl nicht ablasse; sie wollten die Leute gegen ihn zum Aufstand bringen. Innerhalb und außerhalb Frankfurts begehrte man stürmisch die Wahl Karl's [3].

[1]) Zufolge der Epist. Eipiscop. Vigorniensis ad archiep, Eboracensem, Martene et Durand 1305 erklärt Leo, die Zustimmung erst gegeben zu haben, als vier Kurfürsten entschlossen gewesen, für Karl zu stimmen, ne major eo usque facta iactura fieret — ne in certa sui electione sibi inimicum compararet.

[2]) Nimmer hätten es die Kurfürsten eingeräumt, daß jener Vertrag König Karl's von Anjou mit Pabst Clemens IV., Rom 28. Mai 1265 (Raynaldus ad h. a. S. 119. Giannone, Istoria civile del regno di Napoli 2, 519), worauf der Pabst sich doch jetzt bezog, für Deutschland rechtsverbindlich sei.

[3]) Pauli 428; 433: The sayde (Electours) be in a great perplexite and fere of the peple all inclinate to the sayde (Charles). Und die (bündischen Truppen) thun nichts dan trohn sagen, man muß Konig Carol weln oder sy wollen den Chorfürsten so angst in Francfurt machen, das sy nit sollen wissen wohin auß. Schreiben an den Kurfürsten Friedrich vom 25. Mai bei Droysen 2, 2, 124.

Zufolge der am 17. Juni getroffenen Bestimmung fanden sich die Kurfürsten am 27. noch einmal in Anhörung einer feierlichen Messe zusammen. Nach kurzem Aufenthalte in der zum Conclave dienenden Capelle gingen sie wieder aus einander, wir wissen nicht mit welchem Erfolge. Man hat darum geurtheilt, daß sie unverrichteter Sache nach Hause gegangen, weil sie sich auch jetzt noch nicht hätten einigen können [1]. Es möchte sich aber eine andere Auffassung mehr empfehlen. Die Zusammenkunft des 27. bezweckte nichts anderes als eine Probewahl. Daß sich in ihr bereits die Majorität für Karl entschied, ist unbezweifelbar, mit ihr wäre die Sache entschieden gewesen und man hätte, war es darauf abgesehen, die Wahl schon proclamiren können. Daß man es nicht gethan, zeigt, daß die vorläufige Abstimmung im Plane des Kurfürstencollegiums gelegen war, denn schwerlich gab es damals noch einen Zwiespalt. Jedenfalls sahen die zwei, höchstens drei Stimmen, welche Karl noch minder günstig sein mochten, den Stand der Dinge und entschieden sich zum Anschluß an die Mehrheit, um der verheißenen Vortheile nicht verlustig zu gehen und der Wahl officiell das Gepräge einer einhelligen zu verleihen.

---

[1]) G. Waitz in den Götting. Gelehrt. Anzeig., 1855. Nachrichten Nr. 14. S. 186.

Der Ausgang.

Es war Dinstag den 28. Juni, als sich die Kurfürsten um sieben Uhr Morgens zur dritten Andacht in der Bartholomäus-Kirche vereinigten. Als sie darauf einige Zeit im geheimen Conclave verweilt hatten, riefen sie die Notare und Zeugen herein, und nun hielt in deren Gegenwart der Kurfürst von Mainz die Umfrage an die Wähler. Er fragte dem Gesetze der goldenen Bulle gemäß zuerst Trier. Der Erzbischof antwortete, er gebe seine Stimme dem König Karl in Spanien, in Hoffnung, er sollte dazu nütz und tauglich sein [1]. So stimmten der Reihe nach die andern, zuletzt Mainz. Die Wahl war einhellig. Mainz empfing sofort den Auftrag, sie auszusprechen und zu verkünden. Hieran schloß sich die Aufsetzung der Wahlurkunde durch die Notare. Darauf

---

[1]) Daruff der Ertzbischoue zu Trier geandtwurdt vnnder anndern worten: Er gebe seine Stym vnd Votum König Karlen in Hispanien. Sollte in diesen gewiß kurzen Begleitworten der Ursprung des Mythus der Trier beigelegten Rede zu suchen sein? Auf diese und die anderen unterschobenen Reden, welche Declamationsstücke sind wie diejenigen, welche man in den griechischen Rhetorenschulen über den kimonischen Frieden und anderes producirte, ist es jetzt völlig unnütz näher einzugehen. Das Wesentliche, der Nachweis der Unechtheit, ist bereits in Ranke's Kritik neuerer Geschichtschreiber, Berlin 1824 geführt worden und hat durch die nochmalige umsichtige Untersuchung von G. Waitz in den Götting. Gel. Anz. 1855 Nachrichten Nr. 14 S. 181—196 eine genauere Ausführung erfahren. Daß Mignet die Reden bei Sabinus wie den Brief des Cardinals von Cajeta für echt hält, ist ein arges Versehen. Desgleichen thut G. de Leva, Storia docum. di Carlo V. Venezia 1863, 1, 422.

begaben sich die sechs Kurfürsten und der böhmische Botschafter aus der Wahlcapelle auf den Lettner der Kirche und es verlas auf Befehl Albrecht's der Dombechant von Mainz, Laurenz Truchseß von Bommersfelden, die Formel der Verkündigung vor dem zahlreich versammelten Volke. Ein noch in der Kirche ausgestelltes Schreiben meldete die freudige Kunde den in Höchst weilenden königlichen Commissarien. Sogleich verfügten sich diese nach Frankfurt, dessen Abschließung ein Ende hatte, und übergaben das Mandat, welches ihnen König Karl für den Fall seiner Erwählung zu Barcelona am 8. März ausgestellt und worin er sie mit Vollmacht betraut hatte, in seinem Namen mit den Kurfürsten zu handeln [1]. Es waren der Cardinal Lang, Pfalzgraf Friedrich, Markgraf Kasimir, Heinrich von Nassau, Max von Zevenberghen und die andern oft genannten. Sie leisteten vorerst den Eid, daß alle im Diplome enthaltenen Artikel fest und unverbrüchlich gehalten und vollzogen werden sollten.

Die fünf nächsten Tage wurden der Beratung und Textirung der Wahlcapitulation gewidmet. Der Gedanke, den neuen Fürsten durch strenge Formen einzuschränken, war schon auf dem Reichstage zu Augsburg zum Ausdruck gekommen; hierüber herrschte keine Verschiedenheit der Meinung unter den Kurfürsten. Man hatte noch sehr im Andenken, wie Maximilian I. doch immer so stark gewesen, das junge Leben der reichsständischen Verfassung zum Stillstand zu bringen. Jetzt, wo die Menge ausländischen Besitztums in der Hand des neuen Oberhauptes diesem eine ungleich größere Machtfülle verlieh, als sie sein Vorfahr besaß, schien diese Gefahr noch größer, drohender, unvermeidlicher. Das deutsche Fürstentum hat aber von jeher die Vortheile einer starken Regierung ohne die Nachtheile derselben genießen wollen. Das Oberhaupt sollte mächtig sein nach außen, im Innern aber nur die ständische Macht hervortreten; ein Dilemma, welches die Aussicht

[1]) Im St. Arch.; gedruckt bei Lünig. R. A. P. Sp. C. I, 592. Goldast Reichshändel, S. 39—42.

einer glücklichen Lösung nur in dem Falle verhieß, wenn das Fürstentum es verstand, die gesammte Nation für die Verfassung zu gewinnen, wenn es die Forderungen des Bürgerstandes nach einem wesentlichen Antheil an der Regierung befriedigte und das grelle Elend des vom Adel gequälten Bauernstandes erleichterte, wenn es der eigenen, Jahrhunderte alten Tendenz nach Ausbildung der Landeshoheit und dynastischen Sonderinteressen nicht weiter nachgab, sondern sich dazu verstand, in den Rang einer mächtigen Pairie zurückzutreten nach Art derjenigen in England, Frankreich und Spanien. Aber wo hat man jemals ein Beispiel so ungeheurer Opfer, so selbstverleugnender Gesinnungen gesehen, als sie hier nötig gewesen wären. Jeder Zustand, jedes historische Gebilde entwickelt sich fort und fort nach den Antrieben, von denen sie hervorgerufen wurden, keine Macht dankt selbst ab, sondern kann nur von einer gleich starken begränzt, von einer stärkeren beschränkt werden. Darum wird man nichts anderes erwarten dürfen, als daß das Fürstentum, welches den Kaiser einsetzte, auch nur sich allein im Auge hatte, als es die Grenzlinien der neuen kaiserlichen Gewalt zog. In diesem Sinne ist die große Mehrzahl jener Bestimmungen entworfen worden, welche „die deutsche Freiheit" vor dem mächtigen Kaiser schützen sollten. Die Wahlcapitulation ist ein Bollwerk, welches das deutsche Fürstenthum für sich errichtet hat. Wird aber das Pergament, das man zwischen Karl und das deutsche Volk gelegt, ihm auch Schutz gewähren, wenn die Nation es nicht vertheidigt, an die man nicht gedacht hat, als man es schuf? Hierauf haben die Ereignisse von 1546 und 1547 vernehmlich Anwort gegeben.

Die Grundzüge einer Wahlcapitulation sind bereits in Mainz entworfen worden. Es ist kaum zufällig, daß ein ähnliches Concept in den Papieren Spalatin's, des vertrauten Rates Friedrich's von Sachsen, sich gefunden hat. Derselbe Fürst, dem die ständische Regierung des Reichs am meisten am Herzen lag, wird auch den vornehmsten Antheil an den Vorschlägen für eine neue Ordnung im Reiche genommen haben. In jener Skizze wird auch der Gründe gedacht, welche solche Beschränkung der königlichen Gewalt wün-

schenswert erscheinen lassen; sie haben in dem officiellen Vertrage keine Aufname finden können. Wiewol, heißt es da, in der goldenen Bulle und den Ordnungen des Reiches genug Vorsorge getroffen worden, wie sich ein römischer König gegen Kurfürsten, Fürsten und andere Stände des Reichs halten solle in Handhabung des Friedens und Rechtes, um einen jeglichen bei seinen Freiheiten und Rechten zu erhalten, so haben sich doch darwider allerhand Misbräuche erhoben. Es sind nämlich durch Kaiser Maximilian ohne Wissen der Kurfürsten, Fürsten und anderer Reichsstände Bündnisse gemacht und Kriege angefangen worden; daraus ist Aufruhr und Schaden entstanden, viele Reichstage sind angesetzt, Steuern und Hilfen begehrt und eingetrieben worden, zu Beschwer der Stände und Unterthanen, ohne daß darum Fried und Recht gemehrt und dem Reiche Nutzen geschafft worden wäre.

Diese Stimmungen und Ansichten fanden nun in der Wahlcapitulation ihren Ausdruck. Sie enthält vierunddreißig Artikel[1]. Den Eingang bilden die allgemeinen Versprechen, welche bei jeder Wahl sind ertheilt worden, das Reich und alle Glieder des Reichs, die Kirche, das Recht, den Frieden zu schützen und zu schirmen, den Landfrieden aufrecht zu erhalten, die Freiheiten, Rechte und Privilegien aller Stände, namentlich der Fürsten und Kurfürsten zu erhalten. Ueberdies aber wird der neue römische König Versammlungen der Kurfürsten nach Absicht der goldenen Bulle nicht stören, dagegen andere Bünde und Zusammenkünfte des Volkes hindern und unterdrücken. Er wird ohne Wissen und Willen der Kurfürsten kein Bündnis mit fremden Staaten schließen, nichts, das dem Reiche gehört, verpfänden oder veräußern, sondern das was in fremde Hände geraten, wieder zum Reiche bringen; was an Fürstentümern, Grafschaften u. s. w. zur Erledigung kommt, nicht ferner verleihen, sondern zum Unterhalte des Reichs, seiner und der nachkommenden Könige und Kaiser einziehen, behalten, und

[1]) Oft gedruckt: Limnaei Capitulationes Imperatorum, Argentorati 1651, S. 38. Jur. publ. imp. 1, 12. Goldast Reichssatz. 2, 181. Dumont 4, 296. Christoph Ziegler, Wahlcapitulationen, Frankfurt 1711. S. 7.

dem Reiche incorporiren, auch die Reichssteuern der Städte und andere Gefälle, welche dem Reiche entzogen worden, wieder an das Reich bringen. Er verspricht von freien Stücken keinen Krieg anzufangen, aber das Reich im Falle eines Angriffs, den es erleidet, zu vertheidigen; keine fremden Kriegsvölker in das Reich zu führen, dasselbe nicht mit Auflagen zu drücken, ohne Wissen und Willen der Kurfürsten keine Steuer auszuschreiben und keinen Reichstag zu berufen; nie soll ein solcher außerhalb der Reichsgränzen tagen. Die königlichen und Reichsämter des Kanzlers, Marschalls u. a. dürfen nur an Einheimische gegeben werden, welche von gutem Stande seien. Die Sprache in den Reichsverhandlungen und in dem Verkehr des Kaisers mit den Ständen darf nur die deutsche oder lateinische sein, es wäre denn an Orten, wo eine andere Sprache im Gebrauche stünde. Zu Diensten außerhalb des Reiches soll Niemand verpflichtet werden. Der König wird das Regiment, wie es vordem bestand, wieder aufrichten; er verspricht es sich angelegen sein zu lassen, daß die fortwährende Steigerung der Annaten, die Reservation, Dispensation und aller Abbruch am Patronatsrechte von dem Pabste abgestellt werde, damit die Concordata principum gehalten werden. Er wird die Mängel des Münzwesens mit Rat und Beihilfe der Kurfürsten verbessern, keinen neuen Zoll einführen, noch einen bestehenden erhöhen und die großen Handelsgesellschaften, „so bisher mit ihrem Geld regiert" und der Nation zum Schaden seien, im Verein mit den Kurfürsten abstellen.

Wenn diese Punkte mehr minder das Allgemeine vom reichsfürstlichen Gesichtspunkte aus zu regeln bestimmt sind, so verfolgen andere das fürstliche Interesse noch ganz besonders; das Verfahren Maximilian's gegen die pfälzischen Fürsten hatte ein unvertilgbares Mistrauen und die Furcht vor Erneuerung so gewaltsamen Durchgreifens wachgerufen. So sollte also der neue König nicht nur selber die Stände nicht vergewaltigen, sondern auch Andere daran verhindern, er mußte versprechen, daß Niemand ungehört und ohne Ursache, sondern allein nach ordentlichem Ver-

fahren in die Acht erklärt werde, daß er sich keiner Erbschaft zum Nachtheil der Kurfürsten bemächtigen, noch eine solche Anmaßung anderen gestatten wolle. Auch versprach der König keine Gesetze, die der goldenen Bulle und den anderen Reichsgesetzen entgegenliefen, eigenmächtig ergehen zu lassen, sondern nur im Vereine mit den Kurfürsten und Ständen des Reiches aufzurichten. Der neue Herrscher bestätigt endlich alle Verordnungen und Verfügungen, welche während der Reichsverwesung seit dem Tode des letzten Kaisers sind erlassen worden und beruft der goldenen Bulle gemäß den ersten Reichstag nach Nürnberg; er wird sich zum Empfange der Krönung persönlich in das Reich begeben und so viel als möglich in demselben seine Residenz nehmen, auch später die kaiserliche Krone empfangen.

So umfassend und schwerwiegend viele dieser Artikel sind, wir finden nicht, daß die Commissarien König Karl's gegen ihre Anname irgend ein Bedenken hätten laut werden lassen. Nach Unterzeichnung der Wahlcapitulation am 3. Juli stellte man das Wahldecret aus und richtete ein Schreiben an den erwählten Monarchen [1]; in umständlichen pathetischen Wendungen wurde ihm das Glück seiner einstimmigen Wahl verkündet; den Glückwünschen die Bitte angeschlossen, der neue König möge ehestens im Reiche erscheinen. Mit beiden Schreiben ward der Pfalzgraf Friedrich nach Spanien gesendet; ihn begleiteten die Kämmerer Paul Armerstorff und Bernhard Wurmser. Sie trafen den König am 30. November in Molino del Rey. Doch war es der Sekretär Jean de le Sauch, welcher der erste, schon am 6. Juli, die Nachricht nach Barcelona brachte, wo man die Trauer für Kaiser Maximilian auf der Stelle ablegte. Daselbst in der Kathedrale hat der Cardinal von Tortosa das Hochamt celebrirt.

Franz I. erfuhr den Ausgang der Wahl am 3. zu Poissy. Er ließ es sich nicht ansehen, wie sehr er diese Niederlage bedaure;

[1]) Decretum Electionis bei Goldast Reichshändel S. 45, 46. Der Kurfürsten Schrifft an Kön. May. der Election halber außgangen. S. 47. Der Kurfürsten Schreiben an den erwählten König S. 57. Polit. Imp. 137.

seinen Gesandten in Deutschland schrieb er, er sei durchaus nicht unzufrieden, diese Wendung sei im Grunde vortheilhaft für seine Unterthanen [1]. Seinem Rivalen ließ er sogleich Glückwünsche melden; nach ihm selbst sei keiner auf der Welt, dem er die römische Krone mehr gönnte als Karl [2].

Des Königs Mutter versicherte, daß sie sich freue, die Krone auf das Haupt Karl's, der ihr Schwiegersohn werde, gesetzt zu sehen, da sie ihr Sohn nicht erhalten [3]. Entfernter stehende Beobachter haben freilich behauptet, Louise habe den Augenblick der Erhöhung ihres Sohnes nicht erwarten können und schon den Putz bestellt, in dem sie der Krönung beiwohnen wollte [4]. Es mag dahin gestellt bleiben, aber am französischen Hofe gab es in der That eine Partei, welche das Scheitern der Wahlhoffnung mit Befriedigung aufnahm; sie hatten sich von der Erhöhung ihres Königs nur ungeheure auswärtige Verwicklungen und Verarmung ihres Landes prophezeit [5].

Die französischen Gesandten in Deutschland, welche sich ihrer reichen Casse wegen vor einer Beraubung fürchteten, kehrten jetzt unter dem Geleite des Kurfürsten von Trier sicher und ungefärdet heim [6].

Da die österreich. Commissarien in Höchst von den geheimen Bemühungen Heinrich's um die Krone, wenig oder nichts wußten,

---

1) Brief Franz 1. an Bonnivet, Poissy, 5. Juli.

2) Dantiscus an Sigismund mit falscher Datirung, penultima Junii für Julii. Act. Tom. 5, 70.

3) Sir Thom. Boleyn an Heinrich VIII. Poissy 4. Juli, bei Ellis 1, 154.

4) Arnoldi Ferroni de reb. gest. Francor. libr. IX., Bl. 115.

5) In Boleyn's Briefe: And now Monsr. Le Bastard and they of the Counsell here say yt is a good torne for the King here, and a great weale for his reaulme that he is not emperor, for they say yf he had been it shuld have putt hym to an infante busyness, and impoveryched and undeone his subgietts. An der Spitze dieser Partei soll nach einer Aeußerung des Legaten am französischen Hofe die Herzogin Louise und der Obersthofmeister gestanden sein. Pauli 425.

6) Franz hat sie zu beschleunigter Rückkehr aufgefordert, Mignet 264. Ueber ihr Geleite vgl. Brief Pace's an Wolsey bei Pauli 434 und Mémoir. de l'Avantureux S. 343.

und Pace's Sendung als einen Act der Theilname für die Wahl Karl's ansahen, so empfing Pace alsogleich Briefe, die ihn von dem Ereignis als einer für England erfreulichen Thatsache in Kenntnis setzten; ja selbst die Kurfürsten von Mainz, Köln und Sachsen, denen die Wahrheit bekannt war, dankten ihm für die Beihilfe, die er im Namen Heinrich's ihrem neuen Könige geleistet [1]. Er sträubte sich nun freilich nicht, diesen Dank anzunehmen, weder in Frankfurt noch in Mecheln, wo die Regentin Margareta ihn beglückwünscht hat wegen seines regen Antheils an der großen Angelegenheit [2]. Im Vertrauen beklagte er aber die gescheiterten Aussichten seines Königs. Er legte dies vor allem dem Legaten und Nuncius zur Last, welche ihr Wort nicht gehalten hätten, als sie der Wahl Karl's die päbstliche Genehmigung ertheilten. Ein Brief, den Heinrich der Anweisung der Summen wegen an Hermann Ring gerichtet, war erst jetzt eingetroffen. Ring und Pace zeigen sich darüber untröstlich. Noch hat ein Kurfürst, den Pace nicht nennt, vier bis fünf Tage vor der Wahl den Rat gegeben, so wie Spanien mit Heeresmacht aufzutreten, ein Vorschlag, der sehr ironisch aussieht. Das nötige Geld konnte nicht so schnell herbeigeschafft werden und ein solches Auftreten würde eine ewige Feindschaft zwischen England und dem Könige von Spanien gestiftet haben [3]. Wenn er nur vierzehn Tage früher gleich Karl 420.000 Goldgulden zur Hand gehabt hätte, so sollte man jetzt das Tedeum für Heinrichs Erwählung singen [4]. Es ist nicht schwer einzusehen, daß dieser Anname sehr viel Befangenheit und Täuschung zum Grunde lag, denn gegenüber der Bewerbung Karl's durfte Heinrich noch weniger auf Erfolg hoffen, als Franz' I., welchen, wie wir sahen, tiefere und mächtigere Gründe, als bloße Zufälligkeiten zum Falle brachten.

Auch der Pabst hat es an allen den Artigkeiten, Dank-

---

1) Höchst 28. Juli. Frankfurt 3. Juli bei Pauli.

2) Pace an Wolsey. Mecheln 27. Juli. Ellis, Letters 1, 156.

3) Bei Pauli 434.

4) An Wolsey, Mainz 20. Juni.

gottesdienst, Glückwünschen, Versicherungen innigen Antheils, wie sie der officielle Stil erfordert, nicht fehlen lassen. Gegen Vertrautere affectirte er Sorge vor dem neuen Kaisertum [1]. Im Grunde handelte es sich für ihn nur darum, für die neue Belehnung mit Neapel einen recht hohen Preis von Karl zu erringen. Das war es auch was ihm Franz I. fortan unablässig anriet. Dazu konnte ihm dieser ebensowol als Heinrich als Rückhalt dienen; die in der letzten Zeit zunehmende neuerliche Entfremdung zwischen den beiden zu heben, war darum seine angelegentliche Sorge. Während er also diesen näher trat und an der französischen Flotte eine Stütze suchte, nahmen die Unterhandlungen mit Karl ihren ungestörten Fortgang. Leo forderte, daß ihm die Besetzung aller Bistümer und geistlichen Pfründen in Spanien und Neapel zugestanden, Modena und Reggio übergeben, 7000 Scudi als Zins für Neapel entrichtet, 6000 Scudi seinem Neffen Hippolyt als Einkünfte angewiesen und Florenz mit seinem Gebiete aus dem Reichsverbande völlig gelöst würden. Aber die genaue Verständigung, welche Karl damals mit Heinrich VIII. erreichte, gewährte dem neuen Kaiser die nötige Frist, um die Gewährung so ungeheurer Forderungen hinauszuziehen. Unter der Gunst dieses Umstandes ist bis zur Ankunft Karl's in Deutschland nichts entschieden worden. Die Hand am Schwerte beobachteten sich alle Theile. Obgleich man in Frankreich erkannte, daß jedes Zuwarten die günstige Lage Karl's mehren müsse, kam man doch nicht zum Losschlagen. Und daran war des Pabstes zögernde, abwägende und temporisirende Haltung vor allem Ursache [2].

1) Marin. Sanudo aus Rom 4. und 9. Juli.

2) Epist. Episcop. Vigorn. bei Martene und Durand Coll. III. 1300 vgl. Lanz Mon. Habsburg. S. 232. Die mancherlei Schwierigkeiten, welche Karl V. in der Zeit zwischen der Wahl und Krönung durch das vorsichtige Spiel des Pabstes erwachsen sind, hat der Kaiser später in wenig genauer Formulirung als Gravamen gegen den römischen Stuhl geltend gemacht. Granada 18. Sept. 1526 bei Goldast Constit. S. 492 cum essem renunciatus Caesar, non me assensisse prius, quam Leo Pontifex electionem ratam haberet, ac simul ius Regni Neapolitani mihi tribueret. Den Vorwurf, daß der Pabst die Krönung in Aachen habe aufhalten wollen (Ranke deutsche Gesch. I, 327) kann ich darin nicht erkennen.

Man erzählt, Friedrich von Sachsen habe nach erfolgter Wahl seinen getreuen Fabian von Feilitsch gefragt, was er zu diesem Ausgang meine, und dieser zur Antwort gegeben: Die Raben müssen einen Geier haben [1].

War dies in der That die Bedeutung dieser Wahl? Zunächst war die Lage von Karl's Reichen noch gar nicht dazu angethan, große, ausschweifende und gewaltthätige Pläne zu unterstützen. In Spanien loderte ein Aufruhr empor, der die Grundlagen der königlichen Macht in Frage zu stellen drohte, Deutschland war in voller Anarchie und erwartete eine neue Organisation; in den österreichischen Landen war noch keine feste Regierung geschaffen, Neapel mußte jeden Augenblick die Angriffe der türkischen Flotte befürchten. Dazu kam die äußerste Erschöpfung des Schatzes. Vor der spanischen Reise (1517) hatte Karl ein Anlehen bei England machen müssen, ein neues Darlehen, dessen er jetzt dringend bedurfte, wurde ihm von Heinrich VIII. nicht mehr gewährt [2]. Welche Summen hatte die Kronbewerbung schon verschlungen, und wie viel war noch an Rückständen zu zahlen. Nirgends war es möglich den Anforderungen zu genügen. Die Truppen Neapels waren unbezahlt und meuterten. Dies und anderes lud zu weitaussehenden Unternehmungen nicht sogleich ein.

Und lagen diese etwa in Karl's Charakter und Denkart. Es fehlt sonst bei den Anfängen der Regierungen ehrgeiziger Fürsten niemals an Stimmen, welche heroldartig die neuen Unternehmungen ankündigen, der Welt die Stimmung verleihen, auf großes gefaßt zu sein. So sind die Regierungen Karl's VIII. und Franz' I. mit der Ankündigung von Eroberungen begonnen worden, auch Maximilian I. hat die seinige mit allseitig rege gemachten Erwartungen und kühnen Phantasien eröffnet. Ist es da zufällig, daß die allgemeine Stimme von Karl Friede pro-

---

1) Droysen, Pr. Politik S. 128. Michelet, Mém. de Luther. Not. et éclaircissements 2, 164. Die Echtheit des Ausspruches erscheint nicht unbedenklich.

2) Le Glay, Négociat. 2, 465.

phezeite [1]. Wenn er dann an Markgraf Kasimir schreibt, er wolle in der ganzen Christenheit Friede und Einigkeit machen [2], so war dies kein Wort, hinter welchem sich aggressiver Ehrgeiz verbarg. Karl's Politik läßt sich von Anfang an als eine conservative bezeichnen. Es ist nichts phantastisches, übermäßiges, unruhiges in seinem Wesen, er zeigt einen kühlen, nüchternen, verständigen Geist. Was er hatte, was er als Erbe überkommen, wollte er behalten, sich in dessen Besitze befestigen. Wo er über diese Linien des gegebenen und überlieferten hinauszugehen am meisten Neigung bewies, das ist im Osten gegen die Muhammedaner, die Osmanen. War er doch zugleich aus spanischem Blute und der Enkel Maximilian's. Darin aber war seine Politik auch der Billigung von ganz Europa sicher, welches den Krieg gegen die Ungläubigen noch als die heilige Pflicht aller Monarchen und insbesondere des römischen Kaisers ansah.

Mochte aber Karl's Streben auch auf Erhaltung zielen, so hörte sein Reich doch nicht auf, eine große Gefahr für die Ruhe des Welttheils in sich zu schließen. Das Conservative setzt die festen Formen und Ordnungen einer längeren Vergangenheit voraus. Wo alles noch so neu, so ungeordnet, so unbegränzt war, reichte dieses Princip nirgends aus. Die Monarchie, welche Brüssel und Madrid, Neapel und Wien ihre Hauptstädte nannte, war eine ganz neue, bisher nicht dagewesene Erscheinung. Erst die Jahre seit 1516 hatten dies Reich entstehen gesehen, die Kaiserwahl verlieh ihm nun den Abschluß. Es war ein Product der merkwürdigsten Glücksfälle und Constellationen. Regte seine Größe aber weniger Befürchtungen auf, weil Erbschaften und nicht die

---

[1]) So schreibt Dantiscus aus Barcelona (Act. Tom. 5, 70): Speratur, quia iste cesar non vult bellum, quod brevi tota Christianitas erit pacata.

[2]) Barcelona, 29. Juli. Spies Brandenburg. Münzbelustigung 1, 199. Er hat sich bei jedem Anlaß so geäußert; so schreibt er an seinen Bruder Ferdinand 16. Jänner 1522 (Lanz Corresp. 1, 81): Vous savez assez, et jl est a tous notoire, comme tousiours mon desir et principale affection a este, dauoir et entretenir paix et repoz en la chrestiente,

Waffen es aufgethürmt? Knüpften sich nicht an manchen Theil des großen Ganzen Ansprüche des einen oder des andern Nachbars? Mit den Niederlanden war Karl Besitzer des blühendsten und reichsten Landes von Europa, zugleich aber auch der Erbe aller jener alten Conflicte mit Frankreich, als dessen erste Pairie das Herzogtum Burgund gegolten. Den Besitz des Königreichs Neapel fochten gerechte Ansprüche Frankreichs an, noch immer schwebte ein Streit über die Krone Navarras mit dem entthronten Königshause, welches unter dem Schutze Frankreichs lebte. Enthielten nicht andere Landschaften wieder für ihren Besitzer das Recht, das Eigentum der Nachbarn in Frage zu stellen. Gingen von der Wahlcapitulation selbst nicht Anforderungen aus, in die politischen Neubildungen an den Grenzen des Reiches einzugreifen? Wird nicht Frankreich zum Kriege eilen, welches den Besitz der durch die Anstrengungen eines Menschenalters erworbenen Vormacht in Europa mit einemmal an einen Vasallen seiner Krone übergehen sieht? Die letzte Niederlage Franz I. auf der Wahlstätte der Bartholomäuskirche entschied über dessen künftige Haltung. Der Kampf mit Habsburg wurde für ihn und seine Nachfolger ein politisches Princip. Es war also dennoch ein großer Irrtum, das Kaisertum Karl's für den Anfang einer friedlichen Aera zu halten. Karl mochte noch friedlicher gesinnt sein, als er es war, er mußte das plötzlich hervorgebrochene Uebergewicht seiner Macht im Kampfe bewähren, daran Einbuße erleiden, wenn er unterlag, weitaus größer und furchtbarer werden, wenn er siegte. Auf lange Zeit hinaus gab es kein Stillestehen. Ehe sie noch recht begonnen, gab es keinen Raum für eine streng conservative Politik.

Achten wir nun darauf, welches der voraussichtliche Einfluß Karl's auf Deutschland sein konnte. Nie hatte vor ihm ein deutscher König so vielfältige, heterogene Besitztümer vereinigt, keinem war eine so complicirte politische Aufgabe entgegengetreten. War schon bei Maximilian I. der Gesichtspunkt des Reiches den lockenderen Zielen der Hauspolitik untergeordnet gewesen, so konnte jetzt das Reich nur als eine der Componenten von Karl's Kraft erscheinen.

In seiner Persönlichkeit fanden alle zerstreuten Länder die Vereinigung zum Wirken.

Es war gar nicht anders denkbar, als daß Karl, indem er die Gesammtheit seiner persönlichen Stellung fest im Auge behielt, in keinem seiner Reiche eine nationale Politik übte, sondern in jedem ein Mittel zur Durchführung persönlicher und dynastischer Aufgaben erkannte. Man kann ihm daraus keinen Vorwurf machen; jeder Politiker hätte so handeln müssen. Seine eigentümliche Lage zeichnete ihm auch besondere Wege, diese aber in unverkennbaren Linien vor. Auch Deutschland durfte nicht die Forderung erheben, anders gehalten zu werden. Seine fürstliche Oligarchie hat in einem entscheidenden Momente das nationale Königtum von sich gewiesen. Fortan mußte das Reich es sich gefallen lassen im Schlepptau einer europäischen Großmacht zu hängen. Es hatte auf eine selbständige Rolle verzichtet, seine Aufgaben und Interessen sollten nunmehr nur in steter Rücksicht auf andere ihm fremde Aufgaben und Interessen seines Herrschers ihre Lösung finden, natürlich eine Lösung, der man es ansah, daß das nationale Bedürfnis das kleinste Gewicht in der Wagschale gewesen.

Noch hätte zwar das deutsche Reich bei seiner Größe einen nicht unbedeutenden Einfluß ausüben, es hätte wenigstens nach Innen die volle Selbständigkeit seiner Entwicklung bewahren können. Wenn seine Fürsten von einem echten Patriotismus erleuchtet und durchwärmt und von klaren Ideen geleitet wie ein Mann dem Herrscher gegenüberstanden und ihn in den Schranken hielten, die sie ihm gezogen, wenn sie sich auf die Seite des Volkes stellten und die vollberechtigten Wünsche desselben auf ihre Fahne schrieben, dann konnte auch der persönliche Staat Karl's die inneren Fragen Deutschlands nicht zu Hebeln und Werkzeugen seiner europäischen Politik machen. Aber dazu hätte es vielleicht auch anderer Stände bedurft, nicht solcher, vor denen, mit Ausname Friedrich's, der Kaiser niemals Achtung hegte. Selbstsucht, Habgier, Zwietracht, und vor allem Kurzsichtigkeit und Beschränktheit sind zu keiner Zeit die Elemente gewesen, auf die man eine Staatsordnung grün-

den konnte. Eine Opposition, die zum weitaus größeren Theil aus Gliedern solchen Charakters bestand, war nicht schwer zu sprengen.

Wenn man also nicht sagen kann, daß die Wahl Karl's dem Reich die großen Vortheile, die Viele von ihr erwarteten, gebracht habe, wenn man sich nicht verhehlen kann, daß der Verfall desselben auch unter ihm zugenommen hat, so liegt doch die Schuld eben so sehr in der reichsfürstlichen Oligarchie, als in Karl. Bei diesem aber nicht sowol in seiner Person, als in der Eigentümlichkeit seiner Stellung als Haupt eines Aggregats von Ländern, in denen nach einem beliebten Ausdruck die Sonne nicht unterging.

Es geht wohl nicht zuweit über die Aufgabe der Geschichtschreibung hinaus, wenn wir auch noch die Frage aufwerfen, ob und unter welchen Bedingungen eine nützlichere Wahl hätte eintreten können? Niemand zweifelt, daß wir unter einer solchen eine im deutschen Interesse, eine rein nationale verstehen.

So wenig auch die meisten Kurfürsten den Charakter eines Aristides zeigen, so kann man doch, ohne ungerecht zu sein, nicht behaupten, daß sie keinen aus ihrer Mitte gewollt, weil ein solcher nicht so hohen Lohn habe bieten können, als einer der ausländischen Fürsten. Ueberhaupt hat man sich, wie bereits wiederholt ausgesprochen worden, über den Einfluß des Goldes bei dieser Wahl in alter und neuer Zeit sehr übertriebene Vorstellungen gemacht. Wie falsch urtheilte doch Maltzan, wenn er seinem Könige schrieb: Die Sache ist auf den Punkt gekommen, daß derjenige von den Beiden, welcher am meisten gibt und verspricht, die Wahl durchsetzt. Franz I. hat mehr versprochen und war im Stande mehr zu geben, er hat auch den Markgrafen mit Gold gesättigt, wie man ihm riet, und er ist unterlegen [1]. Die im Volke allenthalben rege Verehrung für das Haus, welches dem Reiche sechs Könige gegeben, der Widerwille gegen einen Ausländer wälscher Zunge haben sich mächtiger erwiesen als alles Silber und Gold.

---

[1]) J. v. Maltzan an König Franz: Tout ira bien, si nous pouvons rassasier le margrave. — La chose en est arrivée aut point que celui des deux rois qui donnera et promettra le plus l'emportera. Mignet, 251.

Dieses also war es in der That nicht, was es einem Deutschen unmöglich machte, die Krone zu erlangen. Wir werden die Ursache anderswo suchen müssen.

Als in der Periode nach dem Untergange des Staufischen Geschlechtes die großen Reichsfürsten Sorge trugen, daß ein mächtiges Königtum nimmermehr entstehe, sind Wahlen kleiner Grafen auf die Tagesordnung getreten: Habsburg, Nassau, Luxemburg. Alle diese sind notwendiger Weise denselben Weg gegangen; da sie in Wahrheit nicht Könige der Nation sein durften, sind sie Gründer neuer Fürstentümer geworden. Jede neue Wahl eines kleinen Reichsbarons mußte zu demselben Resultate führen. Ungern aber sahen die Kurfürsten den einmal aufgerichteten Besitzstand durch das Eingreifen solcher erwerbungsgieriger, mehr minder gewaltsamer Hauspolitik der Könige bedroht und gefährdet. Sie haben daher seit der Parteiwahl des ephemeren Schwarzburg keine Wahl eines Kleinen mehr vorgenommen. Nach sattsamer Erfahrung hielten sie die Wahl eines Königs aus den großen Häusern ihren conservativen Interessen für ungleich günstiger. Daher die Wahlen aus der Dynastie Luxemburg bis zu ihrem Ausgang, und dann die aus dem Hause Oesterreich.

Nachdem nun dieses in den Kreis der europäischen Mächte ersten Ranges eingetreten und sein Schwerpunkt außerhalb des Reiches zu liegen gekommen war, sah man sich allerdings an einer bedeutsamen; ernsten und wol zu erwägenden Wendung angelangt. Um sich ein wahrhaft nationales Oberhaupt zu geben, und innerhalb der Bahnen überlieferter Politik zu bleiben, hätte man von einer Wiederwahl Habsburg's gänzlich absehen und auf ein anderes der durch Macht hervorragenden Häuser greifen müssen. Baiern, an welches man hätte denken können, ist nicht in Vorschlag gekommen, wahrscheinlich wol darum, weil die Erhebung desselben eine Wiederholung der alten Ansprüche an eine Kurwürde und zugleich einen Krieg mit Oesterreich wegen der in jüngster Zeit ihm abgenommenen Landschaften besorgen ließ. Somit blieben nur Brandenburg, Pfalz und Sachsen. Joachim aber war

persönlich sehr unbeliebt, Ludwig von der Pfalz zu unbedeutend und wegen seines schwankenden, unzuverlässigen Wesens nicht geachtet. So war nur Sachsen übrig. Diesem hat man nun in der That die Krone zuwenden wollen, Friedrich hat sie ausgeschlagen. Jetzt war die Wahl Karl's die einzig mögliche und unter den drei Ausländern, welche sich bewarben, aller menschlichen Voraussicht nach auch die vortheilhafteste [1].

Nachdem die Entscheidung gefallen war, hat Leo X. zum französischen Botschafter in Rom gesagt: Wenn euer König nach unserer Art verfahren wäre, so würde ein Dritter gewählt worden sein. Wir können diese Aeußerung hinsichtlich ihrer Aufrichtigkeit nicht höher anschlagen, als andere desselben Fürsten. Wol aber spricht die gegründetste Vermutung dafür, daß wenn der Pabst im Einklange mit dem Könige von Frankreich, getragen von der moralischen Unterstützung Heinrich's VIII. und der Schweizer, von allem Anfang an die Candidatur Friedrich's von Sachsen aufgestellt, diese mit dem Aufgebot aller Mittel unterstützt hätte, die Sache sehr leicht eine ganz andere Wendung hätte nehmen können. Solche Bundesgenossen an der Seite würde der sächsische Kurfürst die Gicht und seine sechsundfünfzig Jahre vergessen und den Mut gehabt haben, die Stufen des Thrones zu ersteigen.

Und wenn es das Interesse des nirgends nationalen Habsburg erforderte, die deutsche Krone zu besitzen, so genügte es dem Interesse Frankreichs in dem Augenblicke, daß nur nicht Habsburg das Kaisertum erlange, es bedurfte der deutschen Krone nicht; ihm konnte jeder deutsche Fürst recht sein. Hierin traf einmal das deutsch-nationale Interesse mit dem wolerwogenen Frankreichs zusammen. Aber Franz I. dachte mehr an den Ruhm seines Namens als an das Wol seines so eminent nationalen Staates und die Strafe blieb nicht aus. Und wie Leo X. von eigensüchtigen Stre-

[1]) So schrieb Erasmus: Andere hat das an sie übertragene Reich groß gemacht, Karl wird mit dem Reiche Macht und Würde geben.

bungen, Bedürfnissen und Rücksichten nach anderer Seite gezogen wurde, ist uns hinreichend klar geworden. Was war ihm Deutschland, daß er diesem zu einem Nationalkönig hätte helfen sollen in der Person desselben Mannes, der Luther'n schützte und großzog?

Daß Karl aus dem Besitze der um ungefähr zwölf Millionen Thaler heutigen Geldes [1] erkauften Kaiserwürde großen Vortheil für die Befestigung seiner Macht zog, bedarf nicht der Versicherung, die ganze Regierung dieses Monarchen bietet hiefür Bestätigungen. Ein genauer Nachweis bedürfte aber eines Eingehens in das Detail der folgenden Ereignisse, der uns weit über die Grenzen dieser Schrift führen würde.

Dagegen müssen wir einen Blick auf die Art werfen, wie Karl manchen der übernommenen Verpflichtungen gerecht wurde [2]. Die Aufbringung so großer Summen mußte bei der Armut des Schatzes und der Gedrücktheit des Credits notwendig sich verzögern, die Belastung des Budgets mit großen Pensionen zur Zeit, als man der Anstrengung aller Mittel für den Krieg bedurfte, war keine kleine Verlegenheit. Kein Wunder also, daß noch 1523 Joachim von Brandenburg klagte, man schulde ihm 50.000 Goldgulden, wovon 10.000 als rückständige Pension [3]. Auch Pfalzgraf Friedrich, der so eifrige Dienste gethan, war sehr unzufrieden; im Versprechen sei Karl groß, doch sobald der Dienst geleistet sei, habe er ihn vergessen. Er hatte eine Forderung von 25.000

---

[1]) Nach einer in den kurpfälzischen Wahlacten liegenden Rechnung kostete Karln die Wahl 852,189 Goldgulden; diesen berechnet Mignet zu 10 Fr. 64 C. Der Geldwert stand gegen jetzt um das Fünffache höher.

[2]) Zufolge dieser Rechnung erhielt Mainz 104.000, Trier 22.000, Köln 40.000, Pfalz 138.000, die kurböhmischen Gesandten 41.031, Pfalzgraf Friedrich 37.108, Markgraf Kasimir 25.735. A. Stumpf, Polit. Geschichte von Baiern. München 1826, S. 22. Fink, die geöffneten Archive des Königr. Baiern. 2. Jahrg. 3. Heft S. 193 ff.

[3]) Erzherz. Ferdinand an Karl, 27. Jänner 1523. Wien. Jahrb. 1845. CXII, 17.

Ducaten. So war es überall, alles schrie nach dem versprochenen Gelde [1].

Sehr wenig kann es uns nach dem bisherigen überraschen, daß weder König Ludwig von Ungarn, noch Sigismund von Polen einen ihrer Wünsche erfüllt sahen. Die dreifache Spaltung der böhmischen Kurstimme hatte es Karl sehr erleichtert, sich jeder verpflichtenden Zusage zu enthalten. So schreibt Sigismund an Dantiscus, da die Artikel seiner Forderungen, insbesondere der der neapolitanischen Erbschaft, in Frankfurt nicht geordnet worden, solle er ihre Erledigung in Spanien betreiben [2]. Ludwig ließ auch nach der Wahl wegen der Heirat Karl's mit Anna die Unterhandlungen fortführen [3]. Ebenfalls vergeblich. Doch nicht nur dieses ungarische Heiratsproject ist gescheitert. Ganz so erging es auch der Heirat, welche vom burgundischen Hofe selbst Sachsen ist angeboten worden.

Ohne jeglichen Widerstand schien Karl auf diese Verbindung einzugehen. Bereits am 30. Mai stellte er den Consens aus zur Heirat seiner Schwester Katharina mit Herzog Johann Friedrich von Sachsen und gab seinen Commissarien Kasimir, Nassau, La Roche und Ziegler Vollmacht, die Ehe abzuschließen, alle Bestimmungen über Mitgift und Widerlage, Zeit und Ort der Verlobung und Heirat festzusetzen, und die Versprechen in seinem

---

1) Hannart, Vicomte v. Lembecke an Karl V. 13. März 1524 bei Lanz, Corresp. 1, 206: Combien que l'on luy ait promis beaucoup de choses, quant lon a eu affaire de luy; mais si tost que lon a eu faict de luy et receu son service, tant à l'élection que à la journée à Worms, jl a este incontinent aprez oublye. — Et ne vous fault aussi oublyer den enuoyer dung train pour les autres princes electeurs et leurs serviteurs a cuy donnez pension; car chacun crye et se lamentent et ne veullent plus bien faire ou seruir, silz ne sont payez.

2) Act. Tomic. 5, 69.

3) Ludwig an Markgraf Georg v. Brandenburg. Voluissemus tamen, si fieri potuisset, ut ante electionem hoc negotium matrimonii fuisset conclusum, vel saltem ea conditione datum suffragium, ut post electionem praeter omnem difficultatem, hoc negotium concludi debuisset. Pray, Epistolae Procerum Regni Hungariae. Poson. 1806. 1, 130.

Namen „als eines guten und wahrhaften Königs und Fürsten“ zu leisten [1]. Während der Wahlberatungen in Frankfurt ist dann die Heirat zwischen dem Grafen von Solms und Friedrich von Thun, den sächsischen Beauftragten und dem Grafen von Nassau verhandelt worden. Von sächsischer Seite war man auch jetzt nicht so rasch bei der Hand; noch war keine sächsische Vollmacht zur Stelle; noch schrieb Kurfürst Friedrich seinem Bruder, er möchte ihm gern sein Bedenken und seinen Rat mittheilen, sei aber selbst in der Sache ganz zweifelhaft. Für jeden Fall solle er aber Vollmacht senden, wenn er anders Lust habe, weiter zu verhandeln.

Die Prinzessin, obgleich erst im Alter von dreizehn Jahren, schilderte Nassau [2] als ein Fräulein gesund an Seele, Ehre, Leib und Gliedern, als die schönste unter ihren Geschwistern. Die Vollmacht des Vaters wie des Sohnes lief nun wirklich ein [3]. Der Kurfürst, der sie am 24. Juni in Frankfurt empfing, gab sich auch jetzt noch keiner sanguinischen Hoffnung hin, „so anders Treue und Glauben gehalten werde, wolle er es auf einen guten Weg richten.“ Erst am 3. Juli, also nach der Wahl, wurden die Ehepacten aufgesetzt; in Mainz fand deren Unterzeichnung statt. Die Heirat bestand in Kraft und Gewalt. Am St. Martinstag des nächsten Jahres sollte „Frau Katharina mit Kleidern, Kleinoden, Silbergeschirr und anderem, das ihrem Herkommen ziemt,“ auf Kosten des Königs nach Frankfurt kommen, und das Beilager vollzogen werden. So sollte auch hier die erste Hälfte der Mitgift im Betrage von hunderttausend rheinischen Goldgulden ausbezahlt werden, die Zahlung der andern war über ein Jahr nach Vollzug der Ehe angesetzt [4].

---

1) Barcelona 30. Mai in Arnoldi's Denkwürdigkeiten S. 8.

2) Vgl. hierüber Droysen's oft erwähnten Aufsatz in den Ber. der Sächs. Gesellsch. S. 170 ff.

3) Urkunde Johanns vom 21., Johann Friedrich's vom 22. Juni bei Arnoldi S. 10.

4) Urkunde vom 5. und 6. Juli, Weimar 8. Juli bei Arnoldi S. 12 ff.

König Karl ließ seine Zufriedenheit mit dem „Traktat" erklären und gab vor, dem Kurfürsten großen Dank zu wissen. Er schien es ihm sehr hoch anzurechnen, daß er unbestochen, mit reinen Händen „so heiliglich" zur Wahl gegangen. In einem Dankschreiben bald nach der Frankfurter Wahl hat Karl erklärt, er wolle in deutschen Landen alle Sachen durch Friedrich's Gunst und Ansehen in gutem Frieden erhalten. „Denn wir", fährt er fort, „halten wunderviel von deiner Liebe, Räten und Weisheit [1]." Inspirirte Stimmen, wie die Heinrich's von Nassau, verbreiteten, daß Karl den Kurfürsten wie seinen Vater in Ehren halte. Die Heirat schien diesen innigen Anschluß noch fester knüpfen zu müssen.

Zu Mittheilung mancher wichtigen Angelegenheit ward der königliche Rat Hieronymus Brunner bestellt. Die Instruction, die er im Jänner 1520 dem Kurfürsten vorlegte, hielt an dem Ehevollzuge zum nächsten Martinstage fest. Doch ein halbes Jahr später hat derselbe Brunner bereits eine andere Instruction erhalten; er sollte es entschuldigen, daß der Kaiser seine Schwester zu Martinstag nicht nach Deutschland bringen könne: „der großen „Blödigkeit" halber, womit die Mutter seit etlichen Jahren behaftet sei und weil die spanischen Unterthanen es dem Kaiser verdenken möchten, als wolle er seiner Mutter Blödigkeit und Anfechtung dadurch mehren und ihre Tage verkürzen, was in den spanischen Königreichen einen großen Aufruhr erwecken könnte" [2].

Damit war das Spiel der Aufschübe, Zögerungen, Hinhaltungen in Gang gebracht; es währte bis 1524. Bis dahin hat Karl sich offen in der Sache zu zeigen zuerst nicht rätlich gefunden; noch hätte das sächsische Haus in den deutschen Angelegenheiten schwierige Händel bereiten können. Von dieser Furcht fühlte man sich seither frei, ja es tauchte schon damals der Gedanke auf, der kurfürstlichen Linie die Kurwürde zu nehmen. Jetzt hielt

---

[1]) Barcelona, 29. Juli. Neudecker u. Preller, Spalatin's Nachlaß S. 95. Ein zweites, minder belangreiches Schreiben vom 24. September bei Droysen a. a. Orte.

[2]) Bei Droysen a. a. Orte.

man es kaum der Mühe wert, die Heirat förmlich aufzulösen. Erst im Mai 1524 machte man die Anzeige, daß die Infantin dem König Johann III. von Portugal vermählt worden sei. Als Gründe wurden angegeben, die Mutter habe die Prinzessin nicht zu weit von sich lassen wollen, und die Prinzessin hänge selbst an der portugiesischen Heirat; auch Sachsens lutherische Ketzerei wurde vorgeschützt. Der Kurfürst und sein Bruder empfanden den „unverdienten Spott, Hohn und Schimpf" schwer, doch sich zu rächen waren sie als „arme Fürsten" nicht gesonnen und im Stande. Daß aber der Kaiser ein geschlossenes Eheverlöbnis auflöse, fanden sie himmelschreiend [1].

Hat Karl es mit dieser Heirat jemals ernst gemeint? Wir glauben nicht. Sie lag wie das frühere Project mit Joachim zu sehr außerhalb der Bahnen seiner politischen Tendenzen, sie verletzte das Hoch- und Selbstgefühl des Herrschers, der sein und seines Hauses Blut über jedes in der Christenheit stellte. Um Friedrich aber das einmal gegebene Wort zu halten, war ihm dieser zu ungefährlich.

---

[1]) Müller, Gesch. der Protestation S. 692.

Aachen.

Der gesicherte Besitz des Kaisertums war für Karl viel zu bedeutend, als daß er nicht hätte daran denken sollen, sobald als möglich zum Empfang der Krönung nach Deutschland zu gehen. Wol herrschte Unzufriedenheit in Aragon, Gährung und böse Stimmung in Valencia und Castilien, die königliche Gegenwart schien dringend von nöten zu sein, um einen gewaltsamen Ausbruch zu verhindern; die spanischen Patrioten waren einmütig gegen eine Abreise des Königs in diesen Umständen. Aber Karl dachte nicht so; er nahm die Sache nicht ernst genug und fand für diese Ansicht ungemein viel Beistimmung an der niederländischen Umgebung, die damals noch ungemein viel Einfluß auf ihn übte. Seine Chièvres und alle die Günstlinge, die er aus Belgien in die Halbinsel mit sich genommen hatte, sehnten sich aus Spanien hinweg, wo der Haß einer gekränkten Nation auf ihnen lag, wo man sie, die als Fremdlinge jeden Verbrechens fähig schienen, beschuldigte, durch eine käufliche Verwaltung und schamlose Erpressungen sich bereichert zu haben. Sie mochten in der Sehnsucht, die Heimat wiederzusehen und die Früchte ihrer spanischen Ernten in Ruhe zu genießen, jene für die Herrschaft Karl's aufsteigenden Gefahren als geringfügig hinstellen, und dagegen die Notwendigkeit im Mittelpunkte der

europäischen Angelegenheiten wieder zu erscheinen, desto stärker hervorheben [1].

Es waren dieselben Stimmen, welche einst seine Reise nach Spanien auf das angestrengteste zu verzögern bemüht waren [2]. Sie konnten übrigens auf die dringenden Briefe, die aus Deutschland eintrafen, hinweisen [3]. Es seien dreizehn Monate seit Maximilian's Tode abgelaufen, schrieben einmal Sachsen und Mainz an Karl, ein allgemeiner Brand, wie man ihn nie zuvor gesehen, drohe das verwaiste Reich zu verheeren, wol hätten sie vernommen, daß der König von Frankreich seine Reise aus Spanien nach Deutschland verhindern wolle, doch möge dies den König nimmer abhalten, sich am Anfang des Sommers zur Krönung einzufinden, die Fürsten des Reiches würden ihn kräftig schützen und vertheidigen [4].

Genug, Karl ließ nicht nur Friedrich von Sachsen, den er damals in ostensibler Weise durch eigenhändige deutsche Briefe auszuzeichnen liebte, versichern, daß er die Abreise beschleunigen wolle [5], sondern auch seine Tante Margareta auffordern, ihm unverzüglich eine Flotte aus den Niederlanden zu schicken. Sobald die Zeit der winterlichen Stürme, die Karl's zarte Gesundheit zu scheuen Ursache hatte, vorüber war, erfolgten die Vorbereitungen zur Abfahrt. Er bestellte den Cardinal Hadrian von Tortosa zum

---

[1]) In seiner bekannten rhetorischen Weise schreibt Peter Martyr, in den Briefen (B. 32) 30. November 1519: Auscultat (Carolus) libenter nuncium natalis Patriae cupidus. Belgae familiares domestici onusti auro libertius. Sed hiatu avidiore satrapae ipsius, quorum consiliis regitur, libentissime. Hispaniam Hispanis esse relinquendam; Flandriam Flandricis esse commodam publice fatentur. Valentinos differt, uti suspicatur, conventus. Amissurum se Regnum illud prudentiores Regi prognosticantur, ni accesserit. Nil curandum avari suadent. Redeundum in patriam et coronam imperialem esse quaerendum ajunt.

[2]) Brewer, Letters and papers 1517 nr. 3143.

[3]) Kurfürst Friedrich an Karl, Lochau 8. Febr. 1520. Neudecker und Preller, Spalatin's Nachlaß S. 98.

[4]) Lochau 20. Febr. Lanz Corresp. Karl's V. 1, 57.

[5]) Molino del Rey, 24. Dez. 1519, Spalatin's Nachl. 97.

Statthalter seiner spanischen Königreiche, der schon als Niederländer wenig geeignet war, die erbitterten Spanier zu beruhigen.

In dem Augenblicke als der König schied brach schon der Aufstand los. In Valladolid zog man die Sturmglocke, um Karl's Abreise zu hindern. Als er die Küste erreichte, kam die Nachricht vom Aufstande Toledos, Salamancas, Valencias. Doch ihn hielt nichts zurück; er schiffte sich am 19. Mai im Hafen von Coruña in Galicien ein und ging am 20. unter Segel. Nachdem er am 26. Mai eine politisch nicht erfolglose Zusammenkunft mit Heinrich VIII. in Dover gehalten, landete er zu Vließingen in Seeland am 1. Juni. Der Begrüßungen, Beglückwünschungen, Deputationen, Festempfänge war nun kein Ende. In Brügge sah er seine Tante, seinen Bruder, die Gesandten von Venedig, Sachsen, Braunschweig. In Gent empfingen ihn die Deputationen der meisten Städte der Niederlande; zu Brüssel, wo er am 15. Juni eintraf, betheuerte er den versammelten Ständen, daß sein Herz immer in den Niederlanden gewesen. Dennoch kostete es manchen Kampf, ihnen jene großen Geldbewilligungen, deren er jetzt so dringend bedurfte, zu entwinden.

Noch einmal war er dann in Gravelingen mit Heinrich VIII. zusammen, um das englische Bündnis fester zu knüpfen, auf das ihn die gespannte Situation mit Frankreich anwies. Von da ab waren die nächsten Wochen und Monate mit immerwährenden Empfangfesten erfüllt, zuerst in den Niederlanden, dann in Deutschland. Mit Schießen und Fackelzügen haben ihn die Städte allenthalben begrüßt[1]. In Brüssel erschien auch eine Botschaft der Kurfürsten, um ihren König noch einmal zur Krönung einzuladen. Er ließ ihnen ankündigen, daß er am Sonntag nach Michaelis die Krone empfangen wolle und ließ sie bitten, acht Tage zuvor persönlich in Mastricht zu erscheinen, damit er mit ihnen am Michaelistage in Aachen den feierlichen Einritt halte[2].

---

[1]) Hene, Règne de Charles-Quint en Belgique, 2, 314.

[2]) Ueber die Krönung berichten eingehend Goldast, polit. Reichshändel S. 47—57 (die Acten im W. St. Archive) und die Coronatio Caroli V. per

Schon waren die Kurfürsten von Mainz, Pfalz und Sachsen in Köln erschienen, schon hatte auch Joachim, der an der Krönung nicht theilnehmen wollte, den Bischof Hieronymus von Brandenburg als seinen Gesandten und Stellvertreter dahin entboten, als sich die Nachricht verbreitete, auch in Aachen sei wie an manchem andern Orte des Reiches eine bösartige Seuche ausgebrochen. Nun wollten die Fürsten in ihrer Furcht nicht weiter und berieten sich zu Rotenkirchen im Kölnischen wegen einer Aenderung des Krönungsortes. Sie machten deshalb dem Könige Karl Vorstellungen und lagen ihm an, an einen andern beliebigen Ort der Kölner Diöcese zu kommen. Die Gesandtschaft, welche den König in Löwen traf, erinnerte ihn, daß auch Ruprecht von der Pfalz in Köln gekrönt worden.

Aber die Aachner, welche um alles die Ehre und das Schauspiel nicht einbüßen wollten und bereits kostspielige Anstalten getroffen hatten, ließen in inständigen Bitten nicht nach und versicherten, daß man die Gefahr und den Grad der Ansteckung der „Pestilenz“ übertreibe. Auch war die Erinnerung an den machtlosen Ruprecht nicht darnach angethan, um König Karl zu bestimmen von dem in Deutschland so viel geltenden Herkommen abzuweichen. Karl ließ daher die Kurfürsten durch Max von Zevenberghen wissen, sie sollten sich dennoch in Aachen versammeln. Endgiltig wurde der Einzug auf den 22. October, die Krönung auf den 23. angesetzt. Nicht ohne daß man zuvor in Aachen die Frage, ob der Tag des heiligen Severin auch würdig und feierlich genug sei, um an ihm die Krönung vorzunehmen, mit Ernst und Wichtigkeit behandelt hatte. Das Verdienst um die Entscheidung hat sich der Bischof von Lüttich erworben. An den Kurfürsten Friedrich schrieb Karl wieder eigenhändig, um ihn zum feierlichen Acte

---

Hartmannum Maurum Hermanni Archiepiscopi Coloniensis Consiliarium descripta. Colon. 1550 bei Schard. 2, 16—29.

einzuladen. Doch dieser entschuldigte sich mit Krankheit und blieb in Köln[1].

Am 21. October hielt der König in einem Kloster anderthalb Meilen von Aachen und übernachtete. Gegen Mittag des folgenden Tages brach er auf; bis eine Meile vor der Stadt war ihm eine zahlreiche Volksmenge entgegen geströmt. Bis auf eine halbe ritten ihm die Kurfürsten von Mainz, Köln, Trier, die Gesandten Sachsens und Brandenburgs entgegen.

Da haben die Deutschen den Herrscher, der in langer und ernster Zeit ihre Geschicke lenken sollte, zuerst gesehen. Eine zarte Gestalt von mittlerer Größe, ein blasses, bartloses Angesicht, ruhige, anscheinend theilnamlose Züge. Die körperliche Entwickelung war bei Karl weit hinter seinem Alter zurückgeblieben. Er erinnert hierin ebenso wol an seinen Großvater Maximilian, der erst im zwölften Jahre seiner Zunge mächtig ward, wie an seinen Sohn Philipp II. Noch vor vier Jahren hatte man gesagt, er werde die nächsten zwei Jahre nicht überleben; in den Mühsalen einer Seereise fürchtete man für sein Leben, lebhafter Tanz warf ihn auf das Krankenlager[2]. Die epileptische Krankheit, an der er schwer litt, ist erst später von ihm gewichen. Doch hatte er sich in der letzten Zeit überraschend gekräftigt und die düsteren Prophezeiungen beschämt. Bei den in Brüssel vor einem glänzenden Kreise fürstlicher und adeliger Theilnehmer jüngst gehaltenen Turnieren hat er ebenso wie auf dem Schießstand Proben wachsender Stärke abgelegt und eine Gewandtheit bewiesen, die sich in den nächsten Jahren noch mehrte[3].

---

1) Lüttich 13. October bei Droysen Ber. d. sächs. Gesellsch. S. 176, daß Friedrich in der That krank war, geht aus Spalatin's Chronicon bei Mencken 2, 604 hervor.

2) Brewer, Letters and papers nr. 3143, 1517, 19. April: that the King's health is so bad, he is not likely te live more than two years, as his physicians and tbe astronomers say, that if the Emperor insist on his going by sea, they will be exonerated of all blame if anything happens. — Le Glay, Correspondance entre Maximilian I et Marguerite 2, 260.

3) Alex. Hene, Charles-Quint 2, 320.

Als die Kurfürsten des Königs ansichtig wurden, sprangen sie von ihren Pferden und begrüßten ihn. Da er aber selber sich vom Pferde herablassen wollte, hinderten sie es. Mainz hielt eine kurze Anrede in deutscher Sprache; für den König antwortete der Cardinal Lang. Dann verweilte man in Gesprächen bis zur Ankunft des Pfalzgrafen, der sich verspätet hatte.

Als man aufsitzen wollte, um den Einzug zu beginnen, brach einer jener zahllosen Ehrenstreite aus, deren Bedeutung Ceremonienmeister am besten zu schätzen wissen. Wer sollte den Vorritt haben? Der Graf von Jülich war Landesherr und ihm schien dieses Recht darum zuzustehen. Aber der Gesandte von Sachsen behauptete, daß seinem Herzoge als des Reiches Marschall an allen Orten und zu allen Zeiten der Vortritt und Vorritt gebühre. Der Hader dauerte an zwei Stunden; selbst die Einsprache König Karl's war unvermögend, ihn zu schlichten. Endlich ritt der Jülicher mit seinen dreihundertfünfzig stahlgepanzerten Reitern entschlossen voraus. Um sich nicht überwunden zu geben, ließen die sächsischen Ritter einen weiten Zwischenraum zwischen sich und ihren Rivalen und bildeten nun ihrerseits die Spitze des von da ununterbrochenen Zuges.

Er entwickelte sich in aller der Pracht, welche die Zeit liebte. Hinter dreitausend Landsknechten des Königs, bewaffnet mit Büchsen und Hellebarden, und dem reisigen Corps des trotzigen Jülicher's folgten die schwarzen und roten Trupps der kurfürstlichen Reiter von Sachsen, Pfalz, Brandenburg, Mainz, Trier, Köln. Mit tausend prächtigen Pferden reihte sich daran der Hofstaat des Königs, alles in starrer Seide, strahlend von edlen Steinen und Gold. Dann die Grafen und Herren in des Königs Dienste und die Ritter des goldenen Vließes. Nun schritten Trompeter und Herolde einher, einer der letzteren warf Geld unter die Menge. Nach den Domherren erschien das heilig gehaltene Bild Karl's des Großen, daß zu den „Heiligtümern" Aachens gehört, von einem Manne getragen, der in dem hohlen Raume sich verbarg. Die anderen Reliquien des Münsters in

ihren prachtvollen Behältern waren nicht vergessen worden. Darauf sah man Wappen und Adler des Königs. Es folgten die Kurfürsten von Trier und Pfalz, die Gesandten Brandenburgs und der Vertreter Sachsens, Graf Ulrich von Pappenheim; in seiner Hand glänzte das gezückte blanke Reichsschwert. Jetzt erschien der König in silberner Rüstung auf silbergepanzertem Rosse, ein silbernes Baret auf dem blondlockigen Haupte, links und rechts von Köln und Mainz, im Rücken von der böhmischen Botschaft begleitet. Das fernere Gefolge bildeten die Cardinäle Lang von Salzburg, Schiner von Sitten, Croy von Toledo, die geheimen Räte und alle Abgeordneten, weil sie von den Königen, Herzogen, Fürsten, Städten waren entboten worden. Nur der Nuncius und der Gesandte Englands fehlten, welche es mit ihrer Würde nicht vereinbar gefunden, erst hinter den Kurfürsten eingereiht zu werden. Vor dem Liebfrauenmünster stiegen die Tausende ab und erfüllten die Räume. Es war Nacht geworden, und alles glänzte in festlicher Beleuchtung.

Der alte Brauch wollte es, daß der erwählte König außer dem Eide in Frankfurt unmittelbar nach der Wahl noch einen am Königsstuhl zu Rense leiste. Darum verlangten die Kurfürsten von Karl, der sich des ersten durch seine Commissarien entledigt hatte, auch jetzt einen zweiten vor der Krönung. Diesen am Tage des Einzugs ablegen zu wollen, hatte er durch eine Urkunde bestätigen müssen[1]. Vor dem Altare angelangt, warf sich der König in Kreuzesform nieder, und nachdem er so einige Augenblicke seine tiefste Demut dem Herrn der Welten und Throne bezeugt, wohnte er dem lauten Tedeum stehend an. Ein kniendes Gebet vor dem gefeierten Bilde der Jungfrau schloß die Andacht. Jetzt schritt man in die Sakristei zur Abnahme des gewünschten Vorkrönungseides. Hiemit war der erste Tag zu Ende.

Am frühen Morgen des 23. begannen jene religiösen Ceremonien, in deren peinlicher Umständlichkeit und lästiger Menge

---

[1]) Bei Goldast, polit. Reichsh. S. 48.

alle Krönungen übereinkommen. Eine feierliche Procession der Fürsten und des königlichen Hofstaats geleitet den König wieder zum Münster, vor dessen Pforte Mainz und Trier, angethan mit dem höchsten Prunke ihrer geistlichen Würden, ihn empfangen. Köln hält ein kurzes Gebet, worauf der König mit einem goldenen Palliolum bekleidet und unter Gesängen in die Kirche geführt wird. Er sinkt wieder mit ausgebreiteten Armen vor dem Liebfrauenaltar nieder und man spricht über ihn das Domine salvum fac Regem. Darauf setzt sich der König Angesichts des Altars auf einen Stuhl; rechts von ihm nimmt Mainz, links Trier Platz. Das Hochamt wird begonnen. Nach der Epistel ziehen die beiden mit ihm von neuem zum Altar, vor dem er niedersinkt. Während dessen wird die Litanei gesungen. Hat sich der König erhoben, so tritt der Erzbischof von Köln mit den vorgeschriebenen sechs Fragen an ihn heran, ob er die heilige Kirche schirmen, Gerechtigkeit üben, das Reich schützen, die Rechte und Besitztümer des Reiches aufrecht halten, den Witwen und Waisen ein Hort sein und dem römischen Pabste schuldige Unterwerfung und Treue erweisen wolle. Auf jede der Fragen antwortet der Gefragte: Ich will. Um es noch einmal zu bekräftigen, legt er zwei Finger auf den Altar und gibt dem Eide einen förmlicheren Ausdruck [1]. Nun fragt der Erzbischof von Köln die anderen Kurfürsten und die Umstehenden, ob sie diesem Könige sich unterwerfen, sein Reich fest und treu erhalten, seinen Befehlen gehorsam sein wollten, worauf Mainz und die andern ihre Zustimmung ausrufen. Bisher sind alle Fragen und Antworten in lateinischer Sprache abgegeben worden. Nun wiederholt der Abt von Prüm die letzte Frage in deutscher Sprache.

Darauf vollzieht man die Salbung des knienden Königs an Haupt, Brust und Händen, und spricht zu ihm: Friede sei mit Dir. Sind alle Gebetworte gesprochen, so führen ihn Mainz

---

[1]) Volo, et in quantum divino suffultus fuero adiutorio, et precibus fidelium Christianorum adiutus valuero ea premissa fideliter adimplebo, sic me deus adiuvet et omnes sancti ejus.

und Trier in die Sakristei, damit das Chrisam an ihm abgetrocknet werde. Bisher hatte Karl seine prachtvollen Profankleider getragen; jetzt wurden dem Gesalbten liturgische Gewänder angelegt, die man aus dem Schatze des Münsters in Aachen nahm, die Stola, Dalmatica, Purpurstrümpfe, Schuhe u. s. w. Obgleich die alten kaiserlichen Ornatstücke, welche in Nürnberg verwahrt wurden, auch diesmal nach Aachen gebracht worden waren, hat man sie bei dieser Krönung nicht angewendet, und neuen schönern vor den alten gebrechlichen den Vorzug gegeben[2]. Nach der Umkleidung fand die Uebergabe der Reichskleinodien statt. Das Schwert Karl's des Großen wird dem Könige umgegürtet, ein goldener Ring an den Finger gesteckt, Scepter und Apfel in die Hände gereicht; keinem Acte fehlen begleitende Worte. Endlich setzen die Kurfürsten in gemeinschaftlicher Handlegung die Krone Karl's des Großen auf das königliche Haupt.

Wieder vor den Altar geführt, legt der König beide Hände auf denselben und spricht einen Eid, der dieselben allgemeinen Verheißungen von vorher wortreicher ausführt. Sodann setzt sich der Zug in Bewegung, um den König zum steinernen Stuhle Karl's des Großen hinter dem Altare der Apostel Simon und Judas in der Emporkirche zu geleiten. Während er die sechs Stufen hinansteigt, spricht man zu ihm die Worte: Halte von nun an fest an diesem Königssitze, der Dir nicht nach Erbrecht und väterlicher Nachfolge, sondern durch den Willen der Kurfürsten zu Theil wird. Der Kurfürst von Mainz tritt vor den Königsstuhl und trägt dem gekrönten König und allergnädigsten Herrn seine Glückwünsche vor. Nachher schlägt der König wie herkömmlich einige Ritter, geht noch einmal in den Chor zurück und nimmt vor dem Altare Platz. Neben ihm hält nun der Graf von Pappenheim das Reichsschwert, der Pfalzgraf den Reichsapfel und der Schenk von Limburg das Scepter. Endlich

---

[1]) Hierüber mehr bei Fr. Bock, die Kleinodien des heil. röm. Reiches deutscher Nation. Wien 1864. S. III ff. Römer-Büchner, die Wahl- und Krönungskirche der deutschen Kaiser zu Frankf. a. M. 1857. 1858.

nimmt der König die Communion. Der langwierige Gottesdienst ist zu Ende.

Wir lassen die Fürsten und den gekrönten König Karl V. zum Banket im Rathause ziehen, ohne Verlangen zu tragen, auch noch Zeugen der politisch so überaus gleichgiltigen Bräuche und Ceremonien zu sein, welche sich dort abspielten [1].

Der König blieb noch drei Tage in Aachen, dessen Freude vollkommen werden mußte, da ihm auch die Ausstellung seiner gefeierten Heiltümer gewährt wurde. Am 26. October verkündete Albrecht von Mainz am Schlusse einer feierlichen Messe, welcher der König anwohnte, ein Breve, in dem der Pabst die Erwählung Karl's billigte und ihn ersuchte, von nun an den Titel eines erwählten römischen Kaisers zu führen [2]. Die Curie wollte einer wahrscheinlichen Usurpation des Titels, wie die durch Maximilian I. im Jahre 1508 zuvorkommen. Leo X. hat sogar den Vorschlag gethan, die römische Kaiserkrone nach Deutschland zu senden, König Franz und die Venezianer sogleich beifällig zugestimmt, höchstens unbewaffnet dürfe Karl nach Italien kommen. Karl aber wies den Antrag rund ab [3].

Sogleich nachher ist Karl nach Köln gegangen, wo man ihn auf das festlichste und was mehr bedeutet mit vieler Freude empfing. Es war ein Nachspiel der Aachner Szenen. Hier war es, wo der biedere Friedrich von Sachsen zum erstenmal den Kaiser begrüßte [4].

Das Gepränge war zu Ende, die That mußte beginnen. Aller Augen und Erwartungen hingen an dem, was das „jung

---

1) Solche, die daran ein Interesse nehmen, finden ausreichende Beschreibungen in Goldast Reichsh. 53—55. Hartmann. Maurus. 25—28. Für die Befriedigung des gleichzeitigen Publikums sorgte eine Zeitung unter dem Titel: Romischer Kunigklicher maiestat kronung zu Ach geschehen. 5 B.

2) Darinn ir hailigkeit Kö. Mt zu Rö. kayser erwelt mit beger das Ir Mt das annemen, sich dafur halten vnnd denn Titel eins Röm. keysers geprauchen wöll. Vgl. Ruscelli's Lett. di Principi 1, Bl. 83.

3) Marino Sanudo aus Rom 23. Juli, aus England 16. August.

4) Spalatini Chronic. bei Mencken 2, 600.

edle Blut von Oesterreich" thun würde. Karl hat am Schlusse des Jahres 1519 nach England melden lassen: Deutschland ist beruhigt, was keine kleine Sache ist. Karl irrte, Deutschland lag im Fieber. Niemals hatte die Unbefriedigung an allem Bestehenden, das stürmische Verlangen nach Neugestaltung, die Unruhe und Spannung in allen Gemütern einen höheren Grad erreicht.

Der Seuche wegen, die auch in Nürnberg wütete, berief der Kaiser in Köln den ersten Reichstag nach Worms. Es ist die Versammlung, auf der das zerrüttete Reich eine neue Ordnung empfangen, und wo zum ersten Mal die neue Kirchenreformation in den Kreis der Reichsverhandlungen eingeführt werden sollte. Man rief dem Kaiser die bedeutsame Mahnung zu: Wirst du erst Gottes Handel ausrichten, so wird Gott deinen Handel ausrichten.

Hat Karl V. damals die Menge der Schwierigkeiten, die er überwinden wollte, die Reihe der Feinde, die ihm drohten, überblickt, so mochte er wol Frankreich und seinen König, der eifrig gegen ihn rüstete, für den gefährlichsten erachten. Er irrte sich; das größte politische Hindernis, das ihm erwuchs, war nicht ein Staat, sondern der neue Glaube, der gefährlichste, mächtigste und beharrlichste seiner Gegner nicht ein König, sondern ein schlichter Mann aus dem Volke, der kühne Mönch von Wittenberg. Karl V. sollte ihn zu Worms sehen.

Druck von Adolf Holzhausen in Wien
k. k. Universitäts-Buchdruckerei.

DATE DUE			

